

Henri Charrière

BANCO

Die weiteren Abenteuer des
PAPILLON



Henri Charrière • Banco

Die weiteren Abenteuer des
PAPILLON

FACKELVERLAG

Henri Charrière

BANCO

Die weiteren Abenteuer des
PAPILLON

FACKELVERLAG

Aus dem Französischen übertragen von
RUTH VON MAYENBURG und PIERRE BOCEV

Titel der französischen Originalausgabe
BANCO

BANCO

Die weitere Abenteuer des
PAPILLON

Copyright © Editions Robert Laffont, S. A., 1972
Alle Rechte der deutschen Ausgabe 1973: Verlag Fritz Molden, Wien-München-Zürich
Lizenzausgabe für den Fackel-Buchklub Stuttgart/Salzburg
und für die Fackel AG Brugg
Satz: Satz-Rechen-Zentrum Hartmann + Heenemann KG, Berlin 30
Druck: Gebr. Feyl, Berlin 48
Bindearbeit: Lüderitz & Bauer GmbH, Berlin 61
Printed in Germany

Dem Gedenken an Dr. Alex Guibert-Germain und Madame Alex Guibert-Germain, an die Venezolaner, meine Landsleute, an die Tausende von Freunden, Franzosen, Spanier, Schweizer, Belgier, Jugoslawen, Deutsche, Engländer, Griechen, Amerikaner, Türken, Finnen, Japaner, Israelis, Schweden, Tschechen, Dänen, Argentinier, Kolumbier, Brasilianer und alle, die ich nicht genannt habe, dem Gedenken all dieser für mich gesichtslosen Freunde, die mir die Ehre erwiesen haben, mir zu sagen oder zu schreiben:
„Wer waren Sie, Papillon? Und was haben Sie seit dem Bagno vollbracht, um als Buch in unsere Hände zu gelangen?“

INHALT

Die ersten Schritte in Freiheit	11
Die Goldmine	33
Jojo der Würfler	55
Abschied von Callao	93
Caracas	103
Der Tunnel unter der Bank	117
Carotte – Das Versatzamt	133
Die Bombe	152
Maracaibo – Bei den Indianern	171
Rita und das „Vera Cruz“	191
Vater	210
Venezuela – neue Heimat	224
Meine Kindheit – 27 Jahre danach	239
Die Nachtbars – Die Revolution	276
Die Krabben und das Kupfer	286
De Gaulle und Pablito	295
Montmartre – Mein Prozeß	307
Israel – Das Erdbeben	346
Papillon wird geboren	359
Meine Herren Verleger	376
Vor Paris	397
Banco!	417

DIE ERSTEN SCHRITTE IN FREIHEIT

»Viel Glück, Francés! Von jetzt an seid ihr frei. Adios!« Der Wachoffizier des Bagnos El Dorado macht eine flüchtige Handbewegung und kehrt uns dann den Rücken. Und doch ist nichts schwieriger, als die Ketten abzuwerfen, die man dreizehn Jahre lang mit sich herumgeschleppt hat. Mit Piccolino an der Hand, mache ich einige Schritte auf dem steilen Pfad, der vom Flußufer, wo der Offizier uns abgesetzt hat, zum Dorf El Dorado hinausführt.

Noch jetzt, 1971, in meinem alten spanischen Haus, genau in der Nacht des 18. August, sehe ich mich mit unglaublicher Deutlichkeit auf jenem Geröllweg und höre nicht nur die Stimme des Offiziers genau im Tonfall an meine Ohren dringen, ja ich mache sogar die gleiche Bewegung wie vor siebenundzwanzig Jahren: Ich wende den Kopf.

Es ist Mitternacht, draußen herrscht Dunkelheit. Doch nein. Für mich, für mich allein, strahlt die Sonne, es ist zehn Uhr vormittags, und ich bin eben dabei, den schönsten Schultern, dem schönsten Rücken meines Lebens nachzublicken, dem Rücken unseres Bagnobullen, der sich entfernt und so das Ende der Überwachung verkörpert, die all die Tage, Nächte, Minuten und Sekunden niemals, seit dreizehn langen Jahren nicht, aufgehört hat, mich zu belauern.

Ein letzter Blick zum Fluß hin, ein letzter Blick über die Schultern des Bagnobullen hinweg zur Insel des venezolanischen Bagnos in der Mitte des Flusses, ein letzter Blick auf die schreckliche Vergangenheit, die dreizehn Jahre dauerte, dreizehn lange Jahre, in denen man mich getreten, erniedrigt, zermahlen hat.

Plötzlich tauchen über dem Fluß im Dunstschleier, der aus dem von der tropischen Sonne überhitzten Wasser aufsteigt, Bilder auf, die offenbar Gestalt annehmen wollen, damit ich wie

auf einer Filmleinwand den zurückgelegten Weg wiedererkenne. Ich weigere mich, dieser Filmvorführung beizuwohnen, packe Piccolino am Arm, kehre dieser seltsamen Leinwand den Rücken, und nun erst, nachdem ich von meinen Schultern endgültig den Staub der Vergangenheit geschüttelt habe, schreite ich aus und ziehe meinen Freund mit mir.

Die Freiheit? Aber wo ist sie? Am Ende der Welt, tief hinten in den Hochebenen des venezolanischen Guayana, in einem kleinen Verwaltungsort, umschlossen vom üppigsten Urwald, den man sich vorstellen kann. Es ist die Südostspitze von Venezuela, nahe der brasilianischen Grenze, wo ein unendlicher grüner Ozean wogt, der nur da und dort von den Wasserfällen der Ströme und Flüsse durchbrochen wird, und wo verstreut, in Gefüge und Geist biblischen Zeiten würdig, ganz kleine Gemeinwesen leben, rund um eine Kapelle, wo der Priester nicht einmal die Nächstenliebe predigen muß, denn sie ist hier stets in reinem Naturzustand anzutreffen. Häufig haben diese Pueblitos durch nichts anderes mit den übrigen, ebenso abgeschiedenen, Verbindung als durch ein oder zwei Lastwagen, bei denen man sich fragt, wie sie den Weg hierher zurückgelegt haben mögen. Und in ihrer Art zu denken, zu leben, zu lieben, führen diese einfachen Leute ein Leben wie ihre Vorfahren Jahrhunderte vorher, unberührt von allen Ausdünstungen der Zivilisation.

Als wir den Anstieg beendet haben und auf der Anhöhe anlangen, wo das Dorf El Dorado liegt, halten wir an, um dann langsam, ganz langsam weiterzugehen. Ich höre Piccolino tief Atem schöpfen, und auch ich atme tief, sauge die Luft bis zur äußersten Grenze meiner Lungen ein und lasse sie sacht wieder entweichen, als ob ich Angst hätte, diese herrlichen Minuten zu schnell zu erleben — diese ersten Minuten der Freiheit.

Das weite Hochplateau öffnet sich vor uns, und wir sehen nun rechts und links kleine Häuser liegen, sauber und blumengeschmückt. Kinder haben uns bemerkt, sie wissen, woher wir kommen. Ohne feindliche Haltung, im Gegenteil, freundlich kommen sie heran und gehen still neben uns her. Sie scheinen den Ernst des Augenblicks zu begreifen.

Gleich vor dem ersten Haus bietet eine dicke Schwarze auf einem Holztisch Kaffee und Maisfladen, die *arepas*, an.

»Guten Tag, Madame.«

»Buenos dias, hombres.«

»Zwei Kaffee, bitte.«

»Si, Señores.«

Und die gute Dicke serviert uns zwei köstliche Kaffees, die wir stehend trinken, da es keine Stühle gibt.

»Wieviel bin ich Ihnen schuldig?«

»Nichts.«

»Wieso nichts?«

»Es macht mir Freude, Ihnen den ersten Kaffee in der Freiheit anzubieten.«

»Danke. Wann gibt es einen Autobus?«

»Heute ist ein Feiertag, da gibt es keinen Autobus, aber um elf Uhr fährt ein Lastwagen.«

»Ah, danke.«

Ein junges Mädchen mit schwarzen Augen und ganz leicht getönter Haut tritt aus dem Haus.

»Kommen Sie herein und setzen Sie sich«, sagt sie mit einem freundlichen Lächeln.

Wir treten ein und setzen uns zu einem Dutzend Leuten, die ihren Rum trinken.

»Warum läßt Ihr Freund die Zunge heraushängen?«

»Er ist krank.«

»Kann man etwas für ihn tun?«

»Nein, nichts. Er ist gelähmt. Er muß in ein Hospital.«

»Wer gibt ihm zu essen?«

»Ich.«

»Ist er dein Bruder?«

»Nein, mein Freund.«

»Hast du Geld, Francés?«

»Sehr wenig. Woher weißt du, daß ich Franzose bin?«

»Hier erfährt man alles sehr schnell. Wir wissen seit gestern, daß du entlassen wirst. Wir wissen auch, daß du von der Teufelsinsel geflüchtet bist und daß die französische Polizei versucht,

dich einzufangen, um dich wieder dahin zurückzubringen. Aber hier wird sie dich nicht suchen kommen, denn hier hat sie nichts zu befehlen. Wir werden dich schützen.«

»Warum?«

»Weil . . .«

»Was willst du sagen?«

»Da, trink einen Schluck Rum und gib auch deinem Freund einen.«

Eine Frau von ungefähr dreißig ergreift das Wort. Sie fragt mich, ob ich verheiratet bin. Nein. Ob meine Eltern noch leben. Nur mein Vater.

»Er wird froh sein, dich in Venezuela zu wissen.«

»Das wohl.«

Ein Weißer, groß und hager, mit verquollenen und dennoch sympathischen Augen, fällt ein:

»Meine Verwandte hat dir nicht sagen können, warum wir dich schützen. Nun, ich will es dir sagen. Weil ein Mensch, außer er ist tollwütig, und dann ist nichts mehr zu machen mit ihm, sich ändern und gutwerden kann, wenn man ihm hilft. Eben darum wirst du in Venezuela geschützt sein: denn wir lieben den Menschen und mit Gottes Hilfe glauben wir an ihn.«

»Aus welchem Grunde, glaubst du, wurde ich auf der Teufelsinsel gefangengehalten?«

»Gewiß wegen einer sehr schwerwiegenden Sache. Vielleicht weil du einen Mord begangen hast oder einen ganz großen Diebstahl. Zu wieviel warst du verurteilt?«

»Zu lebenslänglichem Bagno.«

»Bei uns ist die Höchststrafe dreißig Jahre. Wieviel hast du abgesessen?«

»Dreizehn Jahre. Aber ich bin frei.«

»Vergiß das alles, hombre. Vergiß so schnell wie möglich, was du in den französischen Gefängnissen und hier in El Dorado erleiden mußt. Vergiß es, denn wenn du zuviel daran denkst, wirst du zwangsläufig dahinkommen, die Menschen zu hassen. Nur Vergessen hilft dir, sie von neuem lieben zu können und friedlich in ihrer Mitte zu leben. Nimm dir rasch eine Frau! Hei-

rate! Die Frauen in diesem Land sind heißblütig, und sobald du die Deine gefunden hast, wird sie dir mit ihrer Liebe, dem Eheglück und den Kindern, die sie dir schenkt, helfen, alles zu vergessen.«

Da ist der Lastwagen. Ich danke den guten Leuten und gehe hinaus, Piccolino an der Hand. Ein Dutzend Fahrgäste sitzt auf den Bänken hinter der Fahrerkabine. Aus Freundlichkeit überläßt uns das kleine Völkchen die beiden besten Plätze in der Kabine neben dem Chauffeur.

Während wir in dem Lastwagen dahinrollen, der auf der schlechten Straße voller Löcher und Buckel wie verrückt auf und ab hüpfte, wandern meine Gedanken zu diesem seltsamen venezolanischen Volk. Weder die Fischer im Golf von Parria noch die einfachen Soldaten von El Dorado, noch dieser bescheidene Mann aus dem Volk, der in dem Haus aus Lehm und Stroh zu mir gesprochen hat, haben richtige Schulbildung. Sie können kaum lesen und schreiben. Woher also besitzen sie diesen Sinn für christliche Barmherzigkeit? Woher finden sie solche Worte der Ermutigung und bieten mit dem Wenigen, das sie besitzen, dem Exsträfling ihre Hilfe an? Wieso finden sich die Chefs des Bagnos von El Dorado, die selber gebildet sind, sowohl die Offiziere als auch der Direktor, mit dem Volk in der gleichen Idee: dem verlorenen Menschen eine Chance zu geben, wer immer er ist und wie schwerwiegend auch sein Delikt sei? Diese Charaktereigenschaften können nicht von den Europäern stammen, daher haben sie sie von den Indianern übernommen. Auf jeden Fall kannst du vor ihnen den Hut ziehen, Papillon.

So sind wir nun in Callao angekommen. Ein großer Platz, Musik. Wir haben den 5. Juli, richtig! der Nationalfeiertag. Die Menge im Sonntagsstaat, und wie überall diese farbenbunte Welt der tropischen Länder: Schwarz, Gelb, Weiß und das kupferne Braun der Indianer. Wir steigen aus, Piccolino und ich zusammen mit einigen anderen Passagieren. Ein junges Mädchen, das ebenfalls vom Lastwagen heruntergeklettert ist, kommt zu mir heran und sagt: »Zahl nicht, es ist schon erledigt.« Der

Chauffeur wünscht uns viel Glück, und der Lastwagen fährt los. Mit meinem kleinen Bündel in der einen Hand und mit Piccolino an der andern, die er mit den drei ihm an der linken Hand verbliebenen Fingern festhält, überlege ich nun, was wir machen werden. Ich habe englische Pfunde von den Antillen und einige hundert Bolivar, Geschenke meiner Mathematikschüler im Bagno von El Dorado. Außerdem einige Rohdiamanten, die ich in den Tomatenpflanzen des von mir angelegten Gemüsegartens gefunden habe.

Das junge Mädchen fragt mich, wohin ich gehe, und ich antworte ihr, daß ich vorhabe, eine kleine Pension zu suchen.

»Kommt erst einmal zu mir nach Hause, später wird man weitersehen.«

Wir folgen ihr, überqueren den Platz, und nach ungefähr zweihundert Metern kommen wir zu einem Feldweg mit niedrigen Häusern zu beiden Seiten, alle aus Lehm, mit Stroh-, Wellblech- oder Zinkdächern. Vor einem davon bleiben wir stehen.

»Tretet ein, dieses Haus ist das eure«, sagt das junge Mädchen. Sie muß achtzehn Jahre alt sein.

Sie läßt uns vorangehen. Ein sauberer Raum mit gestampftem Lehm Boden, ein runder Tisch, einige Stühle, ein Mann um die Vierzig, schwarze, glatte Haare, von mittlerer Statur und gleicher Hautfarbe wie das Mädchen, helles Ziegelrot, und Indianeraugen. Es sind da noch drei Mädchen, ungefähr vierzehn, fünfzehn und sechzehn Jahre alt.

»Papa, meine Schwestern. Hier bringe ich euch Fremde ins Haus. Sie kommen aus dem Gefängnis von El Dorado und wissen nicht, wohin. Ich bitte euch, sie nett aufzunehmen.«

»Seid willkommen«, sagt der Vater. Und er wiederholt die heilige Formel: »Dieses Haus ist das eure. Setzt euch hierher an den Tisch. Habt ihr Hunger? Wollt ihr Kaffee oder Rum?«

Ich will ihn nicht beleidigen, indem ich sein Angebot ablehne, und so willige ich in einen Kaffee ein. Das Haus ist sauber, aber die Einfachheit des Mobiliars zeigt mir, daß sie arm sind.

Maria bringt uns den Kaffee. Ich kann sie nun aufmerksamer betrachten, denn sie setzt sich neben ihren Vater, genau mir ge-

genüber. Die drei Schwestern bleiben hinter ihr stehen. Sie mustern mich ebenfalls. Maria ist ein Kind der Tropen. Sie hat große schwarze Augen, die Winkel leicht gehoben. Ihre gelockten Haare, pechschwarz und durch einen Mittelscheitel geteilt, fallen ihr über die Schultern. Sie hat feine Gesichtszüge, und obwohl man an ihrer matten, kupfernen Haut den Tropfen indischen Blutes spürt, hat sie sonst nichts Mongolisches an sich. Sie hat einen ausdrucksvollen Mund, in dem prachtvolle Zähne stecken. Ab und zu zeigt sie ihre rosige Zungenspitze. Sie trägt eine weiße, geblumte Bluse mit einem sehr weiten Ausschnitt, der die Schultern enthüllt und den Ansatz der Brüste, die sich in einem Büstenhalter verstecken, der unter dem Saum des Ausschnitts zu sehen ist. Diese Bluse, ein einfacher schwarzer Rock und Schuhe mit flachen Absätzen sind ihr Festtagsputz. Die Lippen sind rot, von einem lebhaften, hellen Rot, und zwei dunkle Farbstriche an den Augenwinkeln heben noch die Größe der Augen hervor.

»Das ist Esmeralda«, sagt sie, auf die jüngste ihrer Schwestern deutend. »Wir nennen sie so wegen ihrer grünen Augen. Diese hier ist Conchita, und die andere Rosita, weil sie einer Rose gleicht. Sie hat einen viel helleren Teint als wir, und ihre Wangen röten sich beim geringsten Anlaß. Jetzt kennt ihr die Familie. Mein Vater heißt José. Wir fünf bilden ein Ganzes, denn unsere Herzen schlagen immer im Gleichklang. Und Sie, wie heißen Sie?«

»Enrique.« (Ich sage nicht Henri, sondern nenne meinen Namen auf spanisch.)

»Sind Sie lange im Gefängnis gewesen?«

»Dreizehn Jahre.«

»Sie Armer, wie müssen Sie gelitten haben!«

»Ja, sehr.«

»Papa, was könnte Enrique hier anfangen?«

»Ich weiß nicht. Haben Sie einen Beruf?«

»Nein.«

»Nun, dann gehen Sie in die Goldmine, dort werden Sie Arbeit bekommen.«

»Und Sie, José, was machen Sie?«

»Ich? Nichts. Ich arbeite nicht, weil man sehr schlecht bezahlt wird.«

Donnerwetter noch mal! Sie sind arm, das ist klar, aber sie sind ordentlich angezogen. Ich kann ihn doch nicht fragen, wovon er lebt, ob er stiehlt, anstatt zu arbeiten! Warten wir's ab.

»Enrique, Sie können diese Nacht hier schlafen«, sagt mir Maria. »Wir haben eine Kammer, wo früher der Bruder meines Vaters schlief. Er ist fort, Sie können seinen Platz einnehmen. Wir werden uns um den Kranken kümmern, während Sie arbeiten gehen. Sagen Sie nicht danke, denn wir schenken Ihnen nichts. Es ist einfach ein unbenutzter Raum.«

Mir fehlen die Worte. Ich lasse mir mein Bündel abnehmen und folge Maria und den anderen zu einer Tür. Maria hat gelogen, diese Kammer war benutzt, denn sie bringen Weibersachen heraus und verstauen sie woanders.

Ich tue so, als sähe ich nichts. Es gibt kein Bett, dafür etwas Besseres, wie meistens in den Tropen: zwei gute Hängematten. Ein großes Fenster, nur mit Läden, geht auf einen Garten voller Bananenbäume.

In der Hängematte schaukelnd, suche ich zu begreifen, was mir da widerfahren ist. Wie leicht ist dieser erste Tag der Freiheit gewesen! Zu leicht. Ich habe ein freies Quartier und zur Versorgung von Piccolino vier junge, reizende Mädchen. Warum lasse ich mich führen wie ein Kind? Richtig, ich bin am Ende der Welt. Aber ich glaube vor allem, wenn ich einfach alles mit mir geschehen lasse, so kommt es daher, daß ich zu lange ein Gefangener gewesen bin, daß ich eben nur noch gehorchen kann. Und jetzt, wo ich frei bin und meine Entschlüsse selber fassen müßte, lasse ich mich führen. Genau wie ein Vogel, dem man seinen Käfig öffnet und der nicht mehr fliegen kann. Er muß es wieder lernen. Ich schlafe ein, ohne an die Vergangenheit denken zu wollen, wie es mir der bescheidene Mann in El Dorado geraten hat. Ein einziger Gedanke beherrscht mich vor dem Einschlafen: Die Gastfreundschaft dieser Leute ist eine erschütternde und wunderbare Sache.

Soeben habe ich gut gefrühstückt, zwei Spiegeleier, zwei in Margarine angebratene Bananen und Schwarzbrot. Maria ist im Zimmer dabei, Piccolino zu waschen. Ein Mann erscheint auf der Türschwelle. Seitlich an seinem Gürtel hängt eine Machete, eine Art Buschmesser. »*Gentes de paz*« (friedliche Leute), sagt er. Das ist die Art, sich als Freund anzukündigen.

»Was willst du?« fragt José, der mit mir gefrühstückt hat.

»Der Chef Civil will die Cayenner sehen.«

»So hast du sie nicht zu nennen! Nenn sie bei ihrem Namen.«

»Schon gut, José. Wie heißen sie?«

»Enrique und Piccolino.«

»Señor Enrique, kommen Sie mit mir. Ich bin Polizist, der Chef schickt mich.«

»Was will man von ihm?« fragt Maria, die ins Zimmer kommt.

»Ich gehe mit. Warten Sie, bis ich mich angezogen habe.«

In wenigen Minuten ist Maria fertig. Gleich beim Hinaustreten auf die Straße nimmt sie mich am Arm. Überrascht blicke ich sie an, und sie lächelt zurück. In kurzer Zeit kommen wir zu der kleinen Polizeistelle. Die Polizisten sind in Zivil, bis auf zwei, die Uniform anhaben, mit am Gürtel baumelnder Machete. In einem Zimmer, das einem Waffenlager gleicht, ein Schwarzer mit betretter Kappe. Er sagt zu mir:

»Sind Sie der Franzose?«

»Ja.«

»Und der andere?«

»Er ist krank«, sagt Maria.

»Ich bin der Polizeikommandant und kann Ihnen notfalls beistehen und helfen. Ich heiße Alfonso.« Er reicht mir die Hand.

»Danke. Ich heiße Enrique.«

»Enrique, der Polizeipräfekt möchte Sie sehen. Du kannst nicht mit hineingehen, Maria«, fügt er hinzu, als er bemerkt, daß sie mir folgen will. Ich gehe in das Nebenzimmer.

»Guten Tag, Franzose. Ich bin der Polizeichef. Setz dich. Da du hier in Callao deinen Zwangsaufenthalt hast, habe ich dich kommen lassen, um dich kennenzulernen, denn ich trage die Verantwortung für dich.«

Er fragt mich, was ich anfangen werde, wo ich arbeiten will. Wir reden ein bißchen hin und her, dann sagt er abschließend: »Was immer es sei, komm zu mir, ich werde dir so gut wie möglich helfen, dich hier einzurichten.«

»Ich danke Ihnen.«

»Halt, eines noch! Ich muß dich darauf aufmerksam machen, daß du zwar bei sehr netten und sehr anständigen Mädchen wohnst, aber daß der Vater, José, ein Pirat ist. Auf Wiedersehen.«

Maria steht draußen vor der Tür des Kommissariats in der Haltung der Indianer, wenn sie warten, starr, unbeweglich und stumm. Immerhin ist Maria keine Indianerin. Trotzdem macht sich das bißchen Blut dieser Rasse, das in ihren Adern fließt, bemerkbar. Arm in Arm gehen wir zurück, quer durch den ganzen Ort, denn wir haben einen anderen Weg nach Hause genommen.

»Was wollte der Polizeichef von dir?« fragt sie mich und duzt mich zum erstenmal.

»Nichts. Er sagte mir, ich könnte auf ihn zählen, wenn ich Hilfe brauchte bei der Arbeitssuche oder wenn ich irgendwelche Schwierigkeiten hätte.«

»Enrique, du brauchst niemanden, und dein Freund auch nicht.«

»Danke, Maria.«

Wir kommen an dem Tisch eines Straßenhändlers vorbei, der glitzernden Weibertand feilhält: Halsbänder, Armbänder, Ohrringe, Broschen.

»Schau, diese hübschen Sachen da!«

»Ja, sie sind hübsch!«

Ich führe sie zum Tisch hin und wähle das schönste Halsband mit dazugehörigen Ohrringen aus und noch drei andere, bescheidenere, für ihre Schwestern. Diesen kitschigen Plunder, er kostet dreißig Bolivar, zahle ich mit einer Hunderterbanknote. Sofort legt sie die Ohrringe und das Halsband an. Ihre großen schwarzen Augen strahlen vor Freude und sie dankt mir, als handelte es sich um kostbaren Schmuck.

Als wir nach Hause kommen, brechen die drei jungen Mädchen in Freudenschreie aus, angesichts der Geschenke. Ich überlasse sie ihrem Vergnügen und gehe in mein Zimmer. Ich habe das Bedürfnis, mit mir allein zu sein. Diese Familie hat mir mit seltener Großzügigkeit Gastfreundschaft geboten. Trotzdem — darf ich sie annehmen? Ich habe ein wenig venezolanisches Geld und englische Pfunde, nicht zu reden von den Rohdiamanten. Im ganzen genommen, kann ich davon mehr als vier Monate ohne Sorge leben und Piccolino betreuen lassen.

Die Mädchen sind alle sehr hübsch und sicher auch, wie tropische Blumen, wild aufblühend, gierig nach Sex und schnell bereit, sich hinzugeben, ohne Berechnung, ohne Überlegung. Maria hat mich heute fast verliebt angeguckt. Werde ich so vielen Versuchungen widerstehen können? Es wäre besser, dieses allzu gastfreundliche Haus zu verlassen, denn ich möchte nicht aus reiner Schwäche Verdruß und Leid hineintragen. Überdies bin ich siebenunddreißig Jahre alt, bald achtunddreißig, und obwohl ich jünger wirke, so hebt das nicht mein Alter auf. Maria ist nicht einmal achtzehn, ihre Schwestern sind noch jünger. Ich glaube, ich muß von hier weg. Es wäre am besten, Piccolino ihrer Obsorge zu überlassen, selbstverständlich gegen Bezahlung.

»Monsieur José, ich möchte mit Ihnen allein sprechen. Möchten Sie mit mir einen Rum im Café am Hauptplatz trinken?«

»Gerne. Aber sagen Sie nicht Monsieur zu mir. Nenn mich José, und ich nenne dich Enrique. Gehen wir los. Maria! Wir gehen nur für einen Augenblick auf den Platz.«

»Wechseln Sie das Hemd, Enrique«, sagt Maria zu mir. »Das, das Sie anhaben, sieht schon etwas fragwürdig aus.«

Ich gehe in mein Zimmer das Hemd wechseln. Bevor wir weggehen, sagt Maria mit gedämpfter Stimme: »Bleiben Sie nicht lange, Enrique, und vor allem trinken Sie nicht zu viel!« Und bevor ich in meiner Verblüffung Zeit finde zurückzuweichen, drückt sie mir einen Kuß auf die Wange. Der Vater bricht in Lachen aus und sagt: »Sie ist schon verliebt in dich.«

Auf dem Weg zur Bar beginne ich schon davon zu sprechen.

»José, Sie und Ihre Familie haben mich am ersten Tag der Freiheit beherbergt, und ich danke Ihnen unendlich dafür. Ich bin ungefähr in Ihrem Alter und ich möchte nicht Ihre Gastfreundschaft übel vergelten. Sie als Mann müssen verstehen, daß es beim Zusammenleben mit Ihren Töchtern schwierig sein würde, sich nicht in die eine oder andere zu verlieben. Aber ich bin doppelt so alt wie die Älteste und ich bin in Frankreich legal verheiratet. Daher wollen wir jetzt ein, zwei Gläser zusammen trinken und dann begleiten Sie mich zu einer kleinen Pension, die nicht zu teuer ist. Ich habe das Nötige, um zahlen zu können.«

»Du bist wahrhaft ein Mann, Franzose«, sagt José und blickt mir gerade in die Augen. »Gib mir die Hand, ich möchte sie dir fest drücken, wie ein Bruder, um dir für das zu danken, was du eben einem armen Mann wie mir gesagt hast. Weißt du, hier ist es vielleicht nicht so wie in deinem Land. Fast niemand ist richtig verheiratet. Man vergnügt sich, schläft miteinander, und wenn ein Kind kommt, tut man sich für einen gemeinsamen Haushalt zusammen. Hier verbindet man sich leicht und trennt sich ebenso leicht. Es ist heiß in unserem Land, das macht die Frauen besonders hitzig. Sie haben Durst nach Liebe, sie sind frühreif. Maria ist eine Ausnahme, sie hat noch keine Abenteuer gehabt, obwohl sie schon achtzehn ist. Ich glaube, daß es in deinem Land um die Moral besser bestellt ist als in unserem, denn hier gibt es so viele Frauen mit Kindern ohne Vater, daß es schon ein ernstes Problem ist. Aber was machen? Der Herrgott hat gesagt, liebet euch und vermehret euch! Die Frauen unseres Landes sind nicht berechnend, sie sind nicht auf sozialen Rang aus, wenn sie sich einem Mann hingeben. Sie wollen lieben und geliebt werden, einfach nur das, nicht mehr. Sie sind dir treu, solange du ihnen sexuell Spaß machst. Nachher ist es anders. Und doch sind sie vorbildliche Mütter, die für ihre Brut solche Opfer bringen, daß sie sie sogar erhalten, wenn die Kinder schon arbeiten könnten. Bleib daher bei uns, obwohl ich zugebe, daß du dann ständigen Versuchungen ausgesetzt bist. Bleib in unserem Haus, ich bitte dich nochmals darum. Ich bin glücklich, einen Mann wie dich bei uns zu haben.«

Bevor ich noch antworten kann, sind wir in die Bar eingetreten. Es ist zugleich Bar und Gemischtwarenhandlung. Ein Dutzend Männer sitzt herum. Wir trinken einige »Spezial-Cubaner«, eine Mischung von Rum und Coca-Cola. Einige Leute kommen zu mir heran, mir die Hand zu drücken und mich in ihrem Ort willkommen zu heißen. Jedesmal stellt mich José als seinen Freund vor, der bei ihm wohnt. Wir trinken ganz hübsch viele Gläser. Als ich zahlen will, ist José richtig ärgerlich. Er will um jeden Preis selbst bezahlen. Ich erreiche dann doch, daß der Wirt sein Geld zurückweist und meines nimmt.

Jemand berührt meine Schulter, es ist Maria.

»Komm nach Hause, es ist Zeit fürs Mittagessen. Trink nicht mehr, du hast mir versprochen, nicht zuviel zu trinken.« Sie duzt mich wieder.

Zu José, der gerade mit einem anderen Mann diskutiert, sagt sie nichts, mich aber nimmt sie am Arm und zieht mich hinaus.

»Und dein Vater?«

»Laß ihn. Ich kann ihm nichts sagen, wenn er trinkt. Und ich hole ihn niemals aus dem Café. Er würde es auch gar nicht dulden.«

»Warum bist du dann mich holen gekommen?«

»Bei dir ist das was anderes. Sei lieb, Enrique, und komm mit.« Ihr Blick strahlt mich an, und sie sagt mir das alles mit solcher Natürlichkeit, daß ich mit ihr gehe.

»Du verdienst einen Kuß«, sagt sie beim Heimkommen. Und sie drückt ihre Lippen auf meine Wange, gleich neben den Mund.

José kehrt zurück, nachdem wir alle zusammen am runden Tisch zu Mittag gegessen haben. Die Jüngste hilft Piccolino beim Essen, indem sie ihm die Speisen in kleinen Happen verabreicht. José setzt sich allein an den Tisch. Er ist gehörig illumi niert und spricht daher ohne Hemmung.

»Enrique hat Angst vor euch, liebe Töchter! Eine solche Angst, daß er das Haus verlassen will. Ich habe ihm gesagt, daß er meinem Gefühl nach bleiben soll und daß meine Töchter groß genug sind, um zu wissen, was sie tun.«

Maria blickt mich an, sie scheint erstaunt zu sein, vielleicht sogar enttäuscht.

»Wenn er gehen will, soll er gehen, Papa! Aber ich glaube, daß er es nirgends besser haben wird als bei uns, wo ihn schon alle mögen.« Sie wendet sich zu mir und fügt hinzu: »Sei kein Feigling, Enrique. Wenn eine von uns dir gefällt und wenn du ihr gefällst, warum solltest du flüchten?«

»Weil er in Frankreich verheiratet ist«, sagt der Vater.

»Wie lange hast du deine Frau nicht gesehen?«

»Dreizehn Jahre.«

»Wir hier lieben nicht einen, um ihn unbedingt zu heiraten. Wenn wir uns einem Mann hingeben, dann geschieht es, weil wir ihn lieben, mehr nicht. Aber du hast recht gehandelt, meinem Vater zu sagen, daß du verheiratet bist. So kannst du keiner von uns etwas versprechen, außer daß du sie ganz einfach liebst.«

Und weiter sagt sie mir, ich wäre bei ihnen ganz ungebunden. Sie werden Piccolino pflegen und ich würde freier sein, um arbeiten zu können. Sie würde sogar, damit ich mich unbefangener fühle, zustimmen, daß ich eine kleine Summe bezahle, wie in einer Pension. Soll ich einwilligen?

Ich habe keine Zeit, lange zu überlegen. Alles das ist so neu für mich, geht so schnell nach dreizehn Jahren Sträflingsleben! Und ich antworte:

»Einverstanden, Maria. Es ist gut so.«

»Möchtest du, daß ich dich heute nachmittag zur Goldmine begleite, um dort nach einer Arbeit zu fragen? Wenn es dir recht ist, gehen wir um fünf Uhr hin, bei Sonnenuntergang. Es sind drei Kilometer vom Ort zur Mine.«

»Einverstanden.«

Seinem Gesicht und seinen Bewegungen ist Piccolino anzu merken, daß er über unser Hierbleiben glücklich ist. Die Aufmerksamkeiten der Mädchen haben ihn restlos gewonnen.

Wenn ich bleibe, so bleibe ich vor allem seinetwegen. Aber hier werde ich gewiß über kurz oder lang ein Abenteuer haben. Doch vielleicht paßt mir just das nicht.

Das, was mir seit dreizehn Jahren im Kopf rumgeht und mich

seit dreizehn Jahren am Schlafen hindert, ist nicht so schnell wegzublasen, daß ich mich nur um der schönen Augen eines Mädchens willen aufhalten und in einem Kaff am Ende der Welt annageln ließe. Der Weg, der vor mir liegt, ist lang, und die Aufenthalte müssen kurz sein. Nur gerade die Spanne, um etwas zu verpusten. Und dann nichts wie weiter! Denn wenn ich seit dreizehn Jahren den Kampf um meine Freiheit geführt und schließlich gewonnen habe, dann hat das einen Grund: Rache! Der Staatsanwalt, der falsche Zeuge, die Mieze: mit denen habe ich alte Rechnungen zu begleichen! Und das darf nicht vergessen werden, niemals! Ich gehe auf den Dorfplatz. Dort habe ich einen Laden bemerkt, über dem der Name Prospéri stand. Das kann nur ein Korse oder ein Italiener sein. Und tatsächlich gehört dieser kleine Kramladen einem Mann korsischer Herkunft. Herr Prospéri spricht sehr gut Französisch. Freundlich schlägt er mir vor, einen Empfehlungsbrief für den Direktor der La Mocupia zu schreiben, der französischen Gesellschaft, welche die Goldmine von Caratal ausbeutet. Er bietet mir sogar Geld an, falls ich welches brauchte. Ich danke ihm für alles und gehe.

»Zum Teufel, Papillon, was machst du hier? Woher kommst du? Bist du vom Mond gefallen? Im Fallschirm? Laß dich umarmen, mein Alter!«

Ein großer, kräftiger Kerl, tief gebräunt von der Sonne, einen riesigen Strohhut auf dem Kopf, steigt von dem kleinen Esel, auf dem er geritten ist.

»Erkennst du mich nicht?« Er nimmt seinen Hut herunter.

»Karl der Große! Ich werd' verrückt!«

Karl der Große, der im Kino Gaumont auf der Place Clichy und im Bahnhof Batignolles die Geldschränke geknackt hat! Wir küssen uns wie zwei Brüder. Freudentränen schießen uns in die Augen. Wir betrachten uns gegenseitig von oben bis unten.

»Weit weg sind wir hier von der Place Blanche und vom Bagno, alter Kumpel. Stimmt's!? Aber wo kommst du her, zum Teufel? Gekleidet wie ein Lord und weniger gealtert als ich.«

»Eben entlassen aus El Dorado.«

»Wie lange hast du dort gebrummt?«

»Mehr als ein Jahr.«

»Und warum hast du mir's nicht sagen lassen? Ich hätte dich gleich rausgeholt, hätte dir einen Wisch unterschrieben, daß ich für dich bürge. Verdammt noch mal! Ich wußte doch, daß schwere Burschen in El Dorado sind, aber niemals hätte ich mir vorgestellt, du seist darunter.«

»Wahres Wunder, daß wir uns getroffen haben!«

»Denkst du, Papi! Das ganze venezolanische Guayana, von Ciudad Bolivar bis Callao ist voll von Schweren oder Relegierten auf der Flucht. Auf der ganzen Strecke, vom Golf von Paria bis hierher, weil es das erste Stück Boden von Venezuela ist, das die Flüchtlinge erreichen, ist es bei Gott kein Wunder, irgendwen zu treffen, denn alle kommen ausnahmslos hier durch. Außer denen natürlich, die unterwegs krepieren. Wo bist du gelandet?«

»Bei einem braven Mann. Er heißt José und hat vier Töchter.«

»Kenn' ich. Der ist in Ordnung, ein Pirat. Komm, holen wir deine Sachen, denn du wohnst selbstverständlich bei mir.«

»Ich bin nicht allein, ich habe mir einen gelähmten Freund aufgehast, der auf mich angewiesen ist.«

»Macht mir nichts. Ich werde einen Esel für ihn auftreiben. Das Haus ist groß genug, und ich lebe mit einer *negrita* zusammen, die wird ihn pflegen wie eine Mutter.«

Nachdem wir einen zweiten Esel beschafft haben, gehen wir zu dem Haus von José. Das Abschiednehmen von diesen lieben Leuten wurde ein richtiges Drama. Nur als wir ihnen versprochen, sie zu besuchen, und daß auch sie zu uns nach Caratal kommen könnten, beruhigten sie sich etwas.

Zwei Stunden später waren wir bei Charlots »Schloß«, wie er es nannte, angelangt. Ein helles, großes, geräumiges Haus, auf einem Vorberg gelegen, der das ganze Tal beherrschte, das sich vom Dorf Caratal fast bis Callao hinuntersenkte. Rechts von diesem prachtvollen Urwaldpanorama die Goldmine von La Mocupia. Das Haus von Charlot war ganz aus harten Rundhölzern gefügt, direkt aus dem Busch geholt. Drei Zimmer, ein schönes Speisezimmer und eine Küche. Zwei Duschen im Haus

und noch eine weitere draußen im Gemüsegarten. Das Gemüse gedeiht hier prächtig. Ein Hühnerhof mit mehr als fünfhundert Hühnern, dazu Kaninchen, Meerschweinchen, ein Schwein und zwei Ziegen: das ist der ganze gegenwärtige Reichtum und die Freude von Charlot, dem einstigen schweren Jungen, Exspezialisten für Geldschränke und gutgeplante schwere Raubzüge.

»Na, Papi, gefällt dir meine Hütte? Sieben Jahre bin ich jetzt hier. Wie gesagt, weit weg vom Montmartre und den anderen Jungen! Wer hätte geglaubt, daß ich mich eines Tages mit einem so friedlichen und ruhigen Leben zufriedengebe. Was sagst du dazu, mein Alter?«

»Ich weiß nicht, Charlot, ich bin zu kurz in Freiheit, um eine feste Meinung zu haben. Es ist doch keine Frage, daß wir Abenteurer sind und eine einigermaßen bewegte Jugend hinter uns haben. Und dann . . . es verwirrt einen zu sehen, wie du glücklich und zufrieden in diesem Kaff sitzt. Sicher, du hast alles mit deinen eigenen Händen geschaffen, dazu gehört Energie, Lebensmut. Ehrlich gesagt, ich selbst fühle mich, wenigstens im Augenblick, nicht dazu imstande.«

Während wir im Speisezimmer am Tisch sitzen und einen Punsch à la Martinique schlürfen, nimmt Karl der Große den Faden wieder auf:

»Ich verstehe schon, daß du dich wunderst. Du hast kapiert, daß ich von meiner Arbeit lebe. Mit achtzehn Bolivar pro Tag, das ist etwa soviel wie ein Franc, ist es ein bescheidenes Leben, aber es hat auch seine kleinen Freuden. Eine Henne, die mir Küken ausbrütet, ein Wurf Karnickel, ein Zicklein, das auf die Welt kommt, eine gute Tomatenernte . . . alles Dinge, die wir verachtet haben, jetzt geben sie mir richtige Befriedigung. Da ist meine *negrita*! Conchita! Freunde sind da. Der hier ist krank, du wirst ihn pflegen müssen. Und der hier heißt Enrique oder Papillon. Er ist ein Freund noch aus meiner Zeit in Frankreich.«

»Willkommen in diesem Haus«, sagt die junge Negerin.

»Keine Sorge, Charlot, deine Freunde werden gut versorgt. Ich richte ihnen gleich ihr Zimmer.«

Charlot schildert mir seine glatt verlaufene Flucht. Von

Saint-Laurent-du-Maroni, wo er nach seiner Ankunft zu den Schweren kam, war er innerhalb von sechs Monaten mit Simon, einem seiner korsischen Landsleute, und einem auf Bewährung Entlassenen geflüchtet: »Wir hatten das Glück, in Venezuela einige Monate nach dem Tod von Diktator Gomez anzukommen. Die Leute haben uns geholfen, eine neue Existenz aufzubauen. Nach den zwei Jahren Zwangsaufenthalt in Callao bin ich hier geblieben. Allmählich hat mir das einfache Leben gefallen. Meine erste Frau verlor ich bei der Niederkunft, ebenso das Kleine. Diese *negrita*, die du eben gesehen hast, hat es verstanden, mich zu trösten. Und du, Papi? Du mußt es schwer gehabt haben. Dreizehn Jahre ist eine lange Zeit. Erzähle.«

Ich berichte mehr als zwei Stunden lang, rede mir vor dem alten Freund alles von der Seele, was mich in den vergangenen Jahren beschwert hat. Es wird ein herrlicher Abend, an dem wir beide in Erinnerungen schwelgen. Aber eines war merkwürdig: Kein Wort vom Montmartre, nichts über die Vorstadt, keine Erwähnung der einstigen Coups, keine Namen von denen, die noch in Freiheit sind. Als ob das Leben für uns mit unserer Einschiffung auf die »La Martinière« begonnen hätte, bei mir im Jahr 1933, bei ihm 1935.

Ein guter Salat, geschmortes Huhn, Ziegenkäse und eine köstliche Mangofrucht, das Ganze mit rotem Chianti begossen und fröhlich mit heiterer Grandezza aufgetischt von Conchita: Charlot ist hochbefriedigt. In gehobener Stimmung schlägt er mir vor: »Komm, gehen wir unten im Dorf noch ein Glas trinken!« Aber ich sage ihm, daß der Abend hier viel zu schön ist, um noch auszugehen. »Ich danke dir, *mon pote*!« Der Korse fällt gern ins Pariserische zurück. »Es ist wirklich gemütlich hier, Conchita, du mußt für meinen Freund eine ›Verlobte‹ finden.«

»Ich werde Sie meinen Freundinnen vorstellen, Enrique, denen, die hübscher sind als ich.«

»Du bist die Schönste!« sagt Charlot.

»Denkst *du*! Aber ich bin schwarz.«

»Grad darum bist du so schön, Conchita! Weil du kein Mischling bist.«

Die großen Augen von Conchita strahlen. Auf drei Schritt kann man sehen, daß Charlot ihr Gott ist.

Ich liege in meinem großen, weichen Bett und höre leise im Radio die Nachrichten der BBC aus London. Daß ich durch die ferne Stimme plötzlich wieder in das Leben draußen in der Welt eintauche, irritiert mich ein wenig. Ich bin nicht mehr daran gewöhnt. Ich drehe den Knopf. Die Musik, die nun ertönt, kommt von der karibischen Küste, Gesang aus Caracas. Ich will den verlockenden Ruf des Großstadtlebens nicht hören. Wenigstens nicht heute abend. Rasch stelle ich den Apparat ab und überdenke alles, was ich bis jetzt erlebt habe.

Haben wir absichtlich nicht von unseren gemeinsam in Paris verlebten Jahren gesprochen? Nein. Haben wir absichtlich nicht die Namen der Männer aus unserem Kreis genannt, die das Glück hatten, nicht unterzugehen? Auch nicht. Ist es also so, daß alles, was vor der Verurteilung geschehen ist, für die schweren Jungen keine Bedeutung mehr hat?

Ich wälze mich in dem großen Bett hin und her. Es ist unerträglich heiß.

Ich halte es nicht aus, gehe in den Garten. Setze mich auf einen großen Stein. Von hier aus überblicke ich das Tal und die Goldmine. Unten ist alles hell erleuchtet. Die Förderkarren sind zu sehen, leer oder voll beladen fahren sie auf und ab. Das Gold, in Barren oder in Banknoten, das Gold, das aus den Eingeweiden dieser Erde hervorkommt, verschafft uns alles, wenn wir nur genug davon haben. Dieser Motor der Welt, der so billig zu schürfen ist — denn die Arbeiter sind miserabel bezahlt —, ist für das Wohlleben eine unentbehrliche Sache. Und Charlot, der seine Freiheit verloren hat, weil er viel davon haben wollte, redet nicht einmal darüber. Er hat mir nicht gesagt, ob die Mine da unten reich ist oder nicht. Sein ganzes Glück ist momentan seine *negrita*, sein Haus, seine Tiere, sein Gemüse. Von Geld sagt er kein Wort.

Ich erinnere mich, daß er von einem gewissen Petit Louis verpiffen worden ist und daß er, als wir zusammen in der Santé saßen, nicht aufgehört hat zu schwören, daß er den Kerl bei der

ersten Gelegenheit zu Brei machen wird. Heute abend hat er ihn nicht einmal erwähnt. Und ich, ich habe weder von den Miezen noch von den Bullen, noch vom Staatsanwalt geredet. Ich hätte davon reden müssen, verflucht noch mal! Ich bin nicht geflüchtet, um als Gärtner zu enden!

Ich habe mir geschworen, dieses Land zu respektieren, und ich werde mein Wort halten. In Ordnung! Aber ich habe deswegen nicht auf meine Rache verzichtet. Nicht vergessen, Papi: Wenn du heute hier bist, so nicht nur deswegen, weil der Gedanke an Rache dich dreizehn Jahre aufrecht gehalten hat, sondern auch deswegen, weil die Rache deine einzige Religion war. Und diese Religion darfst du niemals aufgeben.

Sie ist wirklich hübsch, die kleine *negrita*. Trotzdem frage ich mich, ob es für Karl den Großen nicht besser wäre, in einer Großstadt zu leben als hier in diesem Kaff am Ende der Welt. Entweder bin ich vernagelt und begreife nicht, daß das Leben meines Freundes auch seine Reize hat, oder er hat vielleicht Angst vor den Anforderungen, die heute das Leben in den Städten an ihn stellt?

Charlot ist fünfundvierzig, also noch kein alter Mann. Sehr groß, sehr kräftig: er hat das Knochengerüst eines korsischen Bauern, der in seiner Jugend gut und gesund ernährt wurde. Braungebrannt von der Sonne, mit seinem riesigen, seitlich aufgebogenen Strohhut auf dem Kopf, wirklich eine stolze Erscheinung. Er ist der Typ des Pioniers auf diesem jungfräulichen Boden und er hat sich so an Land und Leute angepaßt, daß er nicht heraussticht.

Sieben Jahre ist er jetzt da und hat noch immer den Gano-vengang der Jungen vom Montmartre! Er hat sicher mehr als zwei Jahre arbeiten müssen, um dieses Stück Erde urbar zu machen und sein Haus zu bauen. Er hat in den Busch gehen müssen, um das Holz auszuwählen, zu schneiden, wegzuführen, herzurichten. Jeder Balken des Hauses ist aus dem härtesten und schwersten Holz der Welt. Sie nennen es »Eisenholz«. Keine Frage: alles, was er in der Goldmine verdiente, ist dabei draufgegangen, denn er hat sich von den Arbeitern helfen lassen

müssen, und das hat wieder Geld gekostet. Dazu der Zement — das Haus ist zementiert —, der Brunnen, die Pumpe, um das Wasser ins Reservoir zu pumpen.

Die hübsche *negrita* mit den verliebten Augen ist sicher eine ausgezeichnete Gefährtin für diesen alten Seewolf in Pension. Ich habe eine Nähmaschine in dem großen Raum gesehen. Die Kleidchen, die ihr so gut stehen, näht sie sich bestimmt selbst. Wird wohl kaum Schneiderrechnungen bezahlen müssen, der gute Charlot!

Ja, wenn er nicht in die Stadt gegangen ist, dann vielleicht darum, weil er seiner selbst nicht sicher war und weil er sich hier einer Existenz ohne Probleme erfreut. Charlot, du bist ein großartiger Bursche! Du bist das Vorbild dafür, was man aus einem alten Halunken machen kann. Ich gratuliere dir! Aber ich gratuliere auch jenen, die das aus dir gemacht haben. Trotzdem, sind diese Venezolaner mit ihrer Gastfreundschaft nicht auch gefährlich? Wenn man ständig von menschlichem Wohlwollen und von Herzlichkeit umgeben ist, dann läßt man sich rasch davon gefangennehmen und wird rasch zum Gefangenen! Ich aber bin frei, frei, und will es immer bleiben! Gib acht auf dich, Papi! Gründe vor allem keinen Hausstand! Man braucht die Liebe, wenn man sie so lange entbehrt hat. Glücklicherweise habe ich meinen ersten Rausch in Georgetown hinter mir. Es sind nicht einmal zwei Jahre her, da hatte ich Indara, das Hindumädchen. Von der Seite her bin ich gegen einen Reinfall besser abgesichert, als wenn ich direkt von den Schweren gekommen wäre, wie es Charlot passiert ist. Indara war schön, ich war glücklich, und doch habe ich mich deswegen nicht an Georgetown geklammert, um mich in Watte packen zu lassen. Und schließlich ist ein ruhiges, glückliches Leben, wenn es zu gleichförmig abläuft, nicht für mich gemacht, das weiß ich genau.

Du brauchst das Abenteuer, um zu spüren, daß du lebst, voll lebst! Darum bin ich von Georgetown abgehauen und hernach in El Dorado gestrandet. Darum bin ich heute hier.

Gut. Die Mädchen hier sind schön und heißblütig, und ich werde sicherlich nicht ohne Liebe leben können. Es liegt nur an

mir, daß es keine Komplikationen gibt. Ich muß mir versprechen, ein Jahr hierzubleiben, denn dazu bin ich gezwungen. Je weniger Besitz ich mir schaffe, desto leichter werde ich mich von diesem Land und seinen Menschen lösen können. Ich bin ein Abenteurer, dennoch hat sich etwas geändert: jetzt muß ich mir auf ehrliche Weise mein Geld verdienen, zumindest ohne jemandem zu schaden. Mein Ziel bleibt Paris! Eines Tages bin ich dort und werde den Leuten die Rechnung präsentieren.

Jetzt bin ich zufrieden. Meine Augen trinken das sanfte Licht des Mondes, der bald im Urwald verschwinden wird, im Meer der schwarzen Baumkämme, die dunklen, bewegungslosen Wogen gleichen. Ich kehre in mein Zimmer zurück und strecke mich auf meinem Bett aus.

Paris, Paris! Noch bist du weit, doch nicht so weit, daß ich nicht doch eines Tages komme und von neuem den Asphalt deiner Straßen trete.

DIE GOLDMINE

Dank dem Empfehlungsschreiben von Prospéri, dem korsischen Krämer, bin ich acht Tage später in der Goldmine von Mocupia eingestellt. Ich habe die Pumpen in Gang zu halten, die das Wasser aus den Stollen absaugen. Diese Goldmine ähnelt einem Kohlenbergwerk, da wie dort die gleichen Stollen unter Tag und so fort. Sie hat keine Goldadern und sehr wenige Klumpen. Das kostbare Metall ist im harten Erzgestein amalgamiert. Das Gestein wird mit Dynamit herausgesprengt, dann zerschlägt man mit dem Hammer die großen Blöcke. Die Brocken werden in die Hunte verladen und von Lastaufzügen zutage befördert. Die Schrotmühlen zerkleinern das Gestein zu einem Puder, feiner als Sand. Mit Wasser vermischt ergibt das einen flüssigen Schlamm, der in riesige Behälter, ebenso groß wie die Öltanks der Petroleumraffinerien, gepumpt wird, in denen Zyankalium enthalten ist. Das Gold löst sich auf, ergibt eine schwerere Flüssigkeit als die anderen und sinkt zu Boden. Das Ganze wird erhitzt, das Zyankalium verdampft und nimmt die Goldpartikel mit, die sich verdichten und in Filtern zurückgehalten werden, die wie Haarkämme aussehen. Zu Feingold ausgeschmolzen und sorgfältig auf seine vierundzwanzig Karat geprüft, wird es dann in Barrenform in einem eifersüchtig bewachten Depot verwahrt. Und von wem wird das Lager bewacht? Ich kann es jetzt noch nicht fassen! Von keinem Geringeren als einem geflüchteten Schweren, von Simon, dem Fluchtgefährten Karls des Großen!

Nach meiner Schicht gehe ich hinüber, um mir dieses Schauspiel zu Gemüte zu führen: Im Depot der riesige Haufen von Goldbarren, sorgsam aufgebaut von Simon, dem ehemaligen Schweren! Nicht einmal eine Stahlkammer, nur ein Betonblock, dessen Mauern nicht dicker sind als normal, und eine gewöhnliche Holztür.

»Wie geht's, Simon?«

»Es geht. Und dir, Papi? Bist du zufrieden bei Charlot?«

»O ja, ich fühle mich wohl!«

»Ich habe nicht gewußt, daß du in El Dorado warst, sonst hätte ich dich geholt.«

»Nett von dir. Bist du glücklich hier?«

»Weißt du, ich habe ein Haus, nicht so groß wie das von Charlot, aber dafür aus Ziegeln und Beton. Ich habe es selbst gebaut. Ich habe eine junge und sehr liebe Frau: wir haben zwei kleine Töchterchen. Komm mich besuchen, wann du willst, mein Haus ist das deine. Charlot sagte mir, daß dein Freund krank ist. Da meine Frau Injektionen zu machen versteht, kannst du sie jederzeit aufsuchen, wenn du sie brauchst.«

Wir plaudern ein wenig. Auch er ist glücklich. Auch er spricht weder von Frankreich noch vom Montmartre, wo er doch gewohnt hat. Genau wie Charlot. Das Vergangene existiert überhaupt nicht mehr, nur die Gegenwart zählt, die Frau, die Kinder, das Haus.

Er sagt mir, daß er im Tag zwanzig Bolivar verdient. Zum Glück backen sie ihre Pfannkuchen aus den Eiern der eigenen Hühner, und die Hühner selbst sind genügsam. Denn mit seinen zwanzig Bolivar wird er keine großen Sprünge machen können, der gute Simon.

Sinnend betrachte ich die Masse Goldes, die hier so fahrlässig hinter dieser Holztür und den vierunddreißig Zentimeter dicken Mauern gelagert ist. Eine Tür, die sich nach zweimaligem Ansetzen eines Brecheisens geräuschlos öffnen würde. Dieser Haufen — zu drei Bolivar fünfzig das Gramm oder zu fünfunddreißig Dollar die Unze — muß gut seine drei Millionen fünfhunderttausend Bolivar oder eine Million Dollar wert sein. Und ein solch phantastisches Vermögen zum Greifen nahe! Sich seiner zu bemächtigen, ist fast ein Kinderspiel.

»Sehen hübsch aus, diese Barren, so in Reih' und Glied, was, Papillon?«

»Weniger ordentlich aufgereiht und dafür gut versteckt wär's noch hübscher!«

»Kann schon sein, aber es gehört uns nicht. Es ist heilig, weil man es mir anvertraut hat.«

»Dir anvertraut, aber nicht mir. Gib zu, es ist verführerisch, solche Fracht einfach rumliegen zu sehen.«

»Es liegt nicht rum, denn ich bewache es ja.«

»Mag sein, aber du bist nicht ganze vierundzwanzig Stunden hier.«

»Nein, nur von sechs Uhr abends bis sechs Uhr früh. Aber tagsüber ist ein anderer da, den du vielleicht kennst. Es ist Alexander, der das Ding mit den falschen Postanweisungen gedreht hat.«

»Ah, den kenn' ich. Dann auf Wiedersehen, Simon. Schönen Gruß an deine Familie.«

»Du kommst uns besuchen?«

»Mit Vergnügen. Ciao!«

Ich gehe schnell weg, so schnell es geht, weg von diesem Ort der Versuchung. Das kann doch nicht wahr sein! Man könnte meinen, die Kerle von der Minenleitung wollen sich unbedingt bestehlen lassen! Ein Depot, das nicht standhält und obendrein zwei erstklassige ehemalige Gauner zur Bewachung hat . . .

Langsam steige ich den gewundenen Weg zum Dorf hinauf. Ich muß es ganz durchqueren, bevor ich den Vorberg erreiche, wo sich das »Schloß« von Charlot befindet. Ich ziehe ein wenig das Bein nach, denn dieser Achtsturentag ist hart gewesen. Im zweiten Stollen unter Tag ist die Luft trotz der Ventilatoren recht knapp, dazu feucht und heiß. Meine Pumpen haben drei- oder viermal ausgesetzt, und ich mußte sie schleunigst in Gang bringen. Es ist halb neun Uhr abends, mittags bin ich in die Mine eingefahren. Ich habe achtzehn Bolivar verdient. Für das Hirn eines Arbeiters wäre das nicht einmal so wenig. Das Kilo Fleisch kostet zweieinhalb Bolivar, der Zucker keinen ganzen, der Kaffee zwei Bolivar. Das Gemüse ist ebenfalls nicht teuer; einen halben Bolivar das Kilo Reis, ebensoviel die Bohnen. Man kann hier wirklich billig leben. Aber werde ich vernünftig genug sein, mich mit so einem Leben zufriedenzugeben? Während ich dank der festen Schuhe, die ich unten in der Mine bekommen

habe, mit Leichtigkeit den steinigen Fußweg hinaufsteige, sehe ich gegen meinen Willen und obwohl ich alles tue, um nicht daran zu denken, die Million Dollar in Goldbarren vor mir, die geradezu darauf wartet, daß ein dreister Bursche zugreift. Es kann nicht schwierig sein, besonders nachts, Simon zu überfallen und ihn, ohne daß er einen erkennt, mit Chloroform zu betäuben. Und dann ist die Sache schon geritzt, denn sie treiben die Sorglosigkeit so weit, ihm den Schlüssel zum Depot zu überlassen, damit er sich bei Regen drinnen unterstellen kann. Bleibt nur noch, die zweihundert Goldbarren aus dem Minengelände abzutransportieren und sie auf irgendein Fahrzeug, einen Lkw oder einen Karren, zu verfrachten. Vorher müßten im Busch entlang des Weges Plätze vorbereitet sein, wo die Barren zu je hundert Kilo versteckt werden können. Ist es ein Lastwagen und man hat alles abgeladen, dann nichts wie so weit wie möglich weiterfahren, eine tiefe Stelle im Fluß ausfindig machen und ihn hineinbugsieren. Ein Karren? Der Dorfplatz ist voll davon. Das Pferd wird schwieriger aufzutreiben sein, aber auch das ist möglich. Die Zeitspanne von acht Uhr abends bis sechs Uhr morgens in einer Nacht, in der es in Strömen regnet, reicht völlig aus, um das Unternehmen durchzuführen, würde einem sogar genügend Zeit lassen, nach Hause zurückzukehren und sich hübsch brav ins Bett zu legen.

Ich tauche ins Licht des kleinen Dorfplatzes, sehe mich bereits nach dem gelungenen Coup im großen Bett von Charlot unter die Decke schlüpfen.

»Buenas noches, Francés!« ruft mir eine Gruppe von Männern zu, die vor ihrem Stammcafé sitzen.

»Guten Abend! Und recht gute Nacht, hombres!«

»Setz dich ein wenig zu uns. Willst du dir nicht ein schönes kühles Bier genehmigen? Es würde uns freuen!«

Ablehnen wäre unhöflich. Also gut. Und so sitze ich denn mit diesen guten Leuten zusammen, fast durchwegs Minenarbeiter. Sie wollen wissen, ob ich mich hier wohl fühle, ob ich eine Frau gefunden habe, ob Conchita gut für Piccolino sorgt, ob ich Geld für Medikamente oder andere Sachen brauche. Diese sehr groß-

zügigen, offenherzigen Angebote rufen mich in die Wirklichkeit zurück. Ein Goldsucher schlägt mir vor, falls mir der Job in der Mine nicht gefalle und ich nur arbeiten wolle, wenn ich Lust hätte, mit ihm zu kommen: »Es ist hart, aber man verdient mehr. Und dann hat man die Chance, eines Tages reich zu werden.« Ich danke ihnen allen und möchte eine Runde springen lassen. »Kommt nicht in Frage, Francés. Du bist unser Gast. Ein andermal, wenn du reich bist. Gott schütze dich!«

Ich bin wieder auf dem Weg zum »Schloß«. Es wird einem leichtgemacht, ein bescheidener und rechtschaffener Mann zu werden im Kreis dieser Leute, die sich mit so wenigem begnügen, mit einem Nichts glücklich sind und sich eines Mannes annehmen, unbekümmert darum, woher er kommt und was er gewesen ist. Conchita empfängt mich. Sie ist allein, Charlot ist in der Mine. Nach meiner Schicht fängt seine an. Sie bringt mir Pantoffeln, damit ich aus meinen schweren Schuhen komme.

»Dein Freund schläft. Er hat gut gegessen. Ich habe einen Brief zur Post gebracht, worin ich bitte, ihn im Spital einer Kleinstadt aufzunehmen, die nicht weit von hier liegt, Tumerenno.« Ich danke ihr und setze mich zu der warmen Mahlzeit, die sie für mich hergerichtet hat. Der schlichte familiäre Empfang entspannt mich, und die Aufregung, die mir der Anblick der verführerischen Goldbarren bereitet hat, legt sich. Die Tür öffnet sich.

»Schönen guten Abend allerseits!«

Zwei junge Mädchen treten ins Zimmer.

»Guten Abend«, sagt Conchita. »Das sind zwei Freundinnen von mir, Papillon.«

Die eine ist brünett und schlank, sie heißt Graciella. Sie ist der ausgeprägte Typ einer Zigeunerin, ihr Vater war Spanier. Die andere heißt Mercedes. Ihr Großvater war Deutscher, was ihre helle Haut erklärt und ihre feinen, blonden Haare. Graciella hat die schwarzen Augen einer Andalusierin, Mercedes hat grüne Augen, die mich plötzlich an Lali erinnern, die Guarani-Indianerin. Lali... Lali und ihre Schwester Zoraïma. Was ist wohl aus ihnen geworden? Soll ich nicht versuchen, jetzt, da ich nach

Venezuela zurückgekehrt bin, sie wiederzufinden? Wir haben 1945 — zwölf Jahre sind vergangen. Sie haben wohl inzwischen ein neues Leben mit einem Mann ihrer Rasse begonnen. Nein, ich habe nicht das Recht, Unfrieden in ihr Leben hineinzutragen.

»Deine Freundinnen sind wahre Prachtmädchen, Conchita! Ich danke dir sehr, daß du sie mir vorgestellt hast.«

Es stellt sich schnell heraus, daß sie beide noch frei sind und keinen Verlobten haben. Der Abend vergeht schnell in dieser angenehmen Gesellschaft. Conchita und ich begleiten sie bis zum Dorfeingang zurück, und ich spüre, wie sie sich recht kräftig in meine Arme einhängen. Auf dem Rückweg sagt mir Conchita, daß ich sowohl der einen als auch der anderen gefallen habe. »Und welche gefällt dir?« fragt sie.

»Beide sind reizend, Conchita, aber ich möchte keine Schwierigkeiten haben.«

»Das nennst du Schwierigkeiten? Mit einem Mädchen schlafen? Lieben, das ist wie essen und trinken. Kannst du ohne Essen und Trinken leben? Ich jedenfalls bin krank, wenn ich nicht mit einem Mann schlafe. Und bin doch schon zweiundzwanzig Jahre alt. Stell dir vor, was das für sie bedeuten muß mit ihren sechzehn und siebzehn Jahren! Wenn sie nicht ihren Körper genießen können, werden sie sterben.«

»Und was sagen die Eltern?« Und sie wiederholt, was mir schon José gesagt hat, daß die Mädchen hier lieben, um geliebt zu werden. Ohne viel Umstände geben sie sich dem Mann hin, der ihnen gefällt, und verlangen als Gegenleistung nichts anderes, als daß er sie restlos befriedigt.

»Ich verstehe. Ich habe nicht weniger als ein anderer das Verlangen, mit einer Frau zu schlafen. Nur sag deinen Freundinnen, daß ein Liebesabenteuer mich zu nichts verpflichtet, zu gar nichts. Ist das im voraus klar, dann steht die Sache anders.«

Herrgott! Es wird nicht leicht sein, die Freiheit zu bewahren. Charlot, Simon, Alexander und zweifellos auch andere sind buchstäblich verhext worden. Ich verstehe, warum sie restlos glücklich sind im Schoß dieser heiteren Menschen, die so verschieden sind von uns. Und ich lege mich schlafen.

»Steh auf, Papi! Es ist zehn Uhr. Besuch ist da für dich.«

»Guten Tag, Señor.«

Ein Mann von etwa fünfzig, groß, grauhaarig, ohne Hut, mit freimütigen Augen unter dichten Brauen, reicht mir die Hand. »Ich bin Doktor Bougrat. Ich bin hergekommen, weil ich hörte, daß einer von euch beiden krank ist. Ich habe mir schon Ihren Freund angesehen. Da ist nichts zu machen, außer man bringt ihn ins Spital nach Caracas. Und auch dort wird es schwierig sein, ihn zu heilen.«

Während er sprach, war die sensationelle Geschichte dieses Doktor Bougrat blitzartig wieder in meinem Kopf aufgetaucht. In den zwanziger Jahren war er der Held einer berühmten Kriminalaffäre in Marseille gewesen. Man hatte einen toten Mann im Wandschrank seines Ordinationszimmers gefunden. Bougrat hatte erklärt, es handle sich um ein ärztliches Versehen bei der Dosierung einer Injektion. Das Gericht entschied auf Mord. Zu lebenslänglichem Bagno verurteilt, flüchtete er bald darauf aus Cayenne und führte seither eine angesehene Praxis in Venezuela.

»Sie essen doch mit uns, Doktor?« fragt Charlot.

»Mit Vergnügen, danke.«

Ein Patis wird eingegossen, und während er an seinem Glas nippt, fragt Bougrat mich aus.

»Also, Papillon, was hast du zu erzählen?«

»Nun, Doktor, daß ich eben meine ersten Schritte in Freiheit mache. Ich komme mir vor wie ein eben zur Welt gekommener Säugling. Oder besser gesagt, wie ein unerfahrener Halbwüchsiger. Ich sehe noch sehr unklar, welchen Weg ich einschlagen soll.«

»Der Weg ist einfach, schau um dich und du siehst ihn. Mit ganz wenigen Ausnahmen haben alle unsere ehemaligen Kameraden den rechten Weg genommen. Ich bin seit 1928 in Venezuela. Keiner von den mir bekannten Schweren hat hier ein Verbrechen begangen. Fast alle sind verheiratet, haben Kinder und leben ehrlich und anständig, von der Gesellschaft anerkannt. Sie haben ihre Vergangenheit soweit vergessen, daß die meisten

von ihnen unfähig wären, den Hergang der Tat zu erzählen, für die sie verurteilt wurden.«

»Bei mir ist das anders, Doktor. Ich habe eine lange Rechnung zu präsentieren, denen, die mich zu Unrecht verurteilt haben. Dreizehn Jahre Kämpfe und Leiden! Um die Rechnung einzukassieren, muß ich nach Frankreich zurückkehren, und dafür brauche ich viel Geld. Wenn ich nur als Arbeiter arbeite, werde ich nicht genügend zusammensparen können für die Hin— und Rückreise — falls es eine Rückreise gibt —, nicht gerechnet die Spesen für die Durchführung meines Planes. Außerdem: Soll ich mein Leben in einem kleinen Kaff wie diesem beenden? Nein. Mich lockt Caracas.«

»Und du glaubst, daß du der einzige von uns bist, der alte Rechnungen einzutreiben hat? Höre lieber die folgende Geschichte von einem Burschen, den ich kannte. Er hieß Georges Dubois. Er war ein Junge aus den Armenvierteln von La Villette, der Vater Alkoholiker, häufig in einer Anstalt wegen Säuferwahn, die Mutter allein mit sechs Kindern, die Not trieb sie in die arabischen Spelunken des Viertels. Vom achten Lebensjahr an wanderte Jojo — so nannten sie ihn — von Erziehungsheim zu Erziehungsheim und dann von Besserungsanstalt zu Besserungsanstalt. Er hatte das Verbrechen begangen — und war darin immer wieder rückfällig geworden —, aus den Obstkisten vor den Läden Früchte zu klauen. Zuerst einige Zeit auf Probe im Jugendheim von Abbé Rollet und dann, mit zwölf Jahren, in eine Besserungsanstalt gesteckt. Dir muß ich wohl nicht erklären, daß er sich seiner Haut erwehren mußte, als er mit vierzehn zu der Horde der Achtzehnjährigen gehörte. Da er ein schwächliches Bürschchen war, blieb ihm nur ein einziges Mittel zu seiner Verteidigung — eine Waffe. Ein Messerstich in den Bauch eines dieser verderbten Araberjungen, und die Heimleitung schickte ihn in die ärgste Anstalt von allen, nämlich in die für Unverbesserliche. Und das bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr! Mit acht in dieses Getriebe gekommen, wird er immerhin doch mit neunzehn Jahren entlassen, jedoch mit einem Marschbefehl in der Hand, sich unverzüglich bei einem der

grausamsten afrikanischen Strafbataillons zu melden. Denn mit einer solchen Vergangenheit hat er nicht das Recht, in die reguläre Armee einzutreten. Da hast du dein Taschengeld und hau ab! Punktum! Das Unglück will, daß der Junge eine Seele hat. Sein Herz ist vielleicht verhärtet, aber es hat seine empfindlichen Stellen. Auf dem Bahnhof sieht er einen Zug mit der Aufschrift Paris. Es ist, als wenn bei ihm ein Schloß einschnappte. Ein Sprung, er ist drin und kommt nach Paris. Als er den Bahnhof verläßt, regnet es. Er stellt sich unter eine Schaufensterplache und denkt darüber nach, wie er nach La Villette kommen kann.

Unter der gleichen Plache befindet sich ein Mädchen, das sich ebenfalls vor dem Regen schützt. Sie sieht ihn freundlich an. Alles, was er an Frauen bisher kennengelernt hat, ist das dicke Weib des Oberaufsehers. Niemals hat ihn jemand so angesehen wie dieses Mädchen, und sie beginnen eine Unterhaltung. Woher kommst du? — Aus der Provinz. — Du gefällst mir gut. Wollen wir nicht in ein Hotel gehen? Ich werde lieb zu dir sein, und wir werden's warm haben. — Jojo ist ganz aufgewühlt. Die Kleine ist für ihn ein Wunder, und überdies legt sie ihre weiche Hand auf die seine. Für ihn ist das Entdecken der Liebe wie ein Traum. Das Mädchen ist jung und leidenschaftlich. Nachdem sie sich sattgeliebt haben und auf dem Bett sitzen, um eine Zigarette zu rauchen, fragt ihn die Kleine: Du schläfst das erstemal mit einer Frau, was? — Ja, gesteht er. — Warum hast du so lange gewartet? — Ich war im Jugendgefängnis. — Lange? — Sehr lange. — Ich war auch in einem Heim. Ich bin ausgerissen. — Wie alt bist du? fragt Jojo. — Sechzehn Jahre. — Aus welcher Gegend kommst du? — La Villette. — Welche Straße? — Rue de Rouen. Jojo auch. Er hat Angst vor der Antwort: Wie heißt du? schreit er. — Ginette Dubois.

Sie war seine Schwester. Sie sind erschüttert, beginnen beide vor Scham und Elend zu weinen. Dann erzählt jeder seinen Leidensweg. Ginette und die anderen Schwestern hatten das gleiche Leben wie er: Heimerziehung und Besserungsanstalten. Die Mutter rein ins Spital, raus aus dem Spital. Die älteste

Schwester macht Dreckarbeit in einem arabischen Puff in La Villette. Sie beschließen, sie aufzusuchen.

Kaum draußen, wird die Kleine von einem Bullen gestellt: Sag mal, kleine Hure, hab' ich dir nicht gesagt, du hast dich nicht in meinem Revier herumzutreiben? Und er kommt nahe heran. Dreckige kleine Schlampe, diesmal loche ich dich ein!

Das ist zuviel für Jojo. Nach allem, was geschehen ist, weiß er nicht mehr, was er tut. Er zieht ein doppelschneidiges Messer, das er sich einmal besorgt hat, und pflanzt es dem Ordnungshüter in die Brust. Festgenommen, von zwölf »befugten« Richtern zum Tode verurteilt, wird er vom Präsidenten der Republik begnadigt und ins Bagno geschickt.

Nun gut, er konnte flüchten und lebt jetzt verheiratet in einem recht bedeutenden Hafenort, Cumana. Er ist Schuhmacher und hat neun wohlgeratene Kinder, alle gehen in die Schule. Eines der ältesten ist sogar seit vorigem Jahr auf der Universität. Jedesmal, wenn ich nach Cumana reise, gehe ich ihn besuchen. Ist das nicht ein schönes Beispiel? Und glaub mir, auch er hätte das heilige Recht, der Gesellschaft einen Schuldschein zu präsentieren. Du siehst, Papillon, du bist keine Ausnahme. Mehrere von uns hätten gute Gründe, sich rächen zu wollen. Aber keiner, soviel ich weiß, hat dieses Land verlassen, um es zu tun. Ich habe Vertrauen zu dir, Papillon. Wenn dich Caracas lockt, geh hin. Aber ich hoffe, daß du mit dem modernen Leben dort zurechtkommst, ohne dich in seinen Schlingen zu verfangen.«

Bougrat ging erst am späten Nachmittag weg. Ich bin ganz aufgewühlt von dieser Begegnung. Warum hat er mich so stark beeindruckt? Es ist leicht zu verstehen, ganz leicht. In diesen ersten Tagen der Freiheit bin ich den Schweren begegnet, die zwar glücklich sind und wieder ins Leben eingegliedert, aber ihre Existenz hat nichts Außergewöhnliches an sich, es ist eher eine bescheidene Endstation. Sie sind Arbeiter und gleichzeitig Bauern. Bei Dr. Bougrat ist das ganz anders. Zum erstenmal bin ich einem Exsträfling begegnet, der heute ein Herr ist. Das ist es, was mich so ins Herz getroffen hat. Werde auch ich jemals ein Herr sein? Kann mir das jemals gelingen? Für ihn als Arzt ist

es relativ leicht gewesen, für mich wird es wahrscheinlich viel schwieriger sein. Aber eines weiß ich: Egal wie, ich werde eines Tages ein Herr sein!

Am Ende des Stollens Nr. 11 sitze ich auf meiner Bank und überwache die Pumpen, die heute klaglos funktionieren. Im Rhythmus des Motors wiederhole ich die Worte von Bougrat: »Ich habe Vertrauen zu dir, Papillon! Hüte dich vor den Schlingen der Großstadt!« Gewiß gibt es dort welche und es ist auch nicht so leicht, seine Mentalität zu ändern. Beweis: Gestern schon hat mich der Anblick des Goldlagers buchstäblich umgeworfen. Seit vierzehn Tagen erst bin ich frei, und schon habe ich, geblendet von diesem greifbar nahe scheinenden Vermögen, auf dem Weg zu Charlots »Schloß« die Möglichkeiten erwogen, es mir unter den Nagel zu reißen. Und tief in meinem Innern ist bestimmt noch nicht der Entschluß gefaßt, diese hübschen Goldbarren in Ruhe zu lassen. In meinem Kopf wirbeln die Gedanken. »Ich habe Vertrauen zu dir, Papillon.«

Aber würde ich wirklich imstande sein, so zu leben wie meine Kameraden? Ich glaube es nicht. Schließlich gibt es viele andere Möglichkeiten, auf ehrliche Weise genug Geld zu verdienen. Niemand zwingt mich, mich mit diesem kleinen Leben zu bescheiden. Ich kann wieder ins Abenteuer einsteigen, Gold- und Diamantensucher werden, in den Busch gehen und eines Tages mit einem genügend großen Vermögen zurückkommen, um mir damit eine annehmbare Existenz zu schaffen. Papi, es wird dir nie leichtfallen, auf Abenteuer und gewagte Coups zu verzichten. Dennoch, auch wenn dich dieser Haufen Gold reizt, dein gesunder Menschenverstand müßte dir sagen, du darfst es nicht machen, du kannst es nicht machen. Aber eine Million Dollar ... Stell dir vor, was das heißt! Um so mehr, wo die Sache schon so gut wie geritzt ist, keine Mühe, sie auszutüfteln. Bevor man sie richtig angeht, ist sie auch schon gemacht, nichts kann schiefgehen. Verdammt noch mal, man hat nicht das Recht, einem gewiegten alten Gauner so einen Haufen Gold vor die Nase zu legen und ihm zu sagen: Rühr es nicht an! Ein Zehntel

von dem Gold würde mir genügen, alles ins Lot zu bringen, die Rache inbegriffen.

Um acht Uhr bringt mich der Lastaufzug wieder zutage. Ich mache einen kleinen Umweg, um nicht am Depot vorbeizukommen. Je weniger ich es sehe, desto besser. Ich eile nach Hause, durchquere das Dorf, grüße im Vorbeigehen die Leute und entschuldige mich bei denen, die mich aufhalten wollen, daß ich es eilig habe. Conchita erwartet mich, immer gleich schwarz und gleich heiter.

»Na, Papillon, geht's gut? Charlot hat mir eingeschärft, dir vor dem Abendessen einen guten Pastis aufzuwarten. Er sagte mir, du kommst ihm vor, als hättest du Probleme. Wo fehlt's denn, Papi? Du kannst es mir ruhig sagen, schließlich bin ich die Frau deines Freundes. Möchtest du vielleicht, daß ich Graciella herrufe, oder Mercedes, wenn die dir lieber ist? Glaubst du nicht, daß das eine gute Sache wäre?«

»Conchita, schwarze Perle von Callao, du bist wunderbar, und ich verstehe, daß Charlot dich anbetet. Du hast vielleicht recht, eine Frau könnte mich wieder ins Gleichgewicht bringen. Vielleicht brauch' ich das.«

»Bestimmt. Außer, wenn Charlot recht hat.«

»Wieso? Erklär mir das.«

»Eben. Ich glaube, du brauchst die Liebe und die Gegenliebe. Charlot meint, man sollte damit warten, dir ein Mädchen ins Bett zu legen, es ginge vielleicht um etwas anderes.«

»Was anderes?«

Sie zögert einen Moment, dann sprudelt sie heraus: »Macht nichts, wenn du es Charlot widersagst, er wird mir höchstens ein paar Ohrfeigen geben.«

»Mein Wort, ich sag' ihm nichts.«

»Nun gut, Charlot meint, daß du nicht dazu geschaffen bist, das gleiche Leben wie er und die anderen Franzosen hier zu führen.«

»Und weiter? Sag mir alles, Conchita!«

»Er sagt auch, daß du sicher denkst, es gibt zuviel unnützes Gold in der Mine, wofür du eine bessere Verwendung hättest.

Das wär's! Er hat hinzugefügt, daß du nicht der Typ bist, der auf kleinem Fuß leben kann, und daß du auch eine Rache vorhast, die du nicht wirst aufgeben wollen, und daß du dafür sehr viel Geld brauchst.«

Ich schaue ihr offen in die Augen. »Na, da hat sich dein Charlot aber schwer getäuscht, Conchita! Du warst es, die recht gehabt hat. Meine Zukunft macht mir keine Sorgen. Du hast es erraten, ich muß eine Frau haben. Ich habe bloß nicht gewagt, es zu sagen.«

»Dasnehm' ich dir nicht ab, Papillon!«

»Gut. Hol die Blonde her, und du wirst sehen, wie fröhlich ich bin, wenn ich eine Geliebte habe.«

»Gleich gehe ich.« Sie verschwindet im Nebenzimmer, um in ein anderes Kleid zu schlüpfen. »Mercedes wird sich freuen!« ruft sie durch die Tür. Noch bevor sie wieder herauskommt, klopft es. »Herein!« ruft Conchita. Die Tür öffnet sich und herein kommt eine leicht verschüchterte Maria!

»Maria, du so spät am Abend? Was für eine Überraschung! Conchita, hier stelle ich dir Maria vor, das Mädchen, das mich bei sich zu Hause aufgenommen hat, als Piccolino und ich in Callao ankamen.«

»Laß dich umarmen«, sagt ihr Conchita. »Du bist genauso schön, wie Papillon es mir geschildert hat.«

»Wer ist ›Papillon‹?«

»Das bin ich. Enrique oder Papillon, das ist das gleiche. Setz dich zu mir auf den Diwan und erzähle.«

Conchita lacht schelmisch. »Ich glaube, es lohnt sich nicht mehr wegzugehen.«

Maria ist die ganze Nacht geblieben. Sie hat sich als eine schüchterne, aber bei der leisesten Liebkosung erbebende Geliebte entpuppt. Ich bin ihr erster Mann. Sie schläft jetzt wohligh. Die zwei Kerzen, die ich an Stelle der zu grellen elektrischen Lampe angezündet hatte, sind fast heruntergebrannt. Ihr sanfter Schein läßt noch mehr die Schönheit dieses jungen Körpers hervortreten, der noch die Spuren unserer Liebkosungen trägt. Leise erhebe ich mich, um mir etwas Kaffee zu machen und

nach der Uhr zu schauen. Es ist vier Uhr. Ich lasse einen Topf fallen, und das weckt Conchita auf. Sie kommt im Schlafrock aus ihrem Zimmer.

»Du möchtest einen Kaffee?«

»Ja.«

»Für dich allein,nehm' ich an, denn sie schläft bestimmt noch in den Engelsarmen, in denen du sie in den Schlaf gewiegt hast.«

»Du bist eine Kennerin, Conchita.«

»Wir haben feuriges Blut in den Adern, das mußt du heute nacht bemerkt haben. Maria hat einen Schuß schwarzes, zwei Schuß indianisches Blut, der Rest ist spanisch. Wenn dich diese Mischung nicht restlos glücklich gemacht hat, dann kannst du dich gleich umbringen«, fügt sie lachend hinzu.

Eine strahlende und schon recht hochstehende Sonne begrüßt das Erwachen von Maria. Ich bringe ihr den Kaffee ans Bett. Eine Frage brennt mir auf den Lippen:

»Werden sie sich nicht zu Hause Sorgen machen?«

»Meine Schwestern wußten, daß ich hierher ging, also hat es mein Vater eine Stunde später erfahren. Du wirst mich doch nicht heute heimschicken?«

»Nein, mein Liebes. Ich habe dir gesagt, daß ich gegen einen gemeinsamen Haushalt bin, aber zwischen Heiraten und Heimschicken ist doch ein Unterschied. Wenn du zu Hause keinen Ärger bekommst, dann bleib, solange du willst.«

Es ist schon fast Mittag, ich muß zur Mine hinunter. Maria beschließt, per Anhalter nach Hause zu fahren und abends wiederzukommen.

»Na, alter Kumpel! Du hast ganz allein die Kleine gefunden, die dir gefehlt hat. Ein Gustostück! Gratuliere dir, mein Alter!«

Es ist Charlot im Pyjama, der mir das auf französisch von der Zimmertür zuruft. Da morgen Sonntag ist, fügt er hinzu, könnte man diese Hochzeit begießen. Einverstanden.

»Maria, frag deinen Vater und deine Schwestern, ob sie nicht den Sonntag bei uns verbringen möchten. Und du komm wieder, wann du willst. Dieses Haus ist das deine. Geh los, Papi, viel Spaß bei der Arbeit! Gib acht auf die Dreierpumpe, und wenn

deine Schicht aus ist, mußt du nicht unbedingt Simon begrüßen gehen. Je weniger man sich das ansieht, was er so nachlässig bewacht, desto weniger gibt's zu bedauern!«

»Beruhige dich, alter Gauner! Nein, ich werde Simon nicht sehen. Ciao!«

Maria und ich gehen eng umschlungen durch das Dorf, damit die Mädchen gleich sehen, daß sie meine Frau ist.

Die Pumpen arbeiten tadellos, sogar die Dreier. Aber weder die heiße, feuchte Luft noch das Getacke des Motors hindern mich, an Charlot zu denken. Er hat es kapiert, er weiß, warum ich so in Gedanken bin. So ein alter Hase wie er hat schnell herausgekriegt, daß der Haufen Gold schuld daran ist. Simon hat ihm gewiß auch von unserem Gespräch erzählt. Gute Freunde, das! Die sind jetzt froh, daß ich eine Frau habe! Sie hoffen, daß mich dieses prachtvolle Geschenk Gottes den Goldschatz vergessen läßt!

Ich habe Zeit, meine Gedanken lange im Kopf herumzuwälzen, und dabei wird mir die Sache immer klarer. Wenn diese Männer auch derzeit hundertprozentig ehrlich sind, haben sie trotz diesem Höhlendasein nicht den Ehrenkodex des Milieus begraben und sind unfähig, jemanden der Polizei zu verpfeifen, selbst wenn sie dessen Pläne durchschauen und sicher sind, daß ihnen daraus große Unannehmlichkeiten erwachsen werden. Bei einem solchen Coup kämen zuerst Simon und Alexander, die Depotwächter, in die Schußlinie. Charlot würde übrigens auch sein Teil abbekommen, denn sie werden ausnahmslos alle ehemaligen Schweren einlochen, und dann ist es aus mit dem ruhigen Leben, mit dem Haus, dem Gemüsegarten, der Frau, den Kindern, den Hühnern, Ziegen und Schweinen. Und mir wird nun völlig klar, daß diese Ehemaligen nicht um sich selber zittern, sondern um ihr Heim. Ich stelle sie mir vor, wie sie Kriegsrat halten, und wäre neugierig zu wissen, wie sie die Frage entschieden haben.

Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde heute abend zu Simon gehen, ihn und seine Familie für das morgige Fest einladen und ihm sagen, er solle auch Alexander mitbringen. Ich muß sie alle

fühlen lassen, daß ein Mädchen wie Maria für mich die schönste Sache der Welt ist.

Der Aufzug bringt mich ins Freie. Ich begegne Charlot, der im Begriff ist einzufahren, und sage ihm: »Es bleibt bei dem Fest, Alter?«

»Klar, Papillon. Bombensicher.«

»Ich gehe Simon und seine Familie einladen. Und Alexander, falls er kommen kann.«

Er ist schlau, der alte Charlot. Er blickt mir in die Augen, ohne eine Spur Spott: »Fein, das ist eine gute Idee!«

Und ohne sich weiter aufzuhalten, verdrückt er sich in den Aufzug und fährt dorthin, wo ich herkomme. Ich mache einen Umweg über das Golddepot und begrüße Simon:

»Wie geht's?«

»Es geht.«

»Ich bin erst einmal vorbeigekommen, dir guten Tag zu sagen, und dann, weil ich dich samt Familie für morgen zum Mittagessen einladen möchte.«

»Aber mit Vergnügen! Was feierst du denn? Deine Freiheit?«

»Nein, meine Hochzeit. Ich habe eine Frau gefunden, Maria, die Tochter von José.«

»Da gratuliere ich. Sei glücklich, Kumpel, ich wünsch' es dir ehrlich.« Er drückt mir fest die Hand, und ich gehe. Auf halbem Wege treffe ich Maria, die mir entgegengegangen ist, und wir steigen eng umschlungen den Pfad zum »Schloß« hinauf. Der Vater und die Schwestern werden morgen um zehn herum da sein, um beim Vorbereiten des Mahles zu helfen.

»Das ist gut, denn wir werden mehr Leute sein als vorgesehen. Was hat dein Vater gesagt?«

»Er hat gesagt: ›Sei glücklich, mein Kind, aber mach dir keine Illusionen für die Zukunft. Ich kenne die Männer auf Anhieb. Brauch' sie mir nur anzuschauen. Der Mann, den du gewählt hast, ist in Ordnung, aber er wird nicht hierbleiben. Das ist nicht der Mann, der sich mit einem einfachen Leben zufriedengibt.«

»Und was hast du geantwortet?«

»Daß ich alles tun will, um dich so lange wie möglich zu behalten.«

»Komm, ich muß dich küssen, Maria. Du bist ein goldiges Mädchen! Genießen wir die Gegenwart, was weiter kommt, wird sich zeigen.«

Nach einem leichten Abendessen legen wir uns nieder, denn morgen müssen wir früh aufstehen, um Conchita zu helfen: die Hasen schlachten, den großen Kuchen backen, Wein holen und anderes mehr.

Diese Nacht wurde noch schöner als die erste. Maria hat wirklich Feuer in den Adern. Ganz rasch kennt sie sich im Liebesspiel aus, weiß sie die Lust herauszufordern und zu vergrößern, die man ihr eben erst beigebracht hat. Wir haben so oft und mit solcher Intensität geliebt, daß wir eng aneinandergepreßt erschöpft in den Schlaf sinken.

Am nächsten Tag das Fest gelang wunderbar. José gratulierte uns zu unserer Liebe, und die Schwestern von Maria flüsterten ihr, wie ich merkte, neugierige Fragen ins Ohr. Simon war samt seiner netten Familie gekommen. Auch Alexander, denn er hatte jemanden gefunden, der statt seiner die Bewachung des Depots übernahm. Er hatte eine reizende Frau und hübsche Kinder, einen kleinen Jungen und ein kleines Mädchen, die auch mitgekommen waren. Die Hasen waren köstlich, der riesige, herzförmige Kuchen war im Nu aufgegessen. Wir tanzten sogar zur Radio- und Plattenmusik, und ein alter Sträfling spielte uns auf der Ziehharmonika alle Schlager, die vor zwanzig Jahren modern gewesen waren.

Nach einigen Schlucken Kaffee nehme ich mir die alten Strolche vor. »Was habt ihr euch eigentlich gedacht? Habt ihr wirklich geglaubt, daß ich die Idee hätte, irgendwas zu unternehmen?« frage ich auf französisch.

»Klar«, sagt Charlot. »Wir wären nicht darauf zu sprechen gekommen, wenn du nicht selbst die Frage aufgeworfen hättest. Aber daß du den Plan gehabt hast, dir diese Tonne Gold unter den Nagel zu reißen, das ist doch sonnenklar. Stimmt's? Sei ehrlich, Papillon.«

»Ihr wißt, daß ich seit dreizehn Jahren an meiner Rache brüte. Rechnet diese dreizehn Jahre mal dreihundertfünfundsechzig Tage, dann mal vierundzwanzig Stunden und jede Stunde zu sechzig Minuten, und ihr wißt, wie oft ich mir geschworen habe, sie meine Leidensrechnung bezahlen zu lassen. Ich habe mir daher, als ich diese Menge Gold so herumliegen sah, wirklich einige Gedanken gemacht.«

»Und dann?« fragt Simon.

»Dann habe ich tagelang die Situation von allen Seiten her bedacht und mich geschämt. Ich hätte damit riskiert, euer Glück zu zerstören. Ich hätte vielleicht alles in die Luft gesprengt, was ihr aufgebaut habt, und mir ist klargeworden, daß das weit mehr wert ist als reich zu sein. Und danach hat sich die Versuchung, das Gold auszuheben, gelegt. Seid ganz beruhigt, mein Wort darauf, ich werde hier nichts anstellen.«

»Na endlich! Jetzt können wir ja ruhig schlafen!« sagt Charlot voller Freude. »Jeder von uns alten Gaunern hatte mal so eine Anwandlung und hat sie doch überwunden. Es lebe Papillon! Es lebe Maria, es lebe die Liebe und die Freiheit! Es lebe die Freundschaft! Strolche waren wir, Strolche bleiben wir — aber nur gegenüber der Polente. Jetzt sind wir uns wieder alle einig.«

Nun bin ich schon sechs Monate hier. Er hatte recht, der gute Charlot. An jenem Festtag hatte ich die erste Schlacht gegen die Versuchung, ein Ding zu drehen, gewonnen. Ich war im Begriff, mich endgültig vom Weg ins Verderben zu entfernen. Dank dem Beispiel meiner Freunde hatte ich einen wichtigen Sieg über mich errungen: ich verzichtete darauf, diese Million Dollar zu klauen. Damit war zweifelsohne erreicht, daß ich mich auch in Zukunft nicht so leicht zu einem Gaunerstück verführen ließe. Nachdem ich auf ein solches Vermögen verzichtet hatte, würde es mir kaum schwerfallen, bei anderer Gelegenheit standhaft zu bleiben. Trotzdem bin ich nicht ganz mit mir eins. Ich muß auf andere Weise Geld verdienen, das ist klar, aber es muß genug sein, um meine Rechnung in Paris präsentieren zu können.

Bum und bum und bum und bum! Meine Pumpen saugen

ohne Unterlaß das Wasser aus den Stollen. Es ist heißer denn je. Jeden Tag verbringe ich acht Stunden in den Eingeweiden der Mine. Im Augenblick läuft meine Schicht von vier Uhr früh bis Mittag. Wenn ich heute herauskomme, muß ich gleich zu Maria nach Callao fahren. Piccolino ist seit einem Monat dort, damit der Doktor ihn jeden Tag aufsuchen kann. Er wird einer Behandlung unterzogen und von Maria und ihren Schwestern wunderbar gepflegt. Ich möchte ihn sehen und bei dieser Gelegenheit auch mit Maria schlafen. Seit einer Woche habe ich sie nicht mehr gesehen. Es verlangt mich nach ihr, körperlich und seelisch. Ich finde einen Lastwagen, der mich mitnimmt.

Es regnet in Strömen, als ich gegen ein Uhr die Haustür aufstoße. Sie sitzen alle rund um den Tisch, bis auf Maria, die in der Nähe der Tür steht und offenbar gewartet hat.

»Warum bist du nicht früher gekommen? Acht Tage, das ist lang! Du bist ganz naß, zieh dich erst einmal um.«

Sie drängt mich ins Nebenzimmer, streift mir die Kleider vom Leib und trocknet mich mit einem großen Handtuch ab. »Streck dich etwas aus«, und sie führt mich zum Bett. Und wir lieben uns hinter dieser Tür, unbekümmert, ob sie uns draußen hören und ungeduldig erwarten. Wir schlafen ein und werden erst von Esmeralda, der Schwester mit den grünen Augen, spätnachmittags, schon bei hereinbrechendem Abend sanft geweckt.

Nach dem gemeinsamen Abendessen lädt José, der Pirat, mich zu einem kleinen Rundgang ein.

»Enrique, du hast doch dem Polizeipräfekten geschrieben, er möge in Caracas die Beendigung deines Zwangsaufenthaltes erwirken, stimmt's?«

»Richtig, José.«

»Er hat die Antwort aus Caracas erhalten.«

»Ist sie gut oder schlecht?«

»Gut. Dein *confinamiento* ist beendet.«

»Weiß Maria es?«

»Ja.«

»Was sagt sie dazu?«

»Daß du ihr immer gesagt hast, du könntest nicht in Callao

bleiben. Wann willst du fort?» fragt er mich nach einer kleinen Weile.

Obwohl die Mitteilung mich zutiefst getroffen hat, denke ich nach und sage dann ganz schnell: »Morgen. Der Lkw-Fahrer, der mich hergebracht hat, sagt, er fährt morgen weiter nach Ciudad Bolivar.«

José senkt den Kopf.

»Bist du mir böse, Amigo?«

»Nein, Enrique. Du hast immer gesagt, daß du nicht hierbleiben wirst. Aber meine arme Maria! Und ich bin auch arm dran.«

»Ich verlasse dich jetzt, um gleich mit dem Chauffeur zu reden, wenn ich ihn finde.«

Ich finde ihn. Morgen früh um neun geht's ab. Da er noch einen Mitfahrer hat, wird Piccolino in der Fahrerkabine sitzen und ich auf den leeren Eisenfässern, die er transportiert. Ich laufe zum Polizeipräfekten, der mir die Papiere aushändigt, und als guter Kerl, der er ist, gibt er mir noch einige Ratschläge und wünscht mir viel Glück. Dann mache ich die Runde bei allen, die ich hier kennengelernt habe und die mir ihre Freundschaft und ihre Hilfe angedeihen ließen.

Zuerst geht's nach Caratal, meine Sachen holen. Charlot und ich umarmen uns ganz gerührt. Seine *negrita* weint. Ich danke ihnen für ihre Gastfreundschaft,

»Laß sein, mein Kumpel! Du hättest das gleiche für mich getan. Viel Glück! Und wenn du nach Panama gehst, schick einen Gruß nach Montmartre hinüber.«

»Ich schreibe euch.«

Und dann sind die anderen ehemaligen Schweren dran: Simon, Alexander, Marcel, André. Eiligst wieder zurück nach Callao, ich verabschiede mich von den Minenarbeitern, den Gold- und Diamantensuchern, den Arbeitskollegen. Alle, Männer und Frauen, finden herzliche Worte. Ich bin ganz gerührt und verstehe es nun noch besser. Wenn ich mich mit Maria zusammengetan hätte, wäre ich niemals imstande gewesen, mich von diesem Garten Eden loszureißen.

Dann das schwerste — der Abschied von Maria.

Unsere letzte Liebesnacht, Mischung von Lust und Tränen, ist von einer Leidenschaft ohnegleichen. Selbst unsere Liebkosungen zerreißen uns das Herz. Ich muß ihr klarmachen, daß sie nicht auf meine Wiederkehr hoffen soll. Wer weiß, welches Schicksal meinen Plänen beschieden ist?

Ein Sonnenstrahl weckt mich. Auf meiner Uhr ist es schon acht. Ich habe nicht den Mut, im Eßzimmer zu bleiben, nicht einmal für die kurze Weile, um Kaffee zu trinken. Piccolino sitzt auf einem Stuhl und heult ununterbrochen. Esmeralda hat ihn gewaschen und angekleidet. Ich suche die Schwestern von Maria und finde sie nicht. Sie haben sich versteckt, um mich nicht fortgehen zu sehen. Nur José steht auf der Türschwelle. Mit einer Umarmung auf venezolanisch, ein Händedruck, den andern Arm um die Schultern des anderen geschlungen, preßt er mich an sich, ebenso gerührt wie ich. Ich bringe kein Wort heraus, und er sagt nur einen einzigen Satz: »Vergiß uns nicht, denn wir, wir werden dich nie vergessen. Leb wohl, Gott schütze dich!«

Piccolino, seine Sachen ordentlich in einem Bündel verschnürt, weint in Strömen, und an seiner Aufregung und an den Tönen, die er ausstößt, sieht man, wie verzweifelt er ist, daß er den tausendfachen Dank, den er im Herzen hat, nicht auszusprechen vermag. Ich ziehe ihn mit mir.

Wir kommen mit unseren beiden Gepäckstücken bei dem Lastwagenfahrer an. Wenn wir eine pompöse Abreise im Auge hatten, so ist das prächtig gelungen! Sein Lkw hat eine Panne, vor morgen früh können wir nicht losfahren. Wir müssen den neuen Vergaser abwarten. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu Maria zurückzukehren. Man stelle sich ihre laute Freude vor, als sie uns zurückkommen sieht.

»Der Herrgott selbst hat den Lkw kaputtgemacht«, ruft Maria aus. »Laß Piccolino hier, Enrique, und mach, während ich das Essen richte, eine kleine Runde im Dorf. Merkwürdig«, fügt sie hinzu, »es sieht fast so aus, als wäre dir Caracas nicht bestimmt.«

Während ich losgehe, geht mir diese Bemerkung von Maria durch den Kopf. Ich bin beunruhigt. Caracas, die große Kolo-

nialstadt, kenne ich zwar noch nicht, aber ich kann sie mir vorstellen, denn ich habe oft von ihr reden gehört. Sie zieht mich an, gewiß, aber wenn ich einmal dort bin, was werde ich anfangen? Ich gehe langsam über den Hauptplatz von Callao, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Bleierne Sonne liegt über ihm. Ich nähere mich einem Almendron, einem riesigen Baum mit dichtem Laubwerk, um mich gegen die unmenschliche Sonne zu schützen. In seinem Schatten sind zwei Maulesel angebunden, die ein kleiner alter Mann soeben bepackt. Ich sehe die Siebe der Diamantensucher, die Bastkörbe der Goldsucher, die Chinesenhüten gleichen und mit denen der goldhaltige Schlamm ausgeschwemmt wird. Beim Betrachten dieser für mich ungewohnten Gegenstände wandern meine Gedanken weiter. Angesichts dieses biblischen Bildes von einem friedlichen und ruhigen Leben, ohne andere Geräusche als die der Natur, beschwöre ich gleichzeitig Caracas herauf, höre den Ruf der brausenden Hauptstadt. Alle Beschreibungen von ihr verwandeln sich in klare Bilder. Vierzehn Jahre sind es her, daß ich keine große Stadt gesehen habe!

Es ist gar keine Frage mehr: jetzt, da ich machen kann, was ich will, gehe ich dorthin. Auf kürzestem Wege.

JOJO DER WÜRFLE

Verflucht, da singt einer auf französisch! Es ist der kleine Alte.
Ich höre zu.

*Déjà les vieux requins sont là
Ils ont senti le corps de l'homme
L'un croque un bras comme une pomme
L'autre le tronc, et tra-la-la.
C'est au plus vif, au plus adroit,
Adieu bagnard, vive le droit!*

*Schon sind die Haie zur Stelle,
sie riechen das Menschenfleisch.
Der eine beißt in den Arm, als wär's ein Apfel,
der andere in den Rumpf und tralala.
Alles geschwind und ohne Faxen.
Adieu, Bagnosträfling, es lebe die Gerechtigkeit!*

Ich bin wie versteinert. Er singt es getragen, wie ein Requiem. Und das »tra-la-la« mit heiterer Ironie, und das »vive le droit« ist voll vom Spott der Vorstädte von Paris, es klingt wie eine eherne Wahrheit, nur muß man von dort sein, um die ganze Ironie darin zu spüren.

Ich schaue mir den Burschen an. Was die Größe anbelangt, eine halbe Portion, genau ein Meter fünfundfünfzig, wie ich später erfahre. Eine der malerischsten Erscheinungen unter den ehemaligen Schweren, denen ich jemals begegnet bin. Weiße Haare mit langen, stufenartig geschnittenen grauen Strähnen drin. Blue jeans, ein breiter, locker geschnallter Ledergürtel, eine lange Pistolentasche an der rechten Seite, aus der ein gebogener Kolben bis zur Hüfte herausragt. Ich gehe näher heran. Da er keinen Hut auf dem Kopf hat, er hat ihn auf dem Boden liegen,

kann ich gut seine breite Stirn ausnehmen, die noch fleckiger ist als sein ohnehin schon rotes, von der Sonne verbranntes Seeräuber Gesicht. Seine Augenbrauen sind so lang und dicht, daß er sie sicherlich kämmen muß. Darunter stahlgraue Augen, mit einem Stich ins Grüne, richtige Drillbohrer, die er blitzschnell auf mich ansetzt. Ich habe noch keine drei Schritte gemacht, da sagt er mir schon:

»Du kommst von den Schweren, so wahr ich der Würfler heiße.«

»Genau. Ich heiße Papillon.«

»Und ich Jojo der Würfler.«

Er reicht mir seine Hand und drückt die meine, nicht zu kräftig, wie es sich unter Männern gehört, nicht so, daß gleich die Finger brechen wie bei den Kraftprotzen, und nicht zu weich wie bei Heuchlern oder Schlappschwänzen.

Ich sage: »Wollen wir nicht einen Schluck in der Bar nehmen? Ich lade dich ein.«

»Nein, komm zu mir, das weiße Haus gleich gegenüber. Es heißt Belleville. Dort können wir in Ruhe palavern.«

Drinnen ist es nett und sauber. Die Domäne seiner Frau, jung, sehr jung, vielleicht fünfundzwanzig. Er hat mindestens seine Sechzig am Buckel. Sie heißt Lola, ist Venezolanerin und hat leicht getönte Haut.

»Seien Sie willkommen«, sagt sie mit freundlichem Lächeln.

»Danke.«

»Zwei Pastis?« fragt Jojo. »Ein Korse hat ihn mir aus Frankreich herübergeschmuggelt. Du wirst sehen, er ist gut.«

Lola bringt den Pastis, und Jojo schüttet in einem Zug fast den ganzen Inhalt seines Glases hinunter.

»Also los«, sagt er und blickt mir in die Augen.

»Was heißt los? Du glaubst doch nicht, daß ich dir jetzt mein ganzes Leben erzähle?«

»Dann laß es bleiben, Junge. Aber Jojo der Würfler, sagt dir das nichts?«

»Nein.«

»Wie man schnell vergessen wird! Bei den Schweren war ich

doch wer. Keiner hat beim Würfeln so gewonnen wie ich, und dabei waren sie kaum angefeilt, geschweige denn plombiert. Das war nicht gestern, gewiß, aber schließlich sind wir doch Männer, die Spuren hinterlassen, Legenden bilden. Und das alles ist, wie ich sehe, schon nach wenigen Jahren vergessen. Hat dir wirklich keiner der Burschen je von mir erzählt?« Er ist ganz empört.

»Offen gesagt, nein.«

Sein Blick durchbohrt mich neuerlich. »Du bist nicht lang bei den Schweren gewesen, deine Larve sieht mir nicht danach aus.«

»Dreizehn Jahre insgesamt, mit dem Bagno von El Dorado. Glaubst du, das ist nichts?«

»Nicht möglich! Du hast kaum einen Kratzer abbekommen, Nur ein anderer Schwerer hat's gleich raus, daß du von dort kommst. Und selbst der könnte sich täuschen lassen, wenn er nicht ein guter Gesichtskenner ist. Du hast ein gutes Leben gehabt bei den Schweren, was?«

»Es war nicht so leicht . . . die Inseln, die Einzelhaft, die Strafzelle . . .«

»Geh, halt die Luft an! Die Inseln? Die reinste Ferienkolonie! Da fehlt nur noch das Casino! Ihr Schweren habt dort die frische Brise vom Meer gehabt, keine Stechmücken, dafür Langusten, Angelgehen und ab und zu eine süße Nachspeise: den Hintern von einem Aufseherweibchen, das vom holden Ehegatten allzusehr vernachlässigt wurde.«

»Trotzdem, du weißt . . .«

»Blabla, hör mir auf damit! Ich kenn' das! Ich war nicht auf den Inseln, aber man hat mir genug davon erzählt.«

Er mag ja eine malerische Erscheinung sein, dieser Zigeuner, aber mir reicht's schon langsam, ich spüre schon, wie's in mir hochsteigt. Und das kann ihm nicht gut bekommen. Er redet weiter:

»Die Schweren, die richtigen Schweren, für die gab's den Kilometer vierundzwanzig. Das sagt dir nichts, was? Natürlich nicht. Mit der Visage, die du hast, hast du dort niemals gepinkelt! Aber ich, Junge, ich bin dort gewesen. Hundert Mann, und alle mit der Scheißerei im Bauch. Da gibt's die, die dabei

noch aufrecht stehen können, solche, die schon liegen, und die, die nur noch hundselendiglich stöhnen. Und der Busch ist da, direkt vor ihnen, wie eine Mauer. Aber nicht sie hauen diese Mauer um, es ist die Mauer, die sie umhaut. Kein Arbeitslager, wie es die Strafverwaltung behauptet, sondern eine gut versteckte Grube, inmitten der grünen Hölle, in die man die Männer hineinwirft und aus der sie niemals mehr herauskommen. Erzähl mir nichts, Papillon, bei mir kommst du damit nicht an. Du hast weder den Blick eines armen, verprügelten Hundes noch die hohlen Wangen des ständigen Hungerleiders, noch die Larve eines dieser Elendsbündel, die wie durch ein Wunder aus dieser Hölle rausgekommen sind. Die haben Gesichter, als hätte man ihre Gesichter mit einem Stichel bearbeitet, damit die Larve von Greisen auf ihre noch junge paßt. Von all dem hast du nichts an dir. Daher ist meine Diagnose unfehlbar: Für dich war das Bagno ein sonniges Ferienparadies.«

Das ist aber ein hartnäckiger Vogel! Ich frage mich, wie diese Auseinandersetzung enden wird.

»Ich sag's noch mal, für mich gab's die Grube, die Amöben im Bauch, die Scheißerei, die dich allmählich fertigmacht. Was du erlebt hast, ist dagegen ein Armenhaus. Und ich wiederhole: die Schweren, du hast nicht einmal gewußt, was das bedeutet. Ich könnte es dir selber nicht einmal so genau beschreiben. Aber ich habe Albert Londres gelesen, und der hat es genauso geschildert, wie ich's dir eben erzählt habe.«

Ich blicke den kleinen, energiegeladenen Kerl aufmerksam an und berechne den Winkel, aus dem ich ihm am besten in die Fresse hauen kann. Plötzlich aber lasse ich den Dampf ab und beschließe, ihn mir zum Freund zu machen. Es lohnt sich nicht, die Nerven zu verlieren, ich werde sie noch brauchen.

»Hast recht, Jojo. Kein Grund, meine Sträflingsjahre aufzutischen. Ich bin so gut in Form, daß nur ein Kenner wie du mir ansieht, woher ich komme.«

»Na also, jetzt sind wir uns einig. Und was machst du im Augenblick?«

»Ich arbeite in der Goldmine von La Mocupia. Achtzehn Bo-

livar im Tag, aber ich habe die Erlaubnis zu gehen, wohin ich will. Mein *confinamiento* ist beendet.«

»Ich wette, du willst nach Caracas gehen und dich wieder ins Abenteuer stürzen.«

»Richtig. Ich habe große Lust dazu.«

»Aber Caracas ist eine Großstadt, und das Abenteuer ist dort eine riskante Sache. Du bist kaum rausgekommen und willst schon wieder rein?«

»Ich habe denen, die mich zu den Schweren geschickt haben, eine hohe Rechnung zu präsentieren: den Bullen, den Zeugen, dem Staatsanwalt.

»Dreizehn Jahre Knast für ein nicht begangenes Verbrechen, die Inseln, was immer du von ihnen denkst, dazu die Strafzelle auf Saint-Joseph, wo ich die ärgsten Foltern erlebt habe, die sich ein System ausdenken kann. Du darfst nicht vergessen, daß ich mit vierundzwanzig Jahren reingekommen bin.«

»Verdammt! Die haben dir deine ganze Jugend geraubt. Wahr und wahrhaftig unschuldig, oder machst du wieder Reklame für dich?«

»Unschuldig, Jojo, beim Andenken meiner Mutter!«

»Na so was! Klar ist das schwer zu verdauen. Aber wenn du zu Zaster kommen willst, um deine Angelegenheiten zu regeln, brauchst du nicht nach Caracas zu gehen. Komm mit mir.«

»Wohin?«

»Zu den Diamanten, Junge. Diamanten! Der Staat hier ist großzügig. Es ist das einzige Land der Welt, wo du beliebig in der Erde nach Gold oder Diamanten buddeln kannst. Einzige Bedingung: du darfst keine maschinellen Geräte verwenden. Nur Schaufel, Harke und Sieb.«

»Und wo befindet sich dieses wahre El Dorado?«

»Weit weg, weit hinten im Busch. Mehrere Tagesritte auf dem Maulesel, dann im Einbaum auf dem Fluß und schließlich ein Fußmarsch, das ganze Material auf dem Buckel!«

»Fällt einem nicht in den Schoß, das!«

»Auf jeden Fall ist es das einzige Mittel, zu Zaster zu kommen, Papillon. Findest du eine Bombe, bist du schon reich.

Kriegst alle Weiber, die in seidenen Betten rauchen und furzen. Oder kriegst genug, um deine Rechnung zu präsentieren.«

Und jetzt ist Jojo nicht mehr zu bremsen. Seine Augen glänzen, er ist aufgeregt und ganz kribbelig vor Gier. Er erklärt mir, daß eine Bombe — ich hatte schon in der Mine davon gehört — ein ganz kleines Stück Boden ist, nicht größer als ein Bauerntaschentuch, wo sich durch ein unerklärliches Wunder der Natur auf einem Haufen hundert, zweihundert, fünfhundert, ja bis zu tausend Karat Diamanten befinden. Wenn ein Diamantensucher eine Bombe in so einem abgelegenen Winkel entdeckt, dauert's nicht mehr lang. Als ob es sich durch ein übernatürliches Telegraphennetz verbreitet hätte, sind Männer aus allen vier Himmelsrichtungen zur Stelle. Dutzende, die schnell zu Hunderten anwachsen und schließlich zu Tausenden. Sie riechen die Diamanten wie ein ausgehungertes Hund einen Knochen. Es genügt schon, daß einer ganz einfach mehr Diamanten gefunden hat als üblich. Sie kommen vom Norden, vom Süden, vom Westen, vom Osten, alle Nationalitäten. Die Venezolaner zuerst. Heruntergekommene Männer, ohne Beruf, die es satt haben, zwölf Bolivar im Tag beim Aufgraben von irgendwas oder beim Straßenbau zu verdienen. Also hören sie den Sirenen gesang des Dschungels. Sie wollen nicht, daß ihre Familie weiter in einem Kaninchenstall haust, und obwohl sie sehr gut wissen, daß sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in einem unerträglichen Klima und in lausiger Umgebung werden schuften müssen, verdammen sie sich selbst zu einigen Jahren Höllendasein. Aber ihre Frauen werden mit dem, was sie ihnen schicken, ein helles geräumiges Häuschen haben, die Kinder werden gut genährt und gekleidet sein, zur Schule gehen können und vielleicht sogar studieren.

»Mit einer einzigen Bombe?«

»Sei nicht blöd, Papillon. Wer eine Bombe findet, geht nie wieder in die Mine zurück, er ist reich für den Rest seines Lebens. Außer, die Freude macht ihn so verrückt, daß er seinen Muli mit in Kümmel oder Anis getränkten Hundert-Bolivar-Noten füttert. Nein, ich rede jetzt von dem einfachen Gold-

und Diamantensucher, der jeden Tag kleine, ja winzige Diamanten findet. Aber dieses Wenige ist noch immer zehn- oder fünfzehnmal mehr wert als die Entlohnung in der Stadt. Doch das Leben dort ist teuer, und er muß sich mit dem Allernötigsten begnügen, denn man kann nur mit Gold oder Diamanten bezahlen. Wenn er das aber zustande bringt, kann er seiner Familie zu einem unvergleichlich besseren Leben verhelfen.«

»Und die andern?«

»Männer jeder Sorte, Brasilianer, Kerle von Britisch-Guayana, von Trinidad, die vor der schamlosen Ausbeutung in den Fabriken oder auf den Baumwollplantagen geflüchtet sind. Und dann gibt es noch die richtigen Abenteurer, die nur im freien Raum frei atmen können und alles aufs Spiel setzen für die große Chance ihres Lebens: Italiener, Engländer, Spanier, Franzosen, Portugiesen, Kerle von weiß Gott wo. Verflucht noch mal, wer kennt schon die ganze Fauna, die sich über dieses gelobte Land verbreitet, wo der Herrgott neben Anakondas, Stechmücken, Malaria und Gelbfieber auch die schönen Blumen in die Erde gesät hat: Gold, Diamanten, Topas und Smaragd, ein ganzes Blütenmeer. Ein wilder Haufen von Abenteurern aus der ganzen Welt stürzt sich darauf, sie stehen bis zum Bauch im Wasser, graben Löcher, mit solcher Energie, daß sie weder die brennende Sonne noch die Mücken, noch Hunger und Durst spüren, sie graben und wühlen in dieser glühenden Erde, schaufeln und kratzen sie auf, um sie wieder und wieder, unermüdlich durch die Siebe zu waschen, damit sie Diamanten finden. Und überdies sind die Grenzen von Venezuela unendlich lang, und im Busch begegnest du niemanden, der dich nach deinen Papieren fragt. So hast du also über die Anziehungskraft der Diamanten hinaus die Gewähr, nicht von der Polente belästigt zu werden. Ein Traumort für jeden, der verfolgt wird.«

Jojo hält inne.

Er hat nichts vergessen, ich weiß jetzt alles. Eine Minute schneller Überlegung, dann sage ich:

»Geh allein, Jojo, diese Titanenarbeit ist nichts für mich. Da

muß schon ein heiliges Feuer in einem brennen, der Wunderglaube an die Entdeckung einer Bombe, um so ein Höllendasein auszuhalten! Ja, geh allein. Die Bombe, die such' ich mir in Caracas.«

Neuerlich setzt er seine unerbittlichen Augen auf mich an.

»Verstehe, du hast dich nicht geändert. Willst du wissen, was ich wirklich denke?«

»Nur raus damit!«

»Du gehst von Callao weg, weil es dich krank macht, einen Haufen Gold unbewacht in La Mocupia zu wissen. Ja oder nein?«

»Ja.«

»Du läßt ihn in Ruhe, weil du die Ex-Schweren, die sich hierher zurückgezogen haben, nicht in Schwierigkeiten bringen willst. Ja oder nein?«

»Ja.«

»Und du glaubst, um die Bombe dort zu finden, wo ich dir gesagt habe, ist die Chance zu gering für den großen Einsatz? Ja oder nein?«

»Genau.«

»Und du ziehst es also vor, dich in Caracas nach einer griffbereiten Bombe umzusehen, die Diamanten schon geschliffen — bei einem Juwelier oder Edelsteinhändler?«

»Vielleicht, aber ich bin nicht sicher. Es will überlegt sein . . .«

»Du bist wirklich ein Abenteurer, den nichts zur Vernunft bringt.«

»Abwarten. Aber vergiß nicht das Ding, das mich ständig auf der Haut juckt: die Rache. Für sie würde ich weiß Gott was anstellen.«

»Abenteuer oder Rache: du brauchst auf jeden Fall Zaster! Komm also mit mir in den Busch. Du wirst sehen, es ist eine tolle Sache!«

»Mit Schippe und Harke? Nichts für mich!«

»Hast du Fieber, Papillon? Oder bist du übergeschnappt, seit du weißt, du kannst gehen, wohin du willst?«

»Hab' nicht den Eindruck.«

»Und doch hast du die Hauptsache vergessen: Mein Name ist Jojo der Würfler.«

»Einverstanden, dein Spitzname sagt, du bist ein professioneller Spieler. Aber ich sehe nicht den Zusammenhang mit dem Plan, zu schuften wie das liebe Vieh.«

»Ich auch nicht«, und er windet sich vor Lachen.

»Was? Dann gehen wir also nicht die Erde aufbuddeln und nach Diamanten suchen? Wo denn werden wir sie herausholen?«

»Aus den Taschen der Diamantenjäger.«

»Wie denn?«

»Indem wir jede Nacht ein Spielchen machen — und manchmal verlieren.«

»Verstanden, alter Junge. Wann gehen wir los?«

»Warte eine Minute.«

Sehr befriedigt von dem erzielten Effekt, erhebt er sich stolz, zieht den Tisch in die Mitte des Raumes, breitet darauf eine Wolldecke aus und holt sechs Würfel aus der Tasche:

»Schau sie dir gut an.«

Ich prüfe sie ganz genau von allen Seiten. Sie sind nicht beschwert.

»Niemand kann behaupten, daß es gefälschte Würfel sind, ja oder nein?«

»Nein, niemand.«

Aus einem Filzfutteral zieht er einen zusammenlegbaren Zollstab heraus und reicht ihn mir.

»Miß!«

Kaum ein Zehntel Millimeter war eine der Würfelseiten abgeschliffen und sorgfältig poliert. Man merkt überhaupt nicht das geringste!

»Versuch, sieben oder elf zu würfeln.«

Ich werfe die Würfel, weder sieben noch elf.

»Jetzt bin ich dran.«

Jojo macht absichtlich eine kleine Falte in der Decke. Er nimmt die Würfel mit den Fingerspitzen.

»Das heißt die Pinzette«, sagt er. »Und jetzt werf' ich! Und da ist die Sieben! Und die Elf! Und elf! Und sieben! Willst du

sechs? Da, da hast du sie! Die Sechs mit vier und zwei oder mit fünf und eins? Da, ganz wie's beliebt, Monsieur!«

Ich bin starr.

Niemals habe ich einen so phantastischen Trick gesehen, einmalig! Es ist absolut nichts zu merken.

»Mein Leben lang habe ich Elfern gespielt. Mit acht Jahren habe ich auf dem Montparnasse meine ersten Schlachten geschlagen. Mein Lieber, schon da habe ich mir erlaubt, mit ähnlichen Würfeln zu spielen, und weißt du wo? Auf dem Billardtisch des Ostbahnhofs, zu den Zeiten von Roger Sole und Co.«

»Ich erinnere mich, dort war immer eine komische Sorte von Gaunern.«

»Was soll ich dir sagen! Und außerdem Schläger, Zuhälter und so allerlei andere Typen. Ja, es gab sogar in meiner Kundenschaft Typen, genauso berühmt wie Jojo-le-Beau, der Zuhälterbulle von der La Madeleine, und natürlich auch Spezialisten der Spielerbrigade. Tolle Burschen, wie die andern. Du siehst also, man kann schon »fündig« werden, wenn man den richtigen Platz zum Würfeln aufsucht.«

»Bestimmt.«

»Eines muß gesagt sein: da und dort ist es gleich gefährlich. Auf dem Ostbahnhof haben die Burschen ebenso schnell geschossen, wie die Diamantensucher es tun. Mit einem Unterschied: in Paris schießen sie und verwunden dich nur. Im Busch draußen schießen sie dich auf der Stelle tot. Dort gibt's zwar keine Bullen, aber dafür schaffen die Kerle sich ihre eigenen Gesetze.«

Er setzt ab, leert langsam sein Glas, und dann: »Also, Papillon, du kommst mit? Ja?«

Ich überlege kurz. Das Abenteuer lockt mich. Es ist zweifellos riskant, denn die Typen dort sind gewiß keine Sängerknaben. Aber man kann vielleicht eine Menge Geld machen. Los, Papillon, Banco auf Jojo!

Und ich wiederhole:

»Wann geht's los?«

»Morgen nachmittag, wenn's dir paßt, nach der großen Hitze,

um fünf Uhr. Zeit, die Ausrüstung zu besorgen. Anfangs reisen wir nur in der Nacht. Hast du eine Knarre?»

»Nein.«

»Ein gutes Messer?»

»Auch nicht.«

»Kümm're dich nicht drum, ich mach das schon. Ciao!«

Ich kehre nach Hause zurück und denke an Maria. Sicherlich wird sie mehr dafür sein, daß ich in den Busch gehe als nach Caracas. Ich werde ihr Piccolino anvertrauen. Und morgen — ab zu den Diamanten! Zum Elfern! *Sieste, once! Seven, eleven!...* Ich bin schon drin. Ich brauche nur noch die Würfelzahlen auf spanisch, englisch, portugiesisch und italienisch zu lernen. Alles übrige wird man sehen.

Im Hause finde ich José. Ich sage ihm, daß ich meine Pläne geändert und mir Caracas für später aufgehoben habe und daß ich mit einem alten, weißhaarigen Franzosen namens Jojo zu den Diamantensuchern gehe.

»In welcher Eigenschaft begleitest du ihn?»

»Als Teilhaber selbstverständlich.«

»Er gibt seinen Teilhabern immer die Hälfte des Gewinns.«

»So gehört sich's. Hast du welche gekannt, die mit ihm gearbeitet haben?»

»Drei.«

»Haben sie viel Geld gemacht?»

»Ich weiß es nicht. Ohne Frage. Sie haben drei oder vier Expeditionen mitgemacht.«

»Und nachher?»

»Nachher? Sie sind nicht wiedergekommen.«

»Warum? Haben sie sich an den Fundstellen niedergelassen?»

»Nein, sie sind tot.«

»Ach so. An einer Krankheit gestorben?»

»Nein, sie wurden von denen dort umgelegt.«

»So . . . da hat er selber ja Schwein gehabt, wenn die gleich schießen.«

»Ja. Aber weißt du, er ist sehr schlau. Er gewinnt niemals viel — er läßt seinen Teilhaber gewinnen.«

»Aha. Es ist also der andere in Gefahr, nicht er. Gut zu wissen, José. Danke.«

»Gehst du nicht mehr dorthin, jetzt, da du es weißt?«

»Gibt es eine echte Möglichkeit, nach drei oder vier Expeditionen von dort mit einer Menge Geld zurückzukommen?«

»Bestimmt.«

»Dann ist Jojo reich. Warum geht er also zurück? Ich habe gesehen, wie er den Mauleseln die Lasten aufgebunden hat.«

»Erstens, das hab' ich dir schon gesagt, riskiert er selber nichts. Zweitens würde er sicher nicht wieder losziehen. Die Mulis gehören seinem Schwiegervater. Er hat sich entschlossen, zu den Diamanten zu gehen, weil er dich getroffen hat.«

»Aber das Material, das er gerade aufgeladen hat?«

»Wer sagt dir, daß es für ihn ist?«

»Aha! Was kannst du mir noch für einen Rat geben?«

»Geh nicht mit.«

»Nicht diesen. Ich bin entschlossen, dorthin zu gehen. Also?«

José senkt den Kopf, als wolle er sich sammeln. Eine lange Minute geht vorbei. Als er wieder den Kopf hebt, hat sich seine Miene erhellt. Seine Augen funkeln vor Bosheit. Und dann sagt er langsam, jede Silbe einzeln: »Höre auf den Rat eines Mannes, der dieses Milieu in- und auswendig kennt. Jedesmal wenn eine große, sehr große Partie gespielt wird, wenn vor dir ein wirklich großer Haufen Diamanten liegt und das Spielfieber auf dem Höhepunkt ist, dann erhebe dich mit einem Ruck, das kommt unerwartet für jeden, weil du groß im Gewinnen bist. Du sagst, daß du die Kolik hast, und gehst schnurstracks auf den Abort. Selbstverständlich kommst du nicht mehr zurück, legst dich in dieser Nacht nicht zu Hause schlafen, sondern woanders.«

»Kein schlechter Trick, José. Noch einen Rat!«

»Wenn die Diamantenaufkäufer, die sich am Fundort aufhalten, auch weit weniger für die Diamanten bezahlen als in Callao oder in Ciudad Bolivar, verkaufst du jeden Tag die Steine, die du gewonnen hast. Aber nimm kein Bargeld! Laß dir eine Anweisung auf deinen Namen geben, damit du sie in Callao oder Ciudad Bolivar einlösen kannst. Das gleiche machst du mit

ausländischen Banknoten. Du erklärst, daß du Angst hast und daß du nichts riskierst, wenn du wenig bei dir hast. Und das erzählst du überall herum.«

»Wenn ich das tue, hab' ich also die Chance zurückzukehren?«

»Ja, du hast die Chance, lebend zurückzukehren, wenn Gott will.«

»Danke, José. Buenas nochès.«

Ich liege in den Armen von Maria, ruhig geworden nach dem Lieben, meinen Kopf an ihrer Schulter, und spüre ihren Atem meine Wange liebkosen. Bevor ich die Augen schließe, sehe ich in der Dunkelheit vor mir einen großen Haufen Diamanten. Sacht, als ob ich mit ihnen spielen möchte, sammle ich sie ein und lege sie in einen kleinen Beutel aus Zeltstoff, wie ihn die Minenarbeiter haben, dann erhebe ich mich mit einem Ruck, lasse meinen Blick über die Runde schweifen und sage zu Jojo: »Halt mir den Platz frei, ich gehe hinaus auf die Toilette und komme gleich wieder zurück.« Und im Einschlafen habe ich die verschmitzten Augen von José vor mir.

Der Morgen geht schnell vorüber. Alles ist geregelt. Piccolino bleibt hier, er wird gut betreut sein. Ich umarme alle. Maria strahlt. Sie weiß, wenn ich in den Busch gehe, dann muß ich auf dem Rückweg hier vorbeikommen, während Caracas die Männer, die dorthin gehen, nicht mehr hergibt.

Maria begleitet mich bis zum Treffpunkt. Es ist fünf Uhr, Jojo ist da und ganz in Form. »Hallo, Kumpel! Wie geht's? Du bist pünktlich. Gut so. In einer Stunde geht die Sonne unter, eine günstige Zeit. In der Nacht begegnet man niemandem, der einem folgen könnte.«

Noch ein Dutzend feste Küsse, und ich steige auf den Maulesel. Jojo hält mir die Steigbügel, und vor dem Losreiten sagt mir Maria noch: »Vor allem vergiß nicht, zur rechten Zeit aufs Klo zu gehen, *mi amor!*«

Ich breche in Lachen aus und treibe mit den Fersen den Maulesel zum Gang an. »Du bist mir die Richtige! Du horchst an der Tür!«

»Wenn man liebt, ist das ganz natürlich.«

Wir sind unterwegs. Jojo auf einem Pferd, ich auf dem Maulesel.

Der Urwald hat seine Wege. Man nennt sie Dschungelpfade. Ein solcher Pfad ist eine Art Gang von mindestens zwei Meter Breite, der nach und nach in den Busch geschlagen wurde und den die Durchkommenden mit der Machete freihalten. Rechts und links steht das Grün wie zwei hohe Mauern. Darüber ein von Millionen Pflanzen gebildetes Gewölbe, so hoch, daß man es nicht mit der Machete erreichen kann, selbst wenn man auf dem Pferd steht. Das ist die Selva, wie man hier die tropischen Wälder nennt. Sie besteht aus einer undurchdringlichen Verflechtung von zwei Vegetationsarten, zuerst aus Lianenschlingen, Bäumen und Pflanzen, die nicht über ungefähr sechs Meter Höhe emporwachsen. Dann darüber die großen, majestätischen Wipfel von Riesenbäumen, die zwanzig bis dreißig Meter Höhe erreichen und immer höher wachsen, um Sonne zu finden. Aber während ihre Wipfel im Licht baden, deckt das dichte Blattwerk ihrer Seitenäste wie ein Dach alles Darunterliegende ab und läßt nur wenig Licht durchsickern. Diese wunderbare Natur, wie der tropische Urwald es ist, wuchert nach allen Seiten, daher muß man, wenn man auf dem Pferd in einen solchen Pfad eindringt, mit einer Hand die Zügel halten, in der anderen die Machete und unermüdlich alles abschneiden, was das Weiterkommen behindert. Ein vielbegangener Dschungelpfad sieht daher immer aus wie eine gutgepflegte Waldschneise. Nichts gibt einem Mann so sehr das Erlebnis der Freiheit, als gut bewaffnet durch den Busch zu streifen. Er hat das Gefühl, ein Teil der Natur zu sein, gleich den wilden Tieren. Er dringt mit Vorsicht ein, aber auch mit grenzenlosem Selbstvertrauen. Er fühlt sich in seinem ureigensten Element, alle seine Sinne sind hellwach, Gehör und Geruchssinn, das Auge aufmerksam, ununterbrochen schweift der Blick in die Runde, erfaßt alles, was sich bewegt. Einen einzigen Feind kennt der Busch: das intelligenteste aller Tiere, das grausamste, böseste, gierigste, das widerlichste und doch auch das wunderbarste: den Menschen.

Wir ritten die ganze Nacht hindurch, es ging recht gut. Aber am Morgen, nachdem wir einige Schlucke Kaffee aus der Thermosflasche genommen haben, fängt dieses Luder von einem Muli an, langsam zu werden, manchmal bleibt es hundert Meter hinter Jojo zurück. Mit welchen Stacheln ich auch immer seinen Hintern bearbeite, es ist nichts zu machen. Zu allem Überdruß bekomme ich noch den Spott von Jojo zu fühlen: »Du kannst eben nicht reiten, Junge! Es ist doch ganz einfach. Schau her!« Und kaum hat er seinem Gaul die Fersen in die Flanken gedrückt, galoppiert der schon los. Und Jojo richtet sich in den Steigbügeln auf und brüllt: »Ich bin der Kapitän Cook!« Und weiter: »He, Sancho! Kommst du endlich? Bist du nicht imstande, deinem Don Quichote zu folgen?«

Das geht mir auf die Nerven, mit allen Mitteln versuche ich, das bockige Vieh anzutreiben. Aber schließlich kommt mir eine Idee, ich halte sie für geradezu einzigartig. Und tatsächlich das Biest fällt in einen kurzen Galopp. Ich habe in sein Ohr einen brennenden Zigarrenstummel fallen lassen. Es galoppiert wie ein Vollblut, ich juble, überhole sogar den »Kapitän Cook« und salutiere im Vorbeireiten. Aber das hält nur ein paar Galopplängen an, denn das Luder ist boshaft. Plötzlich zwingt es mich gegen einen Baum, fast zum Beinbrechen, ich falle runter, und mein Hintern ist von was weiß ich welcher Pflanze mit Stacheln gespickt. Und dieser alte Trottel von Jojo lacht wie ein kleiner Junge.

Mehr als zwei Stunden quäle ich mich ab, um dieses Vieh wieder besteigen zu können, das ausschlägt und furzt und bockt wie nur. Schließlich, total außer Atem, voll Stacheln in meinen Arschbakken, halbtot vor Hitze und Erschöpfung, gelingt es mir, mich auf den Rücken dieses Abkömmlings eines bretonischen Maulesels zu schwingen. Diesmal soll es laufen, wie es will. Ich werd' mich nicht mehr mit ihm ärgern. Den ersten Kilometer bringe ich nicht sitzend, sondern auf seinem Rücken liegend hinter mich, die Arschbacken oben, um die Stacheln, die wie Feuer brennen, zu finden und herauszuziehen.

Am nächsten Tag lassen wir diesen Dickkopf in einer Her-

berge zurück. Zwei Tage im Einbaum, und dann erreichen wir nach einem langen Tagesmarsch, das ganze Zeug auf dem Bukkel, die Diamantenstätte. Ich lege meine Last auf einen behauenen Baumstumpf, der vor einer Gaststätte im Freien als Tisch dient. Ich bin total fertig und möchte am liebsten auf der Stelle den alten Jojo erwürgen, der nur wenige Schweißtropfen auf der Stirn hat und mich spöttisch betrachtet.

»Na, Kumpel, wie geht's?«

»Es geht, Bursche. Warum sollte es nicht gehen? Nur eins: Warum läßt du mich einen ganzen Tag eine Schippe, eine Harke und ein Sieb schleppen, wo wir doch nicht hier herum-buddeln werden?«

Jojo setzt eine traurige Miene auf: »Papillon, du enttäuschst mich. Überleg dir mal: Wenn einer das Werkzeug nicht hierher mitbringt, was wird er dann hier tun? Diese Fragen würden sich Hunderte stellen, die deinen Einzug in das Diamantendorf durch die Ritzen ihrer Bretterbuden beobachtet haben. Deine Ausrüstung macht die Sache klar. Kapiert?«

»Kapiert.«

»Das gleiche gilt für mich. Ich habe nichts mit. Nimm an, ich komme mit den Händen in den Hosentaschen hierher, fädle das Spiel ein und weiter nichts. Was sagen dann die Minenarbeiter und ihre Weiber, na was wohl, Papillon? Sie sagen, dieser alte Franzose ist ein Berufsspieler. Du wirst gleich sehen, was ich daher machen werde. Wenn's geht, versuche ich hier eine gebrauchte Motorpumpe zu finden, wenn nicht, so lasse ich sie mir kommen. Ebenso etwa zwanzig Meter Rohr und zwei oder drei ›Sluces‹. So eine ›Sluce‹ ist eine lange Holzkiste mit durchlöcherten Zwischenwänden. Der von der Pumpe angesaugte Schlamm wird durch dieses Gerät gedrückt, wodurch es mit einer Arbeitsgruppe von sieben Mann möglich ist, fünfzigmal mehr Erde zu waschen als eine Arbeitsgruppe von zwölf Mann mit ihren archaischen Werkzeugen. Und so etwas gilt noch nicht als ›mechanische Vorrichtung‹. Als Eigentümer der Pumpe bin ich erstens zu fünfundzwanzig Prozent am Diamantenertrag beteiligt, und zweitens rechtfertigt das meine Anwesenheit hier.

Niemand kann sagen, daß ich vom Spiel lebe, da ich von meinen Pumpen lebe. Aber da ich *auch* ein Spieler bin, spiele ich eben nachts. Das ist ganz normal, denn tagsüber nehme ich nicht an der Arbeit teil. Begriffen?»

»Alles klar.«

»Du gefällst mir. Zwei Frescos, Senõra!«

Eine beleibte, freundliche alte Frau mit nicht ganz dunkler Haut bringt uns zwei Gläser mit einer hellbraunen Flüssigkeit, in der mehrere Eiskwürfel und ein Stück Zitrone schwimmen.

»Macht acht Bolivar, *hombres*.«

»Mehr als zwei Dollar! Verflucht, das Leben ist nicht billig in dieser Wüste!«

Jojo zahlt.

»Wie geht's hier so?« fragt er.

»Soso.«

»Gibt's welche oder gibt's keine?«

»Leute — viele. Aber Diamanten wenig. Sehr wenig. Seit vor drei Monaten dieser Winkel entdeckt wurde, sind viertausend Personen angerückt. Das sind zu viele für so wenige Diamanten. Und der da?« fügt sie hinzu und weist mit dem Kinn auf mich.
»Deutscher oder Franzose?«

»Franzose. Er gehört zu mir.«

»Armer Kerl.«

»Warum arm?« frage ich sie.

»Weil du ein zu junger und zu hübscher Bursche bist, um zu sterben. Die mit Jojo ankommen, haben niemals Glück.«

»Schweig, Alte! Komm, Papi, wir gehen!«

Während wir aufstehen, sagt mir die Alte zum Abschied: »Paß auf dich auf.«

Selbstverständlich habe ich nichts von dem, was mir José zugesteckt hat, verraten, und Jojo ist sehr erstaunt, daß ich die Bemerkung der Alten nicht zu ergründen suche. Ich spüre, daß er Fragen erwartet, aber die kommen nicht. Das scheint ihn etwas zu beunruhigen, und er betrachtet mich verstohlen. Nachdem wir da und dort mit Leuten palavert haben, findet Jojo recht bald eine Baracke. Drei kleine Räume, Ringe, um unsere

Hängematten aufzuhängen, Pappschachteln. Auf einer stehen leere Bier- und Rumflaschen, auf einer anderen eine Waschkübel aus angeschlagenem Email und eine Blechkanne mit Wasser. Leinen sind ausgespannt, um die Sachen draufzuhängen. Der Boden ist aus gestampfter Erde, sehr sauber. Die Wände der Bude sind aus Kistenbrettern, man kann darauf noch lesen: »Camay-Seife«, »Fernet branca«, »Nestlé-Milch« usw. Jedes Zimmer hat ungefähr das Ausmaß von drei mal drei. Kein Fenster. Ich erstickte buchstäblich und lege das Hemd ab.

Jojo dreht sich um, er erschrickt geradezu.

»Bist du verrückt? Und wenn jemand reinkommt? Du hast schon eine dreckige Visage, und wenn du obendrein deine Tätowierungen zur Schau stellst, dann machst du ja direkt publik, daß du ein Strolch bist. Ich bitte dich, benimm dich!«

»Aber ich erstickte, Jojo!«

»Das geht vorbei. Reine Sache der Gewöhnung. Vor allem einmal Haltung! Nichts als Haltung!«

Ich verbeiße mir das Lachen. Er ist wirklich unbezahlbar, dieser Jojo.

Wir reißen eine Zwischenwand heraus, um aus zwei Räumen einen zu machen.

»Hier wird das Casino sein«, sagt Jojo lachend.

Es ergibt einen Raum von sechs mal drei Metern. Wir kehren den Boden sauber, gehen drei große Holzkisten holen und Rum und Papierbecher. Ich bin schon höchst ungeduldig, zu sehen, wie das Spiel vor sich gehen wird.

Ich brauche nicht lange zu warten. Nachdem wir einige Kneipen besucht haben, um, wie Jojo sagt, »Kontakt aufzunehmen«, weiß jedermann, daß heute abend um acht Uhr bei uns eine Partie Elfern steigt. Die zuletzt besuchte Kneipe ist eine kleine Bude mit zwei Tischen und vier Bänken im Freien und einer Karbidlampe, die vom Laubdach herunterhängt. Ein rot-schädlicher, altersloser Riese schenkt wortlos den Punsch aus. Beim Weggehen kommt er zu mir heran und sagt auf französisch:

»Ich weiß nicht, wer du bist, und will's auch nicht wissen.

Aber ich geb' dir einen Rat: Wenn du eines Tages Lust hast, hier zu schlafen, komm. Ich werde dich beschützen.«

Obwohl er ein komisches Französisch spricht, erkenne ich an seiner Aussprache, daß er Korse ist.

»Korse?«

»Ja. Und du weißt, ein Korse betrügt niemals. Nicht wie so gewisse Typen aus dem Norden«, fügt er mit einem vielsagenden Lächeln hinzu.

»Danke. Gut zu wissen.«

Gegen sieben Uhr zündet Jojo die Karbidlampe an. Unsere beiden Decken sind auf dem Boden ausgebreitet. Keine Stühle. Die Spieler werden stehen oder sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden setzen. Es ist ausgemacht, daß ich an diesem Abend nicht spiele. Bin nur Beobachter.

Sie kommen. Erstaunliche Typen! Die Mehrzahl riesige Burschen mit Bart; Hände und Gesichter sauber, sie stinken nicht, obwohl die Kleider voller Flecken und abgetragen sind.

In der Mitte des Teppichs liegen schön der Reihe nach acht Paar Würfel, jedes in einer kleinen Schachtel. Jojo weist mich an, jedem der etwa zwanzig Spieler einen Papierbecher zu geben. Ich gieße den Rum ein. Keiner da, der sich nicht den Becher ganz vollschenken läßt. Bei der ersten Runde sind schon drei Flaschen weg. Bedächtig nimmt jeder einige Schlucke, stellt dann den Becher vor sich hin und legt ein Aspirinröhrchen daneben. Ich weiß, daß sich darin die Diamanten befinden. Niemand zieht die berühmten Geldbeutel aus Leinen heraus. Ein alter, riesenhafter Kauz hat eine kleine Goldwaage vor sich hingestellt. Wenige Worte fallen. Diese Männer sind stumpf geworden von den körperlichen Anstrengungen, von der Arbeit unter einer höllisch brennenden Sonne, bis zum Bauch im Wasser stehend, und das manchmal von sechs Uhr früh bis Sonnenuntergang.

Aha! Nun kommt Bewegung hinein. Ein, dann zwei, dann drei Spieler nehmen ein Paar Würfel, prüfen sie aufmerksam, drücken sie gegeneinander, reichen sie ihrem Nachbarn. Alles scheint in Ordnung zu sein, denn die Würfel werden anstandslos

auf die Decke zurückgeworfen. Jedesmal sammelt Jojo das Paar ein, legt es in seine Schachtel, mit Ausnahme des letzten Paares, das auf der Decke liegenbleibt.

Einige, die sich das Hemd abgestreift haben, beschweren sich über die Mücken. Jojo bittet mich, einige Handvoll feuchtes Laub anzuzünden, damit der Rauch sie vertreibt.

»Wer beginnt?« fragt der riesige Alte mit der kupfernen Indianerhaut, dem dichten schwarzen Bart, eine mißglückte tätowierte Blume auf dem rechten Arm.

»Du, wenn du willst«, sagt Jojo. Daraufhin zieht der Gorilla aus seinem Gürtel einen dicken, von einem Gummiband zusammengehaltenen Packen Bolivar-Banknoten.

»Mit wieviel steigst du ein für den Anfang, Chino?« fragt ein anderer.

»Mit fünfhundert Bolos.«

»Also los mit fünfhundert.«

Und die Würfel rollen. Es kommt die Acht. Jojo möchte auch die Acht werfen.

»Tausend Bolos darauf, daß du nicht die Acht mit zwei Vieren machst«, sagt ihm ein anderer Spieler.

»Ich halte«, sagt Jojo.

Chino gelingt ein Achterwurf, fünf und drei. Jojo hat verloren. Fünf Stunden geht so die Partie, ohne Lärm, ohne Zwischenfall. Diese Männer sind in der Tat außergewöhnliche Spieler. An diesem Abend hat Jojo siebentausend Bolos verloren, ein anderer mehr als zehntausend.

Es war abgemacht worden, die Partie um Mitternacht zu beenden, aber im allgemeinen Einverständnis wurde eine Stunde zugegeben. Um ein Uhr verkündet Jojo, daß nun das letzte Spiel steige.

»Ich habe die Partie eröffnet«, sagt Chino und nimmt die Würfel. »Ich will sie auch beschließen. Ich setze meinen ganzen Gewinn ein, neuntausend Bolivar.«

Er ist mit Banknoten und Diamanten eingedeckt. Er schüttelt einige Male auf Spielerart die Würfel und bringt beim ersten Wurf die Sieben. Angesichts dieses grandiosen Wurfes er-

hebt sich zum erstenmal allgemeines Gemurmel. Die Männer stehen auf: »Gehen wir schlafen.«

»Na, hast du gesehen, Kumpel?« sagt mir Jojo, nachdem wir allein sind.

»Ja. Vor allem habe ich mir die Typen angeschaut. Sie sind alle doppelt bewaffnet, Schießseisen und Messer. Es waren sogar welche drunter, die auf ihrer Machete saßen. Und so fein geschliffen, daß sie dir damit mit einem Hieb den Kopf abhauen können.«

»Das ist klar, aber du hast auch andere gesehen.«

»Trotzdem, weißt du, ich habe auf den Inseln gespielt und ich muß dir sagen, ich habe niemals eine solche Unsicherheit gespürt wie in dieser Nacht.«

»Gewöhnungssache, mein Alter. Morgen spielst du und gewinnst, und die Sache ist gemacht. Was meinst du«, fügt er hinzu, »was meinst du, welche muß man am meisten im Auge behalten?«

»Die Brasilianer.«

»Bravo! Woran erkennt man den richtigen Mann? An der Schnelligkeit, wie er die herausfindet, die in einer Sekunde sein Leben in Gefahr bringen können.«

Wir verriegeln die Tür, drei enorme Riegel, und werfen uns in die Hängematten. Ich schlafe schnell ein, bevor noch das Schnarchen von Jojo losgeht.

Am nächsten Tag prachtvolle, doch bleierne Sonne, keine Wolke am Himmel, nicht der leiseste Lufthauch. Ich schlendere durch das seltsame Dorf. Die Leute sind alle nett. Unheimliche Typen, bestimmt, aber die Art, wie sie die Dinge — egal in welcher Sprache — sagen, bringt sogleich menschliche Wärme ins Gespräch. Ich habe den riesigen Rotschopf wiedergefunden. Der Korse heißt Miguel. Er spricht ein reines Venezolanisch, in das er gelegentlich englische oder brasilianische Wörter einstreut, die wie vom Himmel gefallen in die Sätze hineinspringen. Nur wenn er etwas mühsam Französisch spricht, fällt er in seinen Heimatdialekt, und dann merkt man sofort, daß man es mit einem Korsen zu tun hat. Wir schlürfen Kaffee, den eine

junge Mestizin durch einen Socken gefiltert hat. Wir plaudern ein wenig. Da fragt er mich: »Woher kommst du?«

»Nach deinem Angebot gestern, kann ich dich nicht belügen. Ich komme von den Schweren.«

»Ach so, du bist ein Flüchtling? Gut, daß du mir's sagst.«

»Und du?«

Er richtet sich zu seinen ganzen zwei Metern Höhe auf, und sein Rothaarigengesicht nimmt den Ausdruck äußerster Noblesse an.

»Auch ich bin ein Flüchtling. Aber nicht von Guayana. Ich bin von Korsika geflüchtet, bevor man mich festnehmen konnte. Ich bin ein Gentlemangauner.«

Berechtigter Stolz, ein Ehrenmann zu sein, leuchtet aus seinem Gesicht. Ich bin ganz beeindruckt. Er ist wirklich prachtvoll anzuschauen, dieser Gentlemangauner. Er spricht weiter: »Korsika ist das Paradies auf Erden, das einzige Land, wo die Männer ihr Leben für die Ehre einsetzen. Du glaubst es nicht?«

»Ich weiß nicht, ob es das einzige Land ist, aber ich glaube aufrichtig, daß sich in euren Bergen mehr Männer befinden, die dort ihre Ehre verteidigen, als einfache Banditen.«

»Ich mag die städtischen Gauner nicht«, sagt er nachdenklich. In zwei Worten schildere ich ihm meine Geschichte und sage ihm, daß ich darauf rechne, nach Paris zurückkehren zu können, um meine Rechnung zu präsentieren.

»Du hast recht, aber Rache muß man kalt genießen. Geh hin, aber sei vorsichtig. Es wäre schrecklich, wenn sie dich zu fassen bekämen, bevor du dich rächen konntest. Bist du mit dem alten Jojo zusammen?«

»Ja.«

»Ein guter Mann. Manche sagen, daß er zu geschickt beim Spiel ist, aber ich glaube nicht, daß er stiehlt. Kennst du ihn schon lange?«

»Nicht sehr. Aber das macht nichts.«

»Weißt du, Papi, durch vieles Spielen kommt man schließlich dahin, es besser zu können als die anderen. Aber eine Sache beunruhigt mich deinetwegen.«

»Was?«

»Zwei- oder dreimal ist sein Teilhaber ermordet worden. Eben darum habe ich dir gestern abend das Angebot gemacht. Gib gut acht auf dich. Und wenn du dich einmal nicht sicher fühlst, komm ruhig zu mir.«

»Danke, Miguel.«

Es ist ein seltsamer Ort. Die Hütten haben manchmal nur ein Palmbblätterdach oder eines aus Blech, bei dem man sich fragt, wie es hierhergekommen ist. Die Wände? Aus Pappschachteln zusammengeflocht oder aus Kistenholz und sogar aus Stoffetzen. Keine Betten, nur Hängematten. Man schläft, ißt, wäscht und liebt sich fast auf der Straße. Und trotzdem würde niemand einen Zipfel heben oder zwischen Bretterritzen hindurchschauen, um zu sehen, was sich im Innern begibt. Jedermann hat den größten Respekt vor dem Intimleben seines Nächsten. Wenn man jemanden besuchen will, geht man bis auf höchstens zwei Meter an das Haus heran und ruft: »Ist jemand im Haus?« Und wenn da jemand ist und man ist ihm unbekannt, dann sagt man: »*Gentes de paz!*« — Ich bin ein Freund. Daraufhin erscheint jemand und sagt einem freundlich: »*Adelante. Esta casa es suya.*« — »Treten Sie ein, dieses Haus ist das Ihre.«

Ein Tisch vor einer solid gezimmerten Baracke aus Holzbalken. Auf dem Tisch Halsbänder aus echten Perlen, einige Körner Rohgold, einige Uhren, Uhrenarmbänder aus Leder und elastischen Gliedern, viele Wecker.

Es ist der Schmuckladen Mustafa.

Hinter dem Tisch ein alter Araber. Ein sympathischer Kopf. Wir plaudern ein wenig, er ist Marokkaner und hat sofort erkannt, daß ich Franzose bin.

Es ist fünf Uhr nachmittags, und er fragt mich: »Hast du gegessen?«

»Noch nicht.«

»Ich auch nicht. Ich wollte mir mein Mahl gerade richten. Willst du es vielleicht mit mir teilen?«

»Mit Vergnügen.«

Mustafa ist nett, herzlich, humorvoll. Ich verbringe eine

höchst angenehme Stunde mit ihm. Er ist nicht neugierig und fragt nicht, woher ich komme.

»Komisch«, sagt er mir, »in meiner Heimat habe ich die Franzosen nicht gemocht und hier mag ich sie sehr. Hast du Araber gekannt?«

»Viele. Es gibt sehr gute und sehr schlechte darunter.«

»Das gibt es bei allen Rassen. Ich rechne mich zu den guten. Ich bin sechzig Jahre alt, könnte dein Vater sein. Ich hatte einen Sohn von dreißig, der wurde vor genau zwei Jahren durch einen Gewehrschuß getötet. Er war auch gut.«

In seinen Augen stehen Tränen, die nicht zum Fließen kommen. Ich lege meine Hand auf die Schulter dieses armen Vaters, den das Gedenken seines Sohnes so aufwühlt. Und ich denke an meinen eigenen Vater, der in seinem kleinen Ruhestandswinkel in Ardèche ebenfalls von Tränen ausgebliehene Augen haben muß. Armer Papa. Wo mag er wohl sein? Was mag er wohl machen? Ich bin sicher, er lebt, ich spüre es. Hoffentlich ist er vom Krieg ungeschoren geblieben.

Mustafa lädt mich ein, bei ihm zu essen, wann immer ich will, und auch jederzeit unbesorgt zu kommen, wenn ich etwas benötige. Er würde es als einen Gunstbeweis ansehen, wenn ich ihn um einen Gefallen bäte.

Die Nacht wird bald hereinbrechen, ich verabschiede mich von ihm und trete den Rückweg zu unserer Baracke an. Bald wird die Partie steigen. Von der Begegnung mit Miguel und Mustafa bin ich heiter und gelassen. Keinerlei Furcht vor meiner ersten Partie. »Wer nichts riskiert, hat nichts«, hat Jojo mir gesagt. Damit hat er recht. Wenn ich meinen Koffer mit der Zeitbombe am Quai des Orfèvres Nr. 36 abstellen und mich um das übrige kümmern will, brauche ich Geld, sehr viel Geld. In Bälde werde ich es haben, das ist sicher.

Da wir Samstag haben und die Sonntagsruhe für die Diamantensucher heilig ist, beginnt das Spiel erst um neun Uhr abends, denn es wird sich bis Sonnenaufgang hinziehen. Ein Wahnsinn, wie viele Leute kommen, viel zu viele für unser »Casino«. Es ist unmöglich, sie alle im Raum unterzubringen, und Jojo sortiert

diejenigen aus, die mit großen Einsätzen spielen können. Es verbleiben vierundzwanzig Spieler, die übrigen werden im Freien spielen. Ich mache einen Sprung zu Mustafa, der mir freundlicherweise einen großen Teppich und eine Karbidlampe borgt. Wann immer einer der großen Spieler sich von der Partie absetzen wird, kann dann ein anderer von draußen seinen Platz einnehmen.

Banco und nochmals Banco! Ich höre nicht auf, bei den Werten mitzugehen, jedesmal wenn Jojo ausruft: »Zwei zu eins, daß er nicht sechs mit zweimal die Drei macht . . . Zehn mit zweimal die Fünf . . .« und so fort.

Die Augen der Männer glänzen. Wenn einer von ihnen seinen Becher hebt, gießt ihm ein elfjähriger Junge den Rum ein. Die Getränke und die Zigarren für die Partie haben wir bei Miguel gekauft, wie ich es von Jojo verlangt habe.

Die Partie entwickelt sich ganz rasch zu einem Höllenspiel. Ohne ihn zu fragen, ändere ich die Taktik von Jojo. Ich setze nicht nur auf ihn, sondern auch auf andere Spieler, und er runzelt die Augenbrauen. Beim Anzünden seiner Zigarre brummt er zwischen den Zähnen: »Dich sticht wohl der Hafer!«

Gegen vier Uhr morgens habe ich vor mir einen beachtlichen Haufen liegen: Bolivar, Cruzeiros, amerikanische und Antillen-Dollar, Diamanten und sogar einige kleine Goldkörner.

Jojo nimmt die Würfel. Er setzt fünfhundert Bolivar, ich gehe mit bis zu tausend.

Und . . . die Sieben!

Ich lasse alles liegen, insgesamt zweitausend Bolivar.

Jojo nimmt fünfhundert an sich.

Und . . . nochmals die Sieben!

Jojo zieht wieder seinen Gewinn zurück. Sieben!

»Was machst du, Enrique?« fragt mich Chino.

»Ich laß die viertausend stehen.«

»Banco solo!«

Ich sehe mir den Burschen an, der das eben gesagt hat. Es ist ein Kleiner, Untersetzter, schwarz wie Stiefelwischse, mit vom Alkohol blutunterlaufenen Augen. Bestimmt ein Brasilianer.

»Leg die viertausend Bolos hin.«

»Der Stein ist mehr wert.«

Er läßt einen Diamanten genau vor sich auf die Decke fallen. Er hockt im Schneidersitz, mit nacktem Oberkörper und Rohledershorts. Chino ergreift den Diamanten, legt ihn auf die Waage und sagt: »Er ist nicht mehr wert als dreitausendfünfhundert.«

»Los, um dreitausendfünfhundert«, sagt der Brasilianer.

»Wirf, Jojo!«

Jojo wirft die Würfel, aber der Brasilianer schnappt sie mit einer schnellen Bewegung, mitten im Rollen. Ich frage mich, was jetzt passieren wird, denn er schaut kaum auf die Würfel, spuckt darauf und wirft sie Jojo mit den Worten zu: »Wirf sie naß, wie sie sind.«

»Bist du einverstanden, Enrique?« fragt Jojo und blickt mich an.

»Wie du willst, *hombre*.«

Nachdem er mit der linken Hand die Falte in der Decke gerichtet hat, wirft Jojo die Würfel, ohne sie abzuwischen. Sie rollen weit.

Und... noch mal die Sieben!

Wie von einer Tarantel gestochen erhebt sich der Brasilianer mit einem Ruck, die Hand auf seinem Schießisen. Dann sagt er leise: »Die Nacht, in der ich gewinne — die kommt noch.« Und er geht. In dem Augenblick, wo der Kerl wie der Teufel aus der Flasche hochgeschossen war, hatte ich schon die Hand an meinem Schießisen gehabt, im Lauf steckte eine Kugel. Jojo hatte sich nicht gerührt, keine Abwehrbewegung gemacht. Und das, obwohl der Schwarze es auf ihn abgesehen hatte.

Ich sehe, daß ich noch viel zu lernen habe, um den richtigen Augenblick zu erkennen, wann man die Pistole zieht und schießt.

Bei Sonnenaufgang wird Schluß gemacht. Vom Rauch des feuchten Laubes, der Zigaretten und der Zigarren brennen mir die Augen bis zum Weinen. Meine Beine sind völlig steif von den neun Stunden, die ich darauf gesessen habe. Aber ich bin sehr

befriedigt von einer Sache: ich bin nicht aufgestanden, um pissen zu gehen, und das bedeutet, ich habe meine Nerven und mein Leben in der Hand gehabt.

Bis zwei Uhr nachmittags haben wir geschlafen.

Beim Aufwachen ist Jojo nicht da. Ich steige in meine Hosen — nichts mehr in den Taschen! Jojo muß alles rausgenommen haben. Verflucht noch mal! Immerhin haben wir noch nicht abgerechnet, das hätte er nicht tun dürfen. Ich finde, daß er sich etwas zu sehr als Chef aufspielt. Ich bin und war niemals ein Scheich, aber ich habe einen Horror vor Leuten, die sich überlegen fühlen und sich einbilden, sie können sich alles erlauben.

Ich gehe weg und finde Jojo bei Miguel, wo er gerade eine Pasta milanese ißt.

»Geht's, Kumpel?« fragt er mich.

»Ja und nein.«

»Warum nein?«

»Weil du meine Hosen nicht hättest ausräumen dürfen, ohne daß ich dabei bin.«

»Sei nicht albern, junger Mann. Ich bin ein korrekter Mensch, und wenn ich das getan habe, dann darum, weil auf jeden Fall alles auf gegenseitigem Vertrauen beruht. Du hättest zum Beispiel genausogut während eines Spiels die Steine oder Lappen irgendwoandershin stecken können als in deine Taschen. Und andererseits weißt du auch nicht, wieviel ich gewonnen habe. Es bleibt sich also gleich, ob wir unsere Taschen gemeinsam oder nicht gemeinsam ausleeren. Vertrauenssache.«

Er hat recht, wir sprechen nicht mehr darüber. Jojo begleicht den Rum und die Tabakwaren, die Miguel für die Nacht geliefert hat. Ich frage ihn, ob es die Typen nicht merkwürdig finden, daß man ihnen das Trinken und Rauchen bezahlt.

»Aber ich bezahle es doch gar nicht! Jeder große Gewinner läßt etwas da. Das weiß jeder.«

Und dieses Leben geht so jede Nacht. Seit zwei Wochen sind wir hier, zwei Wochen, in denen wir jede Nacht auf Biegen und Brechen und auch um unser Leben spielen.

Gestern nacht hat es furchtbar geregnet. Pechschwarz. Ein Spieler erhebt sich, nachdem er nicht wenig gewonnen hat. Mit ihm geht gleichzeitig ein riesiger Kerl hinaus, der herumgesessen und seit einiger Zeit nicht mehr gespielt hat, weil ihm die Munition ausgegangen ist. Zwanzig Minuten später kommt der Pechvogel zurück und stürzt sich wieder ins Spiel. Ich denke, daß der Gewinner ihm den Zaster geborgt hat, aber dann finde ich es trotzdem eigenartig, daß er ihm so viel geborgt haben soll. Tags darauf findet man den Gewinner durch einen Messerstich getötet, ungefähr fünfzig Meter von unserer Baracke entfernt. Ich spreche darüber mit Jojo und teile ihm meine Beobachtungen mit. »Das ist nicht unsere Sache«, sagt er. »Das nächste Mal wird er aufpassen.«

»Was redest du so blöd, Alter? Es gibt kein anderes Mal für ihn, weil er tot ist.«

»Richtig! Na, da läßt sich eben nichts machen.«

Selbstverständlich habe ich die Ratschläge von José befolgt. Jeden Tag verkaufe ich meine ausländischen Banknoten, die Diamanten und das Gold an einen libanesischen Aufkäufer, der in Ciudad Bolivar einen Schmuckladen besitzt. An der Vorderfront seiner Baracke hängt ein Schild: »Einkauf von Diamanten und Gold zu Höchstpreisen.« Und darunter: »Mein größter Schatz ist die Ehrlichkeit.«

In einem wasserdichten Umschlag, das heißt in der erstarrten Milch von Rohgummi, verwahre ich sorgfältig die auf Sicht ausgestellten Geldanweisungen. Sie können weder von einem anderen eingelöst noch auf den Namen eines anderen übertragen werden. Alle hiesigen Galgenvögel wissen davon, und wenn mir ein Kerl unheimlich wird oder weder Französisch noch Spanisch spricht, dann zeige ich sie ihm. Ich bin also nur in Gefahr während des Spiels selbst und wenn die Partie zu Ende geht. Manchmal holt mich der gute Miguel nach der Partie ab.

Seit zwei Tagen spüre ich, daß die Atmosphäre gespannter wird. Ich habe dieses Gespür bei den Schweren bekommen. Wenn im Lager auf den Inseln dicke Luft war, so merkten wir das, ohne recht zu wissen, wieso. Da wir immer auf der Hut sein

mußten, fingen wir vielleicht die geheimen Wellen von denen auf, die etwas gegen uns im Schilde führten. Ich weiß es nicht. Aber ich habe mich in solchen Fällen niemals geirrt.

Gestern zum Beispiel lehnten vier Brasilianer die ganze Nacht in den dunklen Ecken des Raumes. Ab und zu löste sich einer von ihnen aus dem Schatten, trat in den grellen Lichtkegel über dem Teppich und spielte mit lächerlichen Einsätzen. Niemals nahm einer die Würfel in die Hand oder verlangte sie zu sehen. Noch etwas: Keiner von ihnen trug sichtbar eine Waffe. Weder eine Machete noch ein Messer, noch einen Revolver. Und das paßte nicht zu ihren Mörderfratzen. Demnach war es beabsichtigt.

Heute sind sie wiederum da. Da sie das Hemd über der Hose tragen, müssen sie das Schießeisen auf dem Bauch haben. Sie stellen sich natürlich wieder in den Schatten, aber ich kann sie trotzdem ausnehmen. Unausgesetzt beobachten sie die Bewegungen der Spieler. Ich muß sie im Auge behalten, ohne daß sie es merken, das heißt, ohne sie richtig anzuschauen. Ich bringe das fertig, indem ich beim Husten meinen Oberkörper nach hinten werfe und dabei die Hand auf den Mund lege. Leider habe ich nur zwei von ihnen vor mir. Die beiden anderen stehen hinten, und ich kann sie nicht sehen, außer wenn ich mich beim Schneuzen schnell umdrehe. Jojo ist besonders kaltblütig, von eisiger Ruhe. Er ist schließlich doch bereit gewesen, von Zeit zu Zeit auch auf die Würfe der andern zu setzen und somit auf gut Glück zu gewinnen oder zu verlieren. Ich weiß, er hat mir gesagt, daß diese Taktik ihn enerviert, denn sie zwingt ihn, zwei- oder dreimal das gleiche Geld zu gewinnen, bevor er es endgültig behalten kann. Nur wird er, wenn das Spiel fieberhaft in Gang ist, zu gierig und wirft mir zu schnell sehr große Einsätze zu.

Da ich mich von den Burschen beobachtet weiß, lasse ich ganz offen alles vor mir liegen. Ich habe kein Interesse, heute den Kassenschrank zu spielen. Zwei- oder dreimal zische ich Jojo auf echt pariserisch zu, mir nicht so viele Gewinne zuzuspielen. Er tut so, als verstünde er nicht. Da ich schon gestern

den Trick mit dem Klosett in Szene gesetzt habe und nicht mehr zurückgekommen bin, denke ich, daß die vier Halunken heute nacht handeln wollen und nicht abwarten werden, ob ich zurückkomme, sondern mich zwischen der Baracke und den Abtritten schnappen wollen. Ich merke die wachsende Spannung, die Nervosität der vier in den Raumnischen. Besonders einer, der eine Zigarette nach der anderen raucht, eine an der anderen anzündet. Also gehe ich daran, rechts und links Bancos zu machen, trotz der Brummerei von Jojo. Und der Gipfel — anstatt meinen Haufen zu verlieren, anstatt ihn zu verringern, wird er größer. Alles mögliche liegt vor mir, hauptsächlich aber 500-Bolivar-Noten. Ich bin in einer solchen nervlichen Anspannung, daß ich, während ich die Würfel in die Hand nehme, meine Zigarette aus Versehen auf die Banknoten lege. Obenauf lag eine Fünfhunderternote, und sie bekommt zwei Löcher hineingebrannt, da ich sie zusammengefaltet hatte. Ich bringe sie ins Spiel und verliere sie mit drei anderen auf ein Banco von zweitausend Bolos. Der Gewinner erhebt sich und sagt: »Auf morgen!« und geht weg. Im Fieber des Spiels merke ich nicht, wie die Zeit vergeht, als ich plötzlich sehe, daß die angebrannte Banknote wieder auf der Decke liegt. Ich weiß genau, wer sie vorhin gewonnen hat: ein bärtiger Weißer von ungefähr vierzig, sehr mager, der auf seiner gebräunten Haut einen hervorstechenden weißen Fleck an seinem linken Ohrläppchen hatte. Doch der Bursche ist nicht mehr da. In zwei Sekunden vergewärtige ich mir wieder, daß er allein weggegangen ist, ich bin dessen sicher. Aber die vier gewieften Kerle sind da, keiner hat seinen Platz verlassen. Also muß es draußen ein oder zwei Komplizen geben. Sie müssen ein Signal von ihren Plätzen aus vereinbart haben, wenn ein Kerl, mit Geld und Diamanten vollgestopft, hinausgeht. Ich denke nach, aber ich kann mich nicht mehr erinnern, wer nachher hereingekommen ist, denn viele Männer spielen stehend. Und was die Sitzenden anlangt, so sind es seit Stunden die gleichen, und den Platz des Bärtigen mit der angebrannten Banknote hat unmittelbar nach seinem Weggang ein anderer eingenommen.

Aber wer hat die Banknote ausgespielt? Ich habe gute Lust, laut danach zu fragen, den Kerl zu ertappen. Aber es ist zu gefährlich.

Kein Zweifel: ich bin in Gefahr. Ich habe vor mir den Beweis liegen, daß der Bärtige in den Tod gerannt ist. Unter äußerster Anspannung, doch kühl und beherrscht muß ich blitzschnell überlegen. Es ist vier Uhr morgens, vor viertel sieben wird es nicht Tag, denn in den Tropen ist es ab sechs Uhr schlagartig hell. Wenn also etwas im Gange ist, so wird es zwischen vier und fünf geschehen. Draußen ist pechschwarze Nacht, ich weiß es, weil ich eben aufgestanden und zur Türschwelle gegangen bin, angeblich um etwas frische Luft zu schnappen. Ich habe meinen sorgfältig zusammengelegten Geldhaufen auf meinem Platz zurückgelassen. Draußen habe ich nichts Verdächtiges bemerkt. Ich komme zurück, setze mich wieder hin, ruhig und gelassen, aber alle meine Sinne in Alarmbereitschaft. Mein Nacken telegraphiert mir, daß zwei Augenpaare gebannt auf ihn gerichtet sind. Jojo würfelt, ich lasse andere sein Spiel decken. So kommt es, daß bald ein beachtlicher Haufen vor ihm liegt.

Ich spüre genau, wie die Temperatur ansteigt. Und scheinbar ohne die geringste Vorsicht, sage ich Jojo in ganz normalem Ton auf französisch: »Ich bin völlig sicher, ich spüre es — dicke Luft, Kumpel! Steh gleichzeitig mit mir auf und geben wir's ihnen.«

Lächelnd, als sagte er mir eine höchst liebenswürdige Sache, und wie ich ebenso unbekümmert darum, daß jemand Französisch verstehen könnte, bemerkt er: »Mein lieber Freund, welchen Sinn hätte ein so blödsinniges Verhalten? Und wem speziell es geben?«

Tatsächlich. Wen niederschlagen? Und aus welchem berechtigten Motiv? Trotzdem: die Sache ist schon im Rollen, ich bin sicher. Hintereinander läßt sich der Kettenraucher zwei Becher Rum geben, die er in einem Zug leert.

Allein hinausgehen, und selbst mit dem Revolver in der Hand, führt in dieser finsternen Nacht zu nichts. Die draußen sind, sehen mich und ich sie nicht. Den Rückzug ins Nebenzimmer

antreten? Noch schlechter. Eine Chance von neun zu zehn; dort befindet sich wahrscheinlich schon ein Kerl, der leicht durch das Beiseiteschieben einer Planke eindringen konnte.

Bleibt nur eins: Ganz augenfällig meinen Gewinn in den berühmten Zeltstoffbeutel stecken, die Börse auf meinem Platz liegen lassen und mich erheben, um pissen zu gehen. Sie werden das nicht hinaussignalisieren, da ich ja keine verborgenen Schätze bei mir trage. Mehr als fünftausend Bolos sind drin. Besser, sie zu verlieren als das Leben.

Übrigens bleibt keine andere Wahl. Es ist der einzige Ausweg, um dieser zweifellos gut geplanten Falle zu entgehen, die jeden Augenblick zuschnappen kann.

Selbstverständlich muß es ein ganz schneller Entschluß sein, denn es ist schon sieben Minuten vor fünf. Ich raffe das Ganze zusammen, Banknoten, Diamanten, die Aspirinphiole und alles übrige, und stecke dieses kleine Vermögen bedächtig vor den Augen aller in den Leinenbeutel. Völlig ungezwungen ziehe ich an den Schnurenden, binde den Beutel zu, lege ihn ungefähr vierzig Zentimeter entfernt vor mich hin und sage auf spanisch, damit mich jeder versteht: »Gib auf den Geldbeutel acht, Jojo, ich fühle mich nicht wohl, gehe etwas an die Luft.«

Jojo, der alle meine Bewegungen verfolgt hat, streckt die Hand aus und sagt: »Gib ihn mir, hier ist er besser aufgehoben als dort.«

Schweren Herzens reiche ich ihm die Börse, weil ich weiß, daß er sich damit selber in Gefahr begibt, in ungeheure Gefahr. Aber was tun? Verweigern? Unmöglich! Das hätte komisch ausgesehen. Ich gehe hinaus, die Hand auf dem Revolver. In dieser nachtschwarzen Dunkelheit bemerke ich niemanden, dennoch brauche ich sie nicht zu sehen, um zu wissen, daß sie da sind. Rasch, fast laufend, gehe ich zu Miguel. Wenn ich mit ihm und einer großen Karbidlampe zurückkehre, um die Baracke rundum abzuleuchten, haben wir vielleicht die Chance, den Überfall zu verhindern. Unglücklicherweise ist Miguel mehr als zweihundert Meter von uns entfernt. Ich fange an zu laufen.

»Miguel! Miguel!«

»Wer ist da?«

»Steh schnell auf. Nimm deinen Kolben und deine Lampe, es ist dicke Luft bei uns.«

Bängg-bängg! Zwei Schüsse knallen in der schwarzen Nacht.

Ich renne los. Zuerst irre ich mich in der Baracke und muß mich von den Leuten drinnen beschimpfen lassen, die zugleich wissen wollen, warum denn geschossen wurde. Ich renne weiter, zu unserer Baracke hin: sie ist völlig dunkel. Ich zünde mein Feuerzeug an. Leute rennen mit Lampen herbei. Kein Mensch mehr im Raum. Jojo stöhnt auf dem Boden, sein Nacken blutet gräßlich. Er ist nicht tot, aber im Koma. Die Szene ist rasch zu rekonstruieren, weil eine zurückgelassene Taschenlampe erklärt, wie es passiert ist. Offenbar wurde gleichzeitig auf die Karbidlampe über dem Spielteppich und auf Jojo geschossen. Im Licht der Taschenlampe hat man dann seinen Gewinn und meinen Geldbeutel aufgelesen. Sein Hemd ist aufgerissen und sein breiter Gürtel aufgeschnitten, von einem Messer oder einer Machete. Klar haben sich alle Spieler in Sicherheit gebracht. Der zweite Schuß muß ihnen Beine gemacht haben. Übrigens weiß ich, daß nicht mehr viele da waren, als ich mich erhob. Acht Männer saßen, zwei standen, die vier Figuren in den Ecken und der Junge, der bediente.

Alle Leute bieten ihre Hilfe an. Jojo wird zu Miguel geschafft, der ein Holzbett in seiner Baracke stehen hat. Dort liegt er den ganzen Morgen bewußtlos. Das Blut ist gestockt, fließt nicht mehr. Nach Meinung eines englischen Minenarbeiters kann das ein gutes oder schlechtes Zeichen sein, denn wenn er einen Schädelbruch hat, verblutet er innerlich. Ich entscheide, ihn nicht wegzubringen. Ein Minenarbeiter von Callao, ein alter Freund von Jojo, ist zu einer benachbarten Diamantenstätte einen angeblichen Arzt holen gegangen.

Ich bin völlig niedergeschlagen. Mustafa und Miguel, denen ich die ganze Sache erklärt habe, trösten mich damit, daß sich der Anschlag schon Stunden vorher, sozusagen »telefonisch«, angekündigt habe und ich Jojo ja genügend gewarnt hätte. Er hätte auf mich hören sollen.

Gegen drei Uhr nachmittags öffnet Jojo die Augen. Wir geben ihm einige Tropfen Rum zu trinken, mühsam murmelt er: »Ich schätze, es ist aus. Ich fühle es. Laßt mich liegen. Nicht deine Schuld, Papi — meine.« Er röchelt und bringt dann noch heraus: »Miguel, hinter deinem Schweinestall ist eine Büchse vergraben. Bringt sie meiner Frau, Lola.« Nach diesen wenigen klaren Minuten verliert er wieder das Bewußtsein. Bei Sonnenuntergang war er tot.

Die dicke Alte von der Kneipe am ersten Tag, Doña Carmencita, ist gekommen, Jojo zu sehen. Sie bringt einige Diamanten und drei oder vier Geldscheine, die sie am Vormittag in unserer Baracke aufgeklaut hat. Und es waren doch genug Leute vorher im Raum gewesen! Also hat keiner dieses Geld und auch die Diamanten angerührt!

Fast die ganze kleine Gemeinde ist zum Begräbnis gekommen. Auch die vier Brasilianer sind da, wie immer das Hemd über der Hose. Einer von ihnen nähert sich und streckt mir die Hand hin, aber ich tue so, als sähe ich sie nicht, und gebe ihm einen freundschaftlichen Klaps auf den Bauch. Ich hatte mich nicht getäuscht. Die Knarre war genau da, wo ich sie vermutet hatte. Ich frage mich, ob ich etwas gegen die vier unternehmen soll. Nein. Es ist zu spät.

Ich hatte das Bedürfnis, allein zu sein, aber nach einem Begräbnis ist es Brauch, in jeder der Kneipen einzukehren, deren Wirt an der Feier teilgenommen hat. Und stets kommen alle.

Während wir bei Doña Carmencita sind, setzt sie sich mit ihrem Glas Anisschnaps zu mir. In dem Augenblick, da ich mein Glas hebe, um zu trinken, hebt sie auch ihres, jedoch nur bis zum Mund, um zu verbergen, daß sie mir etwas sagt.

»Besser er als du. Jetzt kannst du in aller Ruhe gehen, wohin du willst.«

»Warum in aller Ruhe?«

»Weil jedermann weiß, daß du deinen Gewinn immer sofort dem Libanesen verkauft hast.«

»Ja, aber wenn man den Libanesen umbringt?«

»Das ist wahr. Aber doch etwas anderes.«

Ich gehe allein weg, lasse meine Freunde weitertrinken, nachdem ich Doña Carmencita gesagt habe, daß alle Getränke auf meine Rechnung gehen. Als ich an dem Pfad vorbeikomme, der zu dem sogenannten Friedhof führt — ein Stück gerodete Erde zu fünfzig mal fünfzig Meter im Geviert —, schlage ich ihn, ohne recht zu wissen, warum, ein.

Auf dem Friedhof sind acht Gräber. Das von Jojo ist das letzte: Mustafa steht vor dem frischen Hügel. Ich nähere mich ihm.

»Was machst du hier, Mustafa?«

»Ich bin gekommen, ein Gebet für meinen lieben alten Freund zu verrichten, und dann habe ich ein Kreuz hergebracht. Du hattest vergessen, eines machen zu lassen.«

Verdammt, das ist wahr! Ich habe nicht an das Kreuz gedacht. Ich drücke dem guten Araber die Hand und danke ihm.

»Bist du kein Christ?« fragt er mich. »Ich habe dich nicht beten gesehen, als man die Erde auf ihn warf.«

»Was soll ich sagen . . . gewiß gibt es einen Gott, Mustafa«, sage ich, um ihm eine Freude zu machen. »Ich bin ihm übrigens dankbar, daß er mich unter seinen Schutz genommen und mir erspart hat, lebenslänglich mit Jojo zusammen zu sein. Anstatt ihm ein Gebet hinaufzuschicken, verzeihe ich ihm diesen alten Mann, der einst ein armseliges Kind aus den untersten Schichten von Belleville gewesen ist. Er hat nur einen einzigen Beruf erlernen können: das Würfeln.«

»Was erzählst du da, mein Freund? Ich versteh' nicht ganz.«

»Das macht nichts. Merk dir nur eins: Ich bedaure aufrichtig seinen Tod. Ich habe versucht, ihn zu retten. Aber niemand darf sich schlauer dünken als ein anderer, denn eines Tages ist der dann schlauer als er selbst. Jojo ruht hier gut, er wird auf immer in der Nähe von dem schlafen, was ihm auf Erden das Liebste war: das Abenteuer und die Natur. Gott sei ihm gnädig.«

»Ja, Gott wird ihm bestimmt verzeihen, denn er war ein guter Kerl.«

»Gewiß.«

Langsam gehe ich in den Ort zurück. Ich trage Jojo wahrlich nichts nach, obwohl er mich eigentlich in den Tod schicken

wollte. Sein Schwung, seine eiserne Energie, seine Jugendlichkeit, trotz der sechzig Jahre, die Fähigkeit, auf seine Art ein Herr zu sein . . . Und schließlich war ich ja gewarnt gewesen. Ich werde ein kleines Dankgebet für José abstatten, ohne seine Ratschläge wäre ich nicht mehr am Leben. Sanft in meiner Hängematte schaukelnd, rauche ich eine große Zigarre nach der anderen, weniger, um mich am Nikotin zu berauschen, als um die Mücken zu vertreiben, und mache Bilanz.

Gut. Schon nach wenigen Monaten Freiheit besitze ich zehntausend Dollar. Sowohl in Callao als auch hier bin ich Menschen aller Rassen und verschiedenster Herkunft begegnet, und alle zeigten mir eine außergewöhnliche menschliche Wärme. Durch sie und durch das Leben in der Natur, in dieser so ganz anderen Atmosphäre als in der Stadt, habe ich erlebt, wie wunderbar die Freiheit ist, um die ich so viel gekämpft habe. Überdies ist der Weltkrieg dank de Gaulle, unserem »Karl dem Großen«, und den weltweiten Feuerlöschern aus Übersee, den Amis, zu Ende gegangen. In diesem allgemeinen Chaos von Millionen Menschen ist ein Sträfling wirklich ein Nichts. Das wird mir sehr nützen. Inmitten all der zu lösenden Probleme gibt es anderes zu tun, als sich darum zu kümmern, wohin ich geraten bin.

Ich bin siebenunddreißig Jahre alt, dreizehn Jahre Bagno, davon dreiundfünfzig Monate in totaler Einöde, und darüber hinaus die Einzelhaft, die Santé, die Conciergerie, der Knast in Beaulieu. Ich bin schwer einzuordnen. Ich bin weder ein armer Teufel, der keine andere Möglichkeit hat, als mit Schaufel, Hacke und Harke zu arbeiten, noch habe ich aber einen wirklichen Beruf, der es mir ermöglichen würde, als Facharbeiter, zum Beispiel als Mechaniker oder Elektriker, in jedem x-beliebigen Land mein gutes Auskommen zu haben. Andererseits bin ich wegen des ungenügenden Bildungsgrades nicht imstande, größere Verantwortung auf mich zu nehmen. Man sollte immer zugleich mit dem Schulbesuch ein gutes Handwerk erlernen. Wenn man aus dem einen oder anderen Grunde mit dem Lernen nicht weiterkommt, kann man sich dann immer im Leben

behaupten. Es ist nicht eine gewisse Bildung, die einen über den Straßenkehrer erhebt — ich habe niemals einen Menschen verachtet, außer die Gefängniswärter und Polizisten —, aber man findet nicht zu seinem eigenen Selbst, man sitzt immer zwischen zwei Stühlen, man spürt, daß man glücklich sein könnte, es jedoch nicht sein kann.

Kurzum, ich bin zu gebildet und gleichzeitig nicht genug gebildet.

Scheiße! Das ist keine brillante Bilanz!

Und dann: Wie beherrscht man seine innersten Triebe, wenn man ein normaler Mann ist? Ich jedenfalls, der ich die Ruhe, den Frieden, ein Leben wie das der Exsträflinge in Callao suchen müßte, spüre in meinem tiefsten Innern einen wilden Drang, einen unbändigen Lebensdurst. Das Abenteuer zieht mich mit solcher Kraft an, daß ich mich frage, ob ich jemals zur Ruhe kommen werde. Doch daß ich mich rächen muß, steht fest. Daran ist nichts zu rütteln, daß ich denen niemals verzeihen könnte, die mir und den Meinen soviel Böses angetan haben. Nur mit der Ruhe, Papi! Du hast Zeit vor dir. Setze Vertrauen in die Zukunft! Denn jetzt, obwohl du versprochen hast, in diesem Lande anständig zu leben, bist du schon mitten im Abenteuer, hast dein Versprechen vergessen.

Wie schwierig ist es doch, wie alle Welt zu leben, zu gehorchen, im gleichen Schritt wie alle Welt zu gehen und sich nur nach zwei Maßen zu richten: Zeit und Distanz.

Eins von beiden, Papi: Entweder du respektierst dieses gelobte Land und gibst deine Rache auf, oder du willst dich von dieser fixen Idee nicht lösen, dann brauchst du sehr viel Geld, das du niemals mit einfacher Arbeit verdienen kannst.

Im Grunde genommen könnte ich diese Summe auch woanders finden, nicht nur in Venezuela. Junge, Junge, keine schlechte Idee! Aber es will noch überlegt sein. Überschlafe es, Papi.

Vorher kann ich es mir nicht versagen, eine Weile auf der Türschwelle zu stehen: die Sterne und den Mond bewundern und den Tausenden Rufen aus dem Urwald lauschen. Wie eine

geheimnisvolle Grenze umgibt der Busch das Dorf, wie ein dunkler Wall, der sich gegen das helle, glitzernde Mondlicht abhebt. Und ich schlafe ein, sanft in den Schlaf gewiegt von der Hängematte. Und mein ganzes Wesen, bis in die letzte Faser, empfindet das Glück: Ich bin frei, frei, frei, Herr meines Schicksals.

ABSCHIED VON CALLAO

Am nächsten Tag, gegen zehn Uhr morgens, suche ich den Libanesen auf.

»Wie ist das, ich komme also nach Callao oder nach Ciudad Bolivar, gehe zu den Adressen, die du mir gegeben hast, und bekomme das Geld auf deine Gutscheine?«

»Bestimmt. Sie können beruhigt hingehen.«

»Und wenn man dich ebenfalls ermordet?«

»Das ist für Sie bedeutungslos, Sie werden trotzdem ausbezahlt. Gehen Sie nach Callao?«

»Ja.«

»Aus welchem Gebiet von Frankreich sind Sie?«

»Aus der Gegend von Avignon, nicht allzuweit von Marseille.«

»Nein, so was! Ein Freund von mir ist aus Marseille, er befindet sich übrigens jetzt recht weit von hier. Er heißt Alexander Guigue.«

»Nicht möglich! Das ist ein guter Freund von mir.«

»Und von mir auch! Das freut mich aber, daß Sie ihn kennen.«

»Wo lebt er? Und wie könnte man ihn treffen?«

»Er ist in Brasilien, in Bona Vista. Es ist sehr weit von hier und schwer hinzukommen.«

»Was macht er dort?«

»Er ist Friseur und jeder kennt ihn dort. Man fragt einfach nach dem französischen Friseur-Dentisten.«

»Was? Dentist ist er auch?« frage ich und kann das Lachen nicht unterdrücken.

Denn diesen Alexander Guigue, eine einmalige Type, habe ich gut gekannt. Er ist zugleich mit mir zu den Schweren gekommen, im Jahre 1933. Wir haben zusammen die Überfahrt gemacht, und er hatte mehr als genug Zeit, mir seine Geschichte bis ins Detail zu erzählen.

1929 oder 1930, in einer Nacht von Samstag auf Sonntag, sind Alexander und ein Freund in Seelenruhe durch die Decke in den größten Schmuckladen von Lissabon gelangt. Zuerst waren sie in die Wohnung eines Dentisten, die direkt über dem Schmuckladen lag, eingebrochen, und von dort aus war es dann nur noch ein Kinderspiel. Um die Örtlichkeiten gut auszukundschaften und sich zu vergewissern, ob der Dentist tatsächlich jedes Weekend mit seiner Familie wegfuhr, und um außerdem von den Schlössern Abdrücke abzunehmen, mußte Alexander mehrere Male in die Ordination gehen und sich zwei Zähne plombieren lassen.

Er sagte mir damals: »Eine ausgezeichnete Arbeit, denn die Plomben halten noch heute. In zwei Nächten haben wir genug Zeit gehabt, die Schmuckstücke wegzubringen und sauber und ohne Geräusche zwei Kassenschränke und eine kleine Handkasse zu knacken. Eine selbstauslösende Kamera gab's noch nicht zu jener Zeit, aber der Dentist muß eine glänzende Personenbeschreibung abgegeben haben, denn als wir Lissabon verlassen wollten, faßten uns die Bullen schon am Bahnhof ab. Das portugiesische Gericht verurteilte uns zu zehn und zwölf Jahren Bagno. Kurze Zeit später befanden wir uns auch schon im Bagno in Angola, südlich von Belgisch-Kongo und Französisch-Kongo. Kein Problem zu flüchten: man holte uns im Taxi ab. Ich, blöd genug, gehe nach Brazzaville, mein Kumpel nach Léopoldville. Meine Abenteuer im Kongo will ich übergehen. Jedenfalls ging ich einige Monate später hops, mein Kumpel übrigens auch. Die Franzosen weigerten sich, mich an die Portugiesen auszuliefern, und schickten mich nach Frankreich, wo man mir zwanzig Jahre bei den Schweren aufbrummte anstatt der zehn, die ich in Portugal verpaßt bekommen hatte.«

Daß ihm von Guayana die Flucht gelungen war, wußte ich. Und auch, daß er über Georgetown tatsächlich nach Brasilien wollte, auf Ochsenrücken, quer durch den Busch.

Wenn ich ihn aufsuchte? Ja, ich werde mich auf den Weg nach Bona Vista machen. Das ist nicht nur eine gute, das ist eine ausgezeichnete Idee! Ich breche mit zwei Männern auf, die zu

wissen behaupten, wie man nach Brasilien kommt, und die mir meine Schlaf- und Kochausrüstung tragen helfen. Mehr als zehn Tage irren wir durch den Busch, ohne auch nur Santa Helena zu erreichen, das letzte Bergarbeiternest vor der brasilianischen Grenze. Und nach vierzehn Tagen befinden wir uns an der Grenze von Britisch-Guayana bei einer Goldmine, Aminos. Dank der Hilfe von Indianern erreichen wir dann den Rio Cuyuni, auf dem wir zu einem kleinen venezolanischen Dorf kommen: Castillejo. Dort kaufe ich für die Indianer zum Zeichen meiner Dankbarkeit Macheten und Messer und verlasse meine sogenannten Führer, denen ich am liebsten die Fresse eingehauen hätte, denn tatsächlich kannten sie sich in dem Gebiet kaum besser aus als ich. Schließlich finde ich in dem Ort einen Mann, der die Wege kennt und mich gerne führen will. Vier oder fünf Tage später bin ich wieder in Callao.

Erschöpft, zum Umfallen müde, hundemager und elend klopfe ich schließlich bei Einbruch der Nacht an die Tür von Maria.

»Er ist da, er ist da!« schreit aus allen Kräften Esmeralda.

»Wer?« fragt die Stimme von Maria aus einem Zimmer heraus. »Warum schreist du so?«

Ganz gerührt von diesem Gefühlsausbruch, so wohltuend nach den schweren Wochen, die hinter mir liegen, nehme ich Esmeralda in meine Arme und lege ihr die Hand auf den Mund, damit sie nicht antworten kann.

»Was für ein Krach wegen eines Besuchs?« fragt Maria beim Betreten des Wohnraums.

Ein Aufschrei, aus der Tiefe des Herzens, ein Freudenschrei sondergleichen, in dem Liebe und erfüllte Hoffnung mitschwingen, und Maria wirft sich in meine Arme.

Nachdem ich Piccolino in die Arme geschlossen und die anderen Schwestern von Maria begrüßt habe — José ist nicht da —, bleibe ich lange, sehr lange neben Maria liegen. Wieder und wieder stellt sie mir die gleichen Fragen: sie kann es kaum glauben, daß ich direkt zu ihr gekommen bin, ohne mich vorher bei Charlot oder in einem der Cafés im Ort aufgehalten zu haben.

»Sag, wirst du ein wenig in Callao bleiben?«

»Ja, ich will es so einrichten, daß ich einige Zeit bleibe.«

»Du mußt dich erholen, du mußt zunehmen, ich werde dir gute Sachen kochen. Wenn du fortgehst, und selbst wenn ich darüber mein ganzes Leben nicht hinwegkomme — aber ich habe dir nichts vorzuwerfen, denn du hast es mir ja vorher gesagt —, so will ich doch, daß du wenigstens körperlich bei Kräften bist, ehe du nach Caracas gehst. So bist du dem Großstadtleben besser gewachsen und fällst nicht gleich rein...«

Viele Gedanken gehen mir durch den Kopf. Callao, Uasipata, Upata, Tumeremo, all die kleinen Orte mit den für einen Europäer fremdartig klingenden Namen, winzige Punkte auf der Karte eines Landes, dreimal so groß wie Frankreich, verloren am Ende der Welt, wo das Wort »Fortschritt« nichts bedeutet, wo im Schoß der wunderbarsten Natur Frauen und Männer, Junge und Alte, leben, wie man in Europa zu Anfang des Jahrhunderts gelebt hat, und überströmen von echter Leidenschaft, von Lebensfreude... Und was haben sie nicht alles erlebt... Kaum einer, der jetzt über vierzig ist und der nicht die schrecklichste aller Diktaturen ertragen mußte, die Diktatur von Gomez. Beim geringsten Wort wurden sie verfolgt, zu Tode geprügelt, mit Ochsenziemern geschlagen, von jedem x-beliebigen Repräsentanten des Regimes. Alle, die damals, in den Jahren 1925 bis 1935 fünfzehn bis zwanzig Jahre alt waren, wurden wie die Tiere von den Polizisten des Tyrannen gejagt, mit dem Lasso eingefangen und am Strick in die Kasernen gezerrt, wo man sie zu Soldaten machte. Es war die Zeit, wo ein hübsches Mädchen jedem höheren Funktionär, der Gefallen an ihr fand, ausgeliefert war und von diesem dann auf die Straße gesetzt wurde, wenn er genug von ihr hatte. Und wenn die Familien nur den kleinen Finger rührten, wurden sie vernichtet.

Es hat zwar zeitweise Aufstände gegeben, wahrhaft selbstmörderische Aktionen von entschlossenen Männern, etwa die des Obersten Zapata, aber schon war die Armee da, und diejenigen, die mit dem Leben davonkamen, blieben nach den Folterungen für den Rest ihrer Tage Krüppel. Und trotzdem haben

alle diese Leute in den kleinen Dörfern sich den Glauben an den Menschen bewahrt. Das ist für mich eine Lehre, die mich bis in die Tiefe meines Herzens rührt!

Ich denke an das alles, während ich neben Maria liege. Auch ich habe gelitten. Auch ich bin zu Unrecht verurteilt worden, das ist wohl wahr, und die französischen Gefängniswärter waren sicher ebenso barbarisch und vielleicht sogar teuflischer als die Polizisten und Soldaten des Diktators. Aber jetzt bin ich hier, ungebrochen und heil, nach einem gewiß gefährlichen, aber doch mitreißenden Abenteuer! Was habe ich nicht alles erlebt? Ich bin marschiert, habe einen Einbaum geschoben, bin durch den Busch geflüchtet, dennoch war jeder Tag wie ein voll erlebtes Jahr, ein Leben ohne Gesetz, frei und ungebunden, ungehemmt von moralischen Schranken und der Notwendigkeit, irgendwelchen Befehlen zu gehorchen.

Und dann frage ich mich, ob es richtig ist, nach Caracas zu gehen und dieses Stück Paradies hinter mir zu lassen. Wieder und wieder stelle ich mir diese Frage.

Am nächsten Tag eine schlechte Nachricht. Der Vertreter des Libanesen, ein kleiner Schmuckhändler, der sich auf Orchideen aus Gold, besetzt mit echten Perlen und auf alle möglichen kleinen, wirklich originellen Schmuckstücke spezialisiert hat, sagt mir, daß er nichts auf meine Gutscheine auszahlen kann, weil der Libanese ihm enorm viel Geld schuldig ist. Das hat mir gerade noch gefehlt! Na gut, so gehe ich halt zur anderen Adresse nach Ciudad Bolivar und lasse mich dort auszahlen. Ich frage den Libanesen: »Kennen Sie den Mann?«

»Leider nur allzu gut. Das ist ein Gauner, der mit allem, sogar mit den seltenen Stücken, die ich ihm auf Lager gegeben habe, durchgegangen ist.«

Wenn das, was dieser Hammel sagt, stimmt, dann sitze ich sauber in der Patsche! Dann bin ich jetzt noch mehr blank, als bevor ich mit Jojo loszog. Wie einem so was passieren kann! Das Schicksal ist wirklich unberechenbar! Und das ausgerechnet mir! Und obendrein von einem Libanesen!

Mit Senkblei an den Beinen und mit hängendem Kopf kehre ich nach Hause zurück. Für diese zehntausend Unglücksdollar habe ich dutzende Male um mein Leben gespielt. Und was bleibt mir davon? — Nicht einmal der Schatten eines Hellers. Der Libanese braucht nicht die Würfel abzufilen, um beim Elfern zu gewinnen. Er braucht nicht einmal seine Füße zu bewegen, er wartet einfach ruhig, daß man ihm die Rosinen ins Haus bringt.

Aber meine Lebensfreude ist so groß, daß ich mich selbst ausschimpfe: »Du bist frei, frei, und du willst mit dem Schicksal herumraufen? Es war ein großartiges Abenteuer! Lohnt es sich nicht, für so etwas zehntausend Dollar zu verlieren?« Ich habe wieder Oberwasser und übersehe die Lage. So schnell wie möglich zurück zu den Diamanten, bevor der Libanese sich dünne macht. Und da Zeit Geld ist, ist keine Minute zu verlieren! Ich gehe einen Maulesel auftreiben, Lebensmittel, und ab in den Busch! Die Knarre und das Messer habe ich schon. Einzige Frage: Werde ich den Weg wiederfinden?

Ich habe ein Pferd gemietet, was Maria weit besser findet als ein Muli. Meine einzige Sorge ist, ob ich nicht irgendwann einmal den falschen Dschungelpfad erwische, denn an einigen Stellen laufen sie von allen Seiten zusammen.

»Ich kenne die Pfade, möchtest du, daß ich dich begleite?« fragt Maria. »Sag ja, ich würde es so gerne tun! Ich würde nicht weiter mitgehen als bis zur Posada, dort, wo man die Pferde unterstellt und im Einbaum weiterfährt.«

»Das ist zu gefährlich für dich, Maria, vor allem deshalb, weil du allein zurückkehren müßtest.«

»Ich würde warten, bis einer vorbeikommt, der nach Callao zurückgeht. Da wäre ich in Sicherheit. Sag ja, *mi amor!*«

Ich spreche mit José, und er ist einverstanden: »Ich werde ihr meinen Revolver borgen, Maria weiß damit umzugehen«, sagt er.

Und so befinden wir uns nun, nach fünf Stunden Pferderitt — ich habe auch ein Pferd für Maria gemietet —, am Beginn des Dschungelpfades, sitzen ab und rasten ein wenig. Wir beide allein, weit und breit kein Mensch. Maria trägt Reithosen, die ihr

eine Freundin, ein Llanera-Mädchen, geschenkt hat. Die Llana ist eine riesige Hochebene in Venezuela, wo die Frauen mutig und nicht zu bändigen sind, mit dem Revolver oder Gewehr schießen können wie ein Mann, die Machete handhaben wie ein Fechter und reiten wie echte Amazonas. Richtige Männer, und trotz alledem fähig, sich für die Liebe umzubringen.

Niemals in meinem Leben könnte ich diese Tage vergessen, da wir beide durch den Busch ritten. Unvergeßliche Tage und Nächte, in denen unsere Herzen sangen, wenn wir zu müde waren, unsere Freude laut hinauszurufen. Niemals könnte ich das Glück beschreiben, das wir bei den Rastpausen empfanden, dieses traumhafte Glück, in kristallklarem Wasser herumzutollen und, noch die Nässe auf unseren nackten Körpern, auf das Laub der Böschung zu sinken und uns zu lieben, umgeben von dem vielstimmigen Geseumm und Gezwitscher der Kolibris, der Schmetterlinge, der Dschungelfalter und Libellen. Ihr Schwirren und Tanzen schien wie ein Ballett die Liebe zweier Körper mitten in der Natur zu begleiten.

Je mehr wir uns der Posada näherten, desto mehr verhielt ich den Schritt meines Pferdes und fand allerlei Vorwände für eine neuerliche Rast.

»Ich glaube, Maria, ich muß das Pferd etwas verschnaufen lassen.«

»Bei dem Schritt, den es geht, wird nicht das Pferd müde sein bei unserer Ankunft, Papi, wir werden es sein!« sagt sie und bricht in ein Lachen aus, das die Perlenreihe ihrer Zähne zeigt.

Wir brachten es fertig, ganze sechs Tage zu brauchen, bis die Posada in Sicht kam. Als ich sie sehe, durchfährt mich wie ein Blitz das Verlangen, nach einer dort verbrachten Nacht nach Callao zurückzukehren. Noch einmal die reine Schönheit dieser sechs Tage der Liebe zu erleben, erscheint mir plötzlich tausendmal wichtiger als meine zehntausend Dollar. Es ist ein Verlangen von solch wahnsinniger Heftigkeit, daß mein ganzes Inneres in Aufruhr kommt. Aber stärker noch meldet sich eine Stimme und sagt mir: Sei nicht dumm, Papi, zehntausend Dollar sind ein Vermögen, der erste wesentliche Teil der Summe,

die du für die Durchführung deiner Pläne brauchst. Du darfst nicht darauf verzichten!

»Da ist die Posada«, sagt Maria.

Und gegen mein Denken und Fühlen sage ich Maria etwas anderes, als ich zu sagen wünschte: »Ja, da ist die Posada, Maria. Unsere Reise ist zu Ende, morgen werde ich dich verlassen.«

Vier gute Ruderer, und der Einbaum flitzt über das Wasser des Rio, trotz der Gegenströmung. Jeder Ruderschlag entfernt mich von Maria, die mir von der Herberge aus nachblickt und mich verschwinden sieht.

Wo ist der Friede, wo ist die Liebe, wo ist die mir zugedachte Frau, mit der ich einen Hausstand, eine Familie gründen werde? Ich beherrsche mich, um nicht nach rückwärts zu blicken, aus Angst, den Ruderern dann zurufen zu müssen: »Kehren wir um!« Ich muß zum Diamantenort gehen, mein Geld nehmen und mich so schnell wie möglich in andere Abenteuer stürzen, damit ich die Kosten der großen Reise nach Paris, hin und zurück, wenn es ein Zurück gibt, zusammenkriege.

Ein einziges Versprechen gebe ich mir: Ich werde dem Libanesen nichts antun. Ich nehme, was mir gehört, nicht mehr und nicht weniger. Er wird niemals wissen, daß er diese Nachsicht sechs Tagen Spaziergang im Paradies, an der Seite des wunderbarsten Mädchens der Welt, verdankt.

»Der Libanese? Ich glaube, der ist weg«, sagt mir Miguel, nachdem er mich fest in seine Arme gedrückt hat.

Ich hatte die Baracke verschlossen gefunden, aber es hing noch immer das seltsame Schild draußen: »Mein größter Schatz ist die Ehrlichkeit.«

»Du glaubst, er ist weg? Der Schlag soll ihn treffen!«

»Beruhige dich, Papi! Wir werden's gleich wissen.«

Der Zweifel ist schnell futsch, und die Hoffnung auch. Mustafa bestätigt, daß er fort ist. Aber wohin? Erst nach zwei Tagen herumfragen höre ich von einem Diamantensucher, daß er mit drei Leibwächtern in Richtung Brasilien abgehauen ist: »Aber alle Leute hier sagen, er ist ein ehrlicher Mann — bestimmt!«

Daraufhin erzähle ich die Geschichte von Callao und was ich über den verdufteten Gewährsmann in Ciudad erfahren habe. Vier oder fünf Typen, darunter ein Italiener, sagen, wenn ich recht hätte, ist das Geld gestohlen. Nur ein alter Guayaner ist mit dieser These nicht einverstanden. Für ihn gibt es nur einen einzigen Dieb: den Griechen in Ciudad Bolivar.

Wir diskutieren geraume Zeit über das Für und Wider, aber tief im Innersten weiß ich, daß ich alles verloren habe. Was werde ich machen?

Alexander Guigue in Bona Vista aufsuchen? Aber es ist weit, dieses Brasilien! Bis nach Bona Vista muß man gut und gern fünfhundert Kilometer quer durch den Busch. Meine letzte Erfahrung hat gezeigt, wie gefährlich das ist. Nein, ich werde es in Hinkunft so einrichten, daß ich im Kontakt mit hier bleibe und wiederum herkomme, sobald der Libanese aufgetaucht ist. Ist diese Frage geregelt, dann auf nach Caracas, nachdem ich unterwegs Piccolino abgeholt habe. Das ist die vernünftigste Lösung. Schon morgen breche ich nach Callao auf.

Acht Tage später bin ich bei José und Maria. Ich erzähle ihnen alles. Behutsam findet Maria Worte der Ermutigung. Ihr Vater aber beharrt darauf, daß ich hierbleiben solle: »Wenn du willst, grasen wir die Minen von Caratal ab.« Ich lächle ihm zu und klopfe ihm auf die Schulter.

Nein, das ist wirklich nichts für mich. Ich darf nicht hierbleiben. Das einzige, was mich in Callao zurückhalten könnte, ist unsere Liebe. Ich hänge mehr an Maria, als ich es je gedacht und gewollt hätte. Es ist eine echte, große Liebe, und doch nicht stark genug, um meine fixe Idee zu besiegen.

Alles ist geordnet, ich bin einig geworden mit einem Fernfahrer, morgen früh um fünf fahren wir ab. Während ich mich rasiere, kommt Maria aus ihrem Zimmer und flüchtet in das ihrer Schwestern. Mit dem geheimnisvollen Instinkt der Frauen weiß sie, daß es diesmal eine endgültige Abreise ist. Piccolino sitzt, gewaschen und gekämmt, am Wohnzimmertisch. Neben ihm Esmeralda, die Hand auf seine Schulter gelegt. Ich mache eine Bewegung zu dem Zimmer hin, in dem Maria ist. Doch Esmeralda

hält mich zurück: »Nicht, Enrique!« Unvermittelt erhebt sie sich, stürzt zur Tür und verschwindet ebenfalls im Nebenzimmer.

José hat uns zum Lastwagen begleitet. Unterwegs sprachen wir kein Wort.

Auf nach Caracas, so schnell wie möglich!

Adieu, Maria, kleine Blume von Callao. Du hast mir mit deiner Liebe und deiner Zärtlichkeit weit mehr geschenkt, als alles Gold mir geben könnte, das je aus den Minen herausgeholt wurde.

Die Reise war anstrengend gewesen, vor allem für Piccolino. Eine Strecke von tausend Kilometern, zwanzig Stunden unterwegs, die Pausen nicht eingerechnet. Wir verbringen einige Stunden in Ciudad Bolivar, überqueren auf einer Fähre den großartigen Orinoko und haben dann einen schwierigen Kurs vor uns, den der Lastwagen wie ein Büffel bewältigt, da er glücklicherweise von einem Einheimischen mit eiserner Konstitution gelenkt wird. Schließlich erreichen wir am nächsten Nachmittag Caracas. Es ist vier Uhr. Und mit einem Schlag entdeckt sich mir die Stadt, ihr Menschengewimmel, ihr flutender Verkehr, saugen mich buchstäblich in sich auf.

1929 — Paris, 1946 — Caracas. Siebzehn Jahre sind vergangen, seitdem ich zum letztenmal eine wirklich große Stadt gesehen habe. Es hat zwar Trinidad gegeben und Georgetown, aber dort habe ich nur wenige Monate verbracht.

Caracas ist schön. Majestätisch liegt es da mit seinen einstöckigen Kolonialhäusern, von Bergen umgeben. Avila, lang hingestreckt im Tal, hat 900 Meter Seehöhe, und erfreut sich eines ewigen Frühlings ohne Hitze, ohne Kälte.

»Ich habe Vertrauen zu dir, Papillon.« Die Worte von Dr. Bougrat klingen mir im Ohr, als wäre er mit dabei bei unserem Eintritt in diese riesige, wirbelnde Stadt.

Überall Leute aller Schattierungen, ohne eindeutige Rassenmerkmale, von der hellsten bis zur dunkelsten Hautfarbe. Jedermann, von Schwarz über Ziegelrot bis zum reinsten Weiß, ist von Lebensfreude erfüllt, verblüffend für jeden, der diese Menschen zum erstenmal sieht. Piccolino an meinem Arm, wenden wir uns dem Zentrum der Stadt zu. Charlot hatte mir die Adresse eines ehemaligen Schweren gegeben, der eine Pension führt, die Pension Maracaibo.

Ja, siebzehn Jahre sind vergangen, der Krieg hat in vielen

Ländern hunderttausende Männer meines Alters ins Unglück getrieben, darunter auch viele meiner Landsleute. Von 1940 bis 1945 waren auch sie Gefangene, wurden getötet oder verwundet, häufig für den Rest ihres Lebens zu Krüppeln gemacht. Du aber, du bist hier, Papi, hier in einer großen Stadt! Du bist siebenunddreißig Jahre alt, du bist jung, stark, schau dir rundum alle diese Geschöpfe an, viele sehr bescheiden gekleidet. Sie lachen aus vollem Halse. Die Lieder hängen nicht nur in der Luft, von Lautsprechern weitergetragen, sie scheinen auch in aller Herzen zu erklingen, ausnahmslos. Und doch, man merkt doch sofort, daß manche Leute zwar keine Kugel oder Kette am Bein tragen, jedoch etwas Schwereres als das, nämlich das Unglück, arm zu sein und nicht zu wissen, wie man sich in dem Dschungel einer großen Stadt behauptet. Wie schön ist so eine Hauptstadt! Es ist jetzt vier Uhr nachmittags, wie muß sie erst nachts aussehen, im Lichterglanz von Millionen künstlicher Sterne? Und dabei sind wir im Augenblick in einem weniger teuren Viertel. Ich stürze mich in Spesen: »He, Taxi!«

Neben mir sitzt Piccolino, lacht wie ein Kind und schwatzt drauflos. Ich wische ihm seine armen Lippen ab, er dankt mir mit einem Augenglänzen, zittert vor Aufregung. In einer Stadt zu sein, in einer Hauptstadt wie Caracas, das bedeutet für ihn vor allem die Hoffnung, Spitäler zu finden, und fähige Ärzte, die aus ihm, dem menschlichen Wrack, wieder einen normalen Mann machen können. Wunder der Hoffnung! Er hat meine Hand ergriffen und hält sie fest, während an uns Straßen vorbeiziehen und nochmals Straßen, mit Menschen und nochmals Menschen, so viele, daß die Gehsteige schwarz sind von ihnen. Und die Autos, das Hupen, die Sirene eines Krankenwagens, die Signale der Feuerwehr, die Ausrufe der Straßenhändler, das Geschrei der Zeitungsjungen, die die Abendpresse verkaufen, das Kreischen der Bremsen eines Lastwagens, das Gebimmel der Straßenbahnen, das Klingeln der Radfahrer, dieses ganze Getöse, Gekreische, Gelärme, das uns einhüllt, uns betäubt, uns fast trunken macht, all dieses lärmende Durcheinander, das so die Nerven der anderen belastet, bei uns erzeugt es eine gegen-

teilige Wirkung: es weckt uns beide auf und bringt uns zum Bewußtsein, daß wir wiederum in den verrückten Rhythmus des modernen Lebens mit all seiner Technik einbezogen sind. Anstatt davon krank zu werden, fühlen wir uns wunderbar glücklich. Daß wir gerade den Lärm so angenehm empfinden, ist nicht erstaunlich. Wie viele Jahre haben wir in der Stille gelebt!

Ich sage zu Piccolino: »Wir betreten das Vorzimmer von Paris, sind in einer wirklichen Stadt, in Caracas. Hier wird man dich heilen, und ich werde hier meinen Weg finden, da kannst du sicher sein.«

Er drückt fest meine Hand, eine Träne kullert über seine Wange. Seine Hand liegt so brüderlich warm in der meinen, daß ich sie weiter halte, um nicht diesen wunderbaren Kontakt zu verlieren. Und da sein anderer Arm gelähmt ist, bin ich es, der ihm die Träne abtrocknet.

Wir sind nun endlich in der Pension des Schweren, eines gewissen Emil S., angekommen und untergebracht. Er selbst ist nicht da, doch seine Frau, eine Venezolanerin, hat sofort nachdem wir ihr gesagt haben, daß wir aus Callao kommen, verstanden, wer wir sind, und sich beeilt, uns ein Zweibettzimmer und Kaffee zu geben.

Nachdem ich ihm geholfen habe, eine Dusche zu nehmen, bringe ich Piccolino zu Bett. Er ist müde und sehr aufgeregt. Als ich mich anschicke wegzugehen, macht er mir wilde Zeichen. Ich weiß, was er mir sagen möchte: Du kommst doch zurück, ja? Du läßt mich nicht allein hier, läßt mich nicht fallen?

»Nein, Picco! Ich bleibe nur einige Stunden in der Stadt, komme bald zurück.«

Und nun bin ich mitten in Caracas. Es ist sieben Uhr abends, als ich die Straße zum Platz Simon Bolivar hinuntergehe, dem größten Platz der Stadt. Überall eine Explosion von Licht, herrliches Ineinanderfließen von Neonlicht in allen Farben. Was mich am meisten fasziniert, sind die farbigen Lichtreklamen, wahre Feuerschlangen, die wie Irrlichter aufblitzen und wieder verschwinden, ein Lichtertanz, wie von einem großen Meister, einem Magier arrangiert.

Ein schöner Platz. Im Mittelpunkt das riesige bronzene Reiterdenkmal von Simon Bolivar. Es zeigt ihn in stolzer Haltung, das Antlitz mit dem Ausdruck edler Gesinnung, wie er sie wohl im Leben gehabt haben mag. Ich sehe ihn mir von allen Seiten an, den Befreier von Lateinamerika, und es drängt mich, ihm in meinem schlechten Spanisch, leise, damit es niemand hört, einen Gruß hinaufzuschicken:

»Hombre! Welches Wunder, zu deinen Füßen zu stehen, du, du bist der Mann der Freiheit, und ich bin nur ein armer Teufel, der immer für die Freiheit, deren Verkörperung du bist, gekämpft hat!«

Zweimal gehe ich zurück zur Pension, die nur vierhundert Meter vom Platz entfernt ist, bevor ich dort Emil S. antreffe. Er sagt mir, daß ein Brief von Charlot unser Kommen angekündigt hat. Wir gehen zusammen einen Schluck trinken, um in Ruhe miteinander zu reden.

»Jetzt bin ich schon zehn Jahre hier«, erzählt mir Emil. »Ich bin verheiratet, habe eine Tochter, und meine Frau ist Besitzerin der Pension. Deshalb kann ich euch nicht umsonst hierbehalten, aber ihr werdet nur den halben Preis zahlen.« Das ist der einmalige Zusammenhalt unter ehemaligen Schweren, wenn einer von ihnen sich in Schwierigkeiten befindet. Er fährt fort: »Der arme Kerl, der mit dir ist, ist das ein alter Freund von dir?«

»Du hast ihn gesehen?«

»Nein. Aber meine Frau hat mir von ihm erzählt. Sie sagt, er ist ein totales Wrack. Ist er schwierig?«

»Im Gegenteil. Und gerade das ist das Drama. Er ist im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, aber sein Mund, seine Zunge und die eine Seite seines Körpers bis zum Becken sind gelähmt. Ich habe ihn in El Dorado schon in diesem Zustand kennengelernt. Man weiß nicht einmal genau, wer er ist, ob ein Schwerer oder ein Relegierter.«

»Ich verstehe nicht, warum du einen Unbekannten mit dir herumschleppst. Du weißt doch nicht einmal, ob er in Ordnung ist. Überdies ist es eine wirkliche Last für dich.«

»Das ist mir natürlich schon seit den acht Monaten bewußt,

da ich mich um ihn kümmerge. In Callao habe ich Frauen gefunden, die ihn betreuten. Trotzdem ist es anstrengend für mich.«

»Was wirst du mit ihm anfangen?«

»Wenn möglich in ein Krankenhaus bringen. Oder ein Zimmer finden, wenn auch ein ganz bescheidenes, aber mit einer Dusche und Toilette, damit ich ihn pflegen kann, bis ich ein Krankenhaus für ihn finde.«

»Hast du Zaster?«

»Etwas, aber ich muß vorsichtig damit umgehen, denn wenn ich auch alles verstehe, so spreche ich doch schlecht Spanisch, und da wird es nicht leicht sein, mich zu behaupten.«

»Ja, das ist hier nicht so einfach. Es gibt mehr Arbeitsuchende als Arbeitsplätze. Auf jeden Fall kannst du die paar Tage, die du brauchst, um irgend etwas zu finden, ruhig bei mir bleiben, Papi.«

Alles klar. Emil ist zwar großzügig, aber wir passen ihm nicht. Seine Frau hat ihm vermutlich ein düsteres Bild von Piccolino gemacht, dem die Zunge heraushängt und der grunzt wie ein Tier. Sie wird natürlich daran denken, welch schlechten Eindruck das auf ihre übrigen Pensionsgäste machen könnte.

Morgen werde ich ihm das Essen ins Zimmer bringen. Armer Piccolino, schläfst neben mir in deinem schmalen Eisenbett, und wenn ich auch für dein Bett und für dein Essen zahle, so will man dich trotzdem nicht! Die Kranken, weißt du, die stören die Gesunden. Dein schiefes Maul nimmt den andern die Lust zu lachen. So ist eben das Leben. Du wirst nur dann in eine Gruppe aufgenommen, wenn du ihr irgend etwas einbringst, oder du mußt so farblos sein, daß du niemanden störst. Ein lebendes Möbelstück — das läßt sich ertragen. Aber mach dir nichts draus, Kumpel! Selbst wenn ich nicht so sanft und weich mit dir umgehen kann wie die Mädchen in Callao, so wirst du doch immer jemanden bei dir haben, der mehr wert ist als ein Freund: einen Gauner, der dich adoptiert hat und alles tun wird, damit du nicht krepierst wie ein Hund.

Emil hat mir einige Adressen gegeben, doch nirgends hat man Arbeit für mich. Zweimal bin ich ins Spital gegangen, um zu er-

reichen, daß sie Picco aufnehmen. Nichts zu machen. Angeblich gibt es kein freies Bett, und seine Entlassungspapiere vom Bagno El Dorado sind auch nicht gerade eine Empfehlung. Gestern hat man mich gefragt, wieso und warum ich ihn auf dem Hals habe, außerdem wollte man seine Nationalität wissen usw. Als ich dem Schreiberling erzählte, daß Picco mir vom Direktor des Bagnos El Dorado anvertraut worden ist und ich mich verpflichtet habe, mich um ihn zu kümmern, kommt dieser Dummkopf zu folgendem Schluß: »Nun, da er entlassen wurde, weil Sie sich verpflichtet haben, für seinen Unterhalt zu sorgen, obliegt es eben Ihnen, ihn bei sich zu behalten und zu Hause pflegen zu lassen. Wenn Sie dazu nicht imstande sind, hätten Sie ihn dort lassen sollen.«

Als er mich nach meiner Adresse fragte, gab ich ihm eine falsche. Ich habe kein Vertrauen zu diesem Hornochsen, typisches Exemplar der internationalen Gilde kleiner Beamten, die sich wichtig machen.

Eilig ziehe ich mit Piccolino ab. Ich bin verzweifelt. Sowohl seinet- als auch meinetwegen. Ich spüre, daß ich nicht mehr bei Emil bleiben kann, dessen Frau sich darüber beschwert, täglich Piccolinos Bettzeug wechseln zu müssen. Ich wasche zwar jeden Morgen die schmutzigen Stellen so gut wie nur irgend möglich im Waschbecken aus, aber das Zeug trocknet verdammt langsam, und man sieht es auch sofort. Deshalb kaufe ich ein Bügelleisen und plätte die nassen Stellen trocken.

Was tun? Ich weiß nicht mehr recht, was. Eines ist sicher: es muß schnell eine Lösung gefunden werden. Zum drittenmal versuche ich, Piccolino in einem Spital unterzubringen. Vergeblich. Es ist elf Uhr, als wir es verlassen. Da es nun einmal so ist, wird man zu härteren Mitteln greifen müssen, und ich beschließe, diesen schönen Nachmittag ganz meinem Freund zu opfern. Ich schleppe ihn zum Calvario, einem prachtvollen Garten voller tropischer Gewächse, der auf einem kleinen Hügel mitten im Zentrum von Caracas liegt. Hier oben, von einer Bank aus, bewundern wir das herrliche Panorama, essen fleischgefüllte *arepas* und trinken eine Flasche Bier dazu. Dann zünde ich zwei

Zigaretten an, eine für Picco, eine für mich. Piccolino fällt das Rauchen schwer, der Speichel rinnt ihm auf die Zigarette. Er spürt, daß jetzt ein wichtiger Augenblick gekommen ist, daß ich ihm irgend etwas sagen will, was ihn aufregen könnte. In seinen Augen steht die Angst, sie scheinen mir sagen zu wollen: Sprich, sprich rasch! Ich fühle, daß du eine wichtige Entscheidung getroffen hast. Sprich, ich flehe dich an!

Es tut mir weh, ihn so zu sehen, und ich zögere. Schließlich lege ich los: »Picco, nun sind es schon drei Tage, daß ich versuche, dich in ein Spital zu bringen. Es ist nichts zu machen, sie wollen nichts von dir wissen. Du verstehst?«

Ja, sagen die Augen.

»Andererseits können wir nicht zum französischen Konsulat gehen, ohne Gefahr zu laufen, daß sie von Venezuela deine Auslieferung verlangen.«

Er hebt seine gesunde Schulter.

»Hör mich an. Du mußt gesund werden, und um gesund zu werden, brauchst du eine Behandlung. Das ist die Hauptsache. Du weißt aber, daß ich nicht genug Geld habe, um dich behandeln zu lassen. Wir werden also folgendes machen: Wir verbringen den Abend zusammen, ich führe dich ins Kino, und morgen früh bringe ich dich, ohne daß du irgendein Personalpapier bei dir hast, auf den Platz Simon Bolivar. Dort legst du dich am Fuß des Denkmals nieder und rührst dich nicht mehr. Wenn man dich aufheben oder zum Sitzen bringen will, weigerst du dich. Todsicher wird man nach einer kleinen Weile einen Polizisten rufen, und der wird einen Rettungswagen kommen lassen. Mit einem Taxi werde ich nachfahren und sehen, in welches Spital du eingeliefert wirst. Zwei Tage werde ich abwarten, bevor ich dich besuchen komme, und zwar zur allgemeinen Besuchszeit, damit ich mich unter die Leute mischen kann. Das erste mal werde ich vielleicht sogar nicht mit dir reden, aber wenn ich an deinem Bett vorbeikomme, stecke ich dir Zigaretten und etwas Geld zu. In Ordnung? Bist du einverstanden?«

Er legt seinen gesunden Arm auf meine Schulter und schaut mir eindringlich ins Gesicht. In seinem Blick steht Traurigkeit

und Dankbarkeit. Ein mühsames Schlucken bewegt seinen Kehlkopf, und mit übermenschlicher Anstrengung preßt er aus seinem gelähmten Mund einen heiseren Ton heraus, der fast so klingt wie: »Ja, danke!«

Am nächsten Tag läuft die Sache so ab, wie ich sie geplant habe. Kaum eine Viertelstunde nachdem Piccolino sich am Fuß des Denkmals von Simon Bolivar hingelegt hat, holen drei, vier alte Leute, die im Schatten der Bäume frische Luft schöpfen, einen Polizisten herbei. Zwanzig Minuten später ist der Rettungswagen da und nimmt Piccolino mit. Ich fahre im Taxi nach.

Keine Schwierigkeit, ihn zwei Tage danach, mit dem Besucherstrom durch die Krankensäle gehend, im dritten Gemeinschaftssaal wiederzufinden. Zufällig liegt er zwischen zwei Schwerkranken, und ich kann ihm ungestört ein paar Worte sagen. Das Blut steigt ihm in den Kopf vor Freude, mich zu sehen, mag auch sein, es regt ihn zu sehr auf.

»Pflegt man dich gut?«

»Ja«, nickt sein Kopf.

Ich betrachte die Tafel am Kopfende des Bettes: »Paraplegie oder Malaria mit Sekundärkomplikationen. Kontrolle alle 2 Stunden.« Ich lasse ihm sechs Päckchen Zigaretten zurück, Streichhölzer und zwanzig Bolivar Kleingeld.

»Auf Wiedersehen, Picco!«

Wegen seines verzweifelten und flehenden Blickes füge ich hinzu: »Sei ganz beruhigt, Kumpel, ich komme dich wieder besuchen.« Ich darf nicht vergessen, daß ich für ihn unentbehrlich geworden bin — der einzige Mensch, der ihn noch ans Leben bindet.

Jetzt sind es vierzehn Tage, daß ich hier in Caracas bin, und die 100-Bolivar-Noten schwinden sehr schnell dahin. Zum Glück hatte ich bei meiner Ankunft anständige Kleidung. Ich habe ein kleines, billiges Zimmer gefunden, doch noch immer zu teuer für mich. Keine Frauen am Horizont. Dabei sind die Mädchen von Caracas schön, anmutig und von lebhafter Wesensart. Aber

es ist schwierig, Bekanntschaften zu schließen. Wir haben 1946 — da ist es noch nicht üblich, daß sich Frauen allein in ein Café setzen.

Eine große Stadt hat ihre Geheimnisse. Um sich in ihr zu behaupten, muß man sie kennen, um sie zu kennen, braucht man Lehrmeister. Wer sind sie, diese Lehrmeister von der Straße? Eine Fauna, artenreich und geheimnisvoll, mit eigener Sprache, eigenen Gesetzen und Gebräuchen, Lastern und Tricks, um sich Tag für Tag durchzubringen, irgendwie für vierundzwanzig Stunden etwas zum Leben zu haben. Sein Leben zu verdienen, so ehrlich wie möglich — das ist das Problem.

Wie die anderen habe auch ich kleine Strohhalme zum Anklammern — nicht gerade was Schlimmes, aber leicht auf die krumme Tour. Zum Beispiel begegne ich eines Tages einem Kolumbier, den ich vom Bagno El Dorado her kenne.

»Was machst du?«

Er erzählt mir, daß er im Augenblick sein Leben damit verdient, daß er einen prachtvollen Cadillac verlost.

»Scheiße! So reich bist du schon, daß du einen Cadillac besitzt?«

Er windet sich vor Lachen, dann erklärt er mir die Sache: »Der Cadillac gehört dem Direktor einer großen Bank. Der Mann fährt ihn selbst, kommt Punkt neun Uhr früh und parkt den Wagen hübsch brav hundert oder hundertfünfzig Meter von der Bank. Wir sind zwei. Einer von uns, nicht immer derselbe, damit man sich nicht verdächtig macht, geht ihm bis zum Bankeingang nach und steht Schmiere. Riecht er Gefahr, gibt er ein Pfeifsignal. Das ist erst einmal passiert. Zwischen der An- und Abfahrt gegen ein Uhr bekommt also der tolle Schlitten einen schönen weißen Wimpel aufs Dach gesetzt, und darauf steht in roten Buchstaben: Wollen Sie diesen Cadillac gewinnen? Losverkauf hier! Gleichwertig den Losen der Lotterie von Caracas! Ziehung nächsten Monat!«

»Tolle Idee! Du verkaufst also Lose für einen Cadillac, der dir gar nicht gehört? Hast wirklich Mumm! Und die Bullen?«

»Sind nicht immer die gleichen und sind außerdem arglos. So

ein Holzkopf kommt gar nicht auf den Gedanken, daß es eine Gaunerei ist. Und wenn sie sich etwas zu sehr für uns interessieren, dann schenken wir ihnen ein, zwei Lose. So kann er zu Hause davon träumen, daß er vielleicht den Cadillac gewinnt. Wenn du ein wenig Geld machen willst, mach mit. Ich stelle dich meinem Teilhaber vor.«

»Findest du es nicht gemein, die Leute so ums Ohr zu hauen?«

»Na, hör mal! Das Los kostet 10 Bolivar, das können sich nur solche Leute leisten, die's dick haben. Denen schadet es nicht.«

So bin ich also jetzt mit von der Partie, nachdem ich den Teilhaber kennengelernt habe. Es ist nicht gerade ein glänzendes Geschäft, aber da ich essen, schlafen und ordentlich, wenn schon nicht elegant gekleidet sein muß und so lang wie möglich die paar Diamanten und die zwei Fünfhunderternoten in Reserve halten will, die ich in einem Stöpsel wie ein Geizkragen verwahre, als wäre ich noch bei den Schweren — bleibt mir nichts anderes übrig! Den Stöpsel, den trage ich nämlich noch immer in mir, aus zwei Gründen: Man könnte mich in meinem Hotelzimmer, das in einer recht unsicheren Gegend liegt, bestehlen, und wenn ich meine letzte Reserve in der Tasche mit mir herumtrage, könnte ich sie verlieren. Wie dem auch sei, seit vierzehn Jahren trage ich den Stöpsel in meinem Arschloch, da ist es schon egal, ob ein Jahr mehr oder weniger, jedenfalls bin ich so ruhiger.

Der Losverkauf dauerte mehr als vierzehn Tage, und er ginge noch heute weiter, wenn nicht eines Tages ein gieriger Kunde gleich zwei Lose gekauft und dabei den prachtvollen Schlitten genau betrachtet hätte, den er zu gewinnen träumte.

Plötzlich richtet er sich auf und platzt heraus: »Ja, du grüne Neune! Ist das nicht der Wagen von Doktor Fulano, dem Bankdirektor?«

Kalt, ohne mit der Wimper zu zucken, sagt der Kolumbier: »Genau. Er hat ihn uns für die Lotterie zur Verfügung gestellt, weil er glaubt, daß er so einen besseren Preis erzielt, als wenn er ihn direkt verkauft.«

»Komisch...«, sagt der Kunde.

»Vor allem, sprechen Sie nicht mit ihm darüber«, setzt der Kolumbier weiterhin kaltblütig fort. »Wir haben ihm versprechen müssen, nichts davon zu sagen, denn es wäre ihm peinlich, wenn sich das herumreden würde.«

»Das verstehe ich schon, aber es ist doch einigermaßen ungewöhnlich für einen Mann in seiner Position!«

Kaum hatte der Mann sich genügend weit in Richtung Bank entfernt, holten wir den Wimpel herunter und rollten ihn zusammen. Der Kolumbier verschwindet damit, und ich gehe zum Eingang der Bank, um unserem Komplizen Bescheid zu geben, daß wir die Segel eingezogen haben. Ich schüttle mich innerlich vor Lachen und kann es nicht unterlassen, in der Nähe der Tür stehenzubleiben, damit mir das, was jetzt sicher kommen wird, nicht entgeht. Es läßt nicht lange auf sich warten! Drei Minuten später taucht der Direktor in Begleitung des mißtrauischen Kunden auf. Er rudert so heftig mit den Armen und läuft so schnell, daß ich den Eindruck habe, er genießt richtig seine Wut.

Nachdem sie, offenbar erwartungsgemäß, konstatiert haben, daß niemand mehr beim Cadillac ist, kehren sie langsamer zurück und gehen in ein Café, wo sie an der Theke ein Glas trinken. Da der Loskäufer mich vorhin nicht angesehen hat, riskiere ich es, ebenfalls ins Café zu gehen und meinen Spaß an ihrer Reaktion zu haben.

»Das ist doch die Höhe! Eine Frechheit sondergleichen! Finden Sie nicht auch, Doktor Fulano?«

Aber der Besitzer des Cadillac, humorvoll wie jedermann hier in Caracas, bricht in ein herzliches Lachen aus und sagt: »Wenn ich denke, daß ich hätte vorbeigehen und in meiner Zerstretheit eins von ihren Losen für meinen eigenen Wagen kaufen können — geben Sie zu, das ist doch wirklich komisch!«

Natürlich war damit unsere Lotterie gestorben. Die Kolumbier verschwanden. Ich selbst hatte an die tausendfünfhundert Bolivar gewonnen, was für einen Monat Lebensunterhalt reichte, und das war sehr wichtig.

Die Tage vergehen, und es ist wirklich nicht einfach, etwas Geeignetes zu finden. Es ist gerade die Zeit, da die Pétain-Leute

und die Kollaborateure aus Frankreich eintreffen, die vor der Justiz ihres Landes geflüchtet sind. Weil ich nicht ganz auf dem laufenden bin über die möglichen Unterschiede zwischen den Pétain-Leuten und den Kollaborateuren, werfe ich sie alle in einen Sack, mit der Bezeichnung: Ex-Gestapos. Ich meide sie daher.

Ein Monat ist um, ohne daß er eine große Veränderung gebracht hätte. In Callao habe ich mir nicht vorgestellt, daß es so schwer sein würde, mir eine Existenz aufzubauen. Ich hausiere im Augenblick von Tür zu Tür, um die Spezialanfertigung (denkste!) einer Kaffeekanne für Büros zu verkaufen. Der Job ist so einfach und so blöd, daß es mich anwidert: »Verstehen Sie, Herr Direktor, jedesmal, wenn Ihre Angestellten hinunterlaufen, um ein Täßchen Kaffee zu trinken« — eine in allen Büros von Venezuela herrschende Gewohnheit —, »geht wahnsinnig viel Zeit verloren, vor allem dann, wenn es regnet. Und Sie verlieren während dieser Zeit Ihr Geld. Haben Sie diese Kaffeekanne im Büro, sind Sie Gewinner auf der ganzen Linie!«

Gewinner auf der ganzen Linie sind vielleicht die Herren Direktoren — aber bestimmt nicht ich. Denn viele Inhaber antworten mir: »Ach, wissen Sie, in Venezuela, da halten wir's mit der Ruhe, auch im Geschäftsleben. Deshalb dürfen unsere Angestellten auch während der Arbeitszeit hinuntergehen und ihren *café* trinken.«

Und mit dem Aussehen des Superintellektuellen, das mir die Kaffeekanne in der Hand verleiht, mit der ich durch die Straßen marschiere, stehe ich plötzlich vor Paulo dem Boxer, einem alten Bekannten vom Montmartre.

»Nein, so was! Sie sind doch Paulo der . . .«

»Und du, bist du nicht Papillon . . .?«

Flugs nimmt er mich am Arm und zieht mich ins nächste Café.

»Nein, so ein komischer Zufall!«

»Was machst du mit dieser Kaffeekanne auf offener Straße?«

»Ich verkaufe sie, es ist zum Heulen. Weil ich sie immer rausnehmen und reinlegen muß, ist die Schachtel grad eben kaputtgegangen.«

Ich erzähle ihm, wie's um mich steht, und frage ihn: »Und du?«

»Trinken wir erst unseren Kaffee, ich sag's dir nachher, nicht hier.«

Wir zahlen, stehen auf, und ich will nach meiner Kaffeekanne greifen.

»Laß sie da, du brauchst sie nicht mehr. Das garantiere ich dir.«

»Du bist sicher?«

»Bestimmt.«

So lasse ich das blöde Ding auf dem Tisch zurück, und wir gehen. Eine Stunde später, bei mir im Zimmer, nachdem wir alte Erinnerungen ausgetauscht haben, legt Paulo los. Er hat da eine große Sache vor, in einem Ort nicht weit von Venezuela. Er vertraut mir. Wenn ich ja sage, nimmt er mich in sein Team auf.

»Einfach wie nur. Die Sache ist geritzt, du wirst sehen, Kumpel! Ich sage dir in vollem Ernst: Dabei gibt's so viele Dollars zu holen, daß man sie glattplätten muß, sonst nehmen sie zu viel Platz ein!«

»Und wo ist diese tolle Sache?«

»Du wirst es an Ort und Stelle erfahren. Vorher kann ich nichts sagen.«

»Wie viele sind mit von der Partie?«

»Vier. Einer ist schon dort. Den anderen bin ich hier abholen gekommen. Du kennst ihn übrigens. Er ist ein Freund von dir. Gaston.«

»Das stimmt. Aber ich habe ihn aus den Augen verloren.«

»Ich nicht«, sagt Paulo lachend.

»Kannst du mir wirklich nicht mehr über die Sache sagen?«

»Unmöglich, Papi. Ich habe meine Gründe.«

Ich überlege rasch. In der Lage, in der ich mich befinde, habe ich keine große Wahl. Entweder klappere ich weiter mit einer Kaffeekanne oder sonstwas Idiotischem in der Hand die Häuser ab, oder ich stürze mich wieder ins Abenteuer, aus dem ich vielleicht mit einem großen Packen Zaster aussteigen kann. Seit je weiß ich, daß Paulo mehr als seriös ist, und wenn er die Sache

so einschätzt, daß vier dafür notwendig sind, dann muß die Sache ebenfalls mehr als seriös sein. Es dürfte sich auch rein technisch gesehen um eine Topaktion handeln. Und ich gestehe, daß mich auch das reizt. Also, Papi, banco?

Banco!

Am nächsten Tag geht es los.

DER TUNNEL UNTER DER BANK

Mehr als zweiundsiebzig Stunden sind wir im Wagen unterwegs. Wir wechseln uns am Lenkrad ab. Die Vorsichtsmaßnahmen von Paulo nehmen kein Ende. Jedesmal wenn wir auftanken müssen, setzt der Fahrer die beiden andern dreihundert Meter vor der Tankstelle ab und nimmt sie nachher wieder auf.

Gaston und ich haben soeben eine halbe Stunde im strömenden Regen auf Paulos Rückkehr gewartet. Ich bin wütend.

»Glaubst du wirklich, daß dieses ganze Theater einen Zweck hat? Wir hätten uns den Tod holen können!«

»Papi, du kannst einem schon auf die Nerven gehen! Ich habe die Reifen aufpumpen, ein hinteres Rad wechseln, Wasser und Öl nachfüllen lassen. Das geht nicht in fünf Minuten!«

»Das bestreite ich nicht! Aber offen gesagt, sehe ich nicht recht ein, was für einen Sinn deine Übervorsichtigkeit haben soll.«

»Ich schon, und ich bin's, der hier das Kommando führt. Du hast deine dreizehn Jährchen bei den Schweren gebrummt, und ich habe meine zehn Jährchen im Zuchthaus in unserem lieben Frankreich gesessen. Also finde ich, daß man nie vorsichtig genug sein kann. Wenn ein Wagen signalisiert wird, ein Chevrolet mit einem Insassen statt mit drei, dann ist das immerhin ein Unterschied.«

Er hat recht, reden wir nicht mehr darüber.

Zehn Stunden später haben wir die Stadt erreicht. Paulo lädt uns am Beginn einer Straße ab, wo zu beiden Seiten Villen liegen.

»Geht den rechten Gehsteig entlang. Die Villa heißt ›Mi Amor‹. Dort geht hinein, als wärt ihr zu Hause, und drinnen findet ihr August.«

Ein blühender Garten, ein gepflegter Zugang, ein reizendes Haus, die Tür verschlossen. Wir klopfen.

»Guten Tag, Freunde! Kommt rein«, sagt August beim Öffnen. Er empfängt uns in Hemdsärmeln, ist total verschwitzt und voll angetrockneter Erde auf den behaarten Armen. Wir erklären ihm, daß Paulo zu einem Parkplatz am anderen Ende der Stadt gefahren ist, um den Wagen dort abzustellen. Besser, man sieht hier in der Straße kein Nummernschild von Venezuela.

»Habt ihr eine gute Fahrt gehabt?«

»Ja.«

Weiter nichts. Wir sitzen im Esszimmer. Ich spüre, daß der entscheidende Augenblick naht, und bin gespannt. Gaston weiß ebensowenig wie ich, um was für eine Aktion es sich handelt. »Eine Frage des Vertrauens«, hatte Paulo in Caracas gesagt. »Ihr macht mit oder nicht. Packt zu oder laßt es bleiben. Nur soviel: Mehr baren Zaster, als ihr euch erträumen könnt.« Einverstanden. Aber jetzt haben die Dinge klar, deutlich und präzise zu werden.

August gibt uns Kaffee. Außer einigen Fragen über unsere Reise, unser Befinden kein Wort, das mir ein Licht aufstecken würde. Sind diskret, die Brüder!

Ich höre vor der Villa eine Autotür zuschlagen. Das ist sicher Paulo, der einen Mietwagen mit hiesigem Nummernschild gechartert haben muß.

Tatsächlich.

»Da bin ich!« sagt Paulo beim Eintreten und legt seinen Lederrock ab. »Alles klappt bestens, Freunde!«

In aller Gemütsruhe trinkt er seinen Kaffee. Ich selbst sage nichts, ich warte. Er bittet August, die Flasche Cognac auf den Tisch zu stellen. Immer noch mit der Miene restloser Zufriedenheit schenkt er uns gemächlich die Gläser ein und kommt nun endlich zur Sache:

»Also, Freunde, ihr seid am Ort eurer Tätigkeit angelangt. Stellt euch vor, daß sich genau gegenüber dieser reizenden Villa, auf der anderen Seite der Straße, die rückwärtige Front einer Bank befindet, deren Haupteingang an einer schönen Allee liegt, die parallel zu unserer stillen Straße verläuft. Und wenn ihr die Arme von August mit Lehmerde beschmiert seht, so darum, weil

er weiß, daß ihr Faultiere seid, und also schon mit der Arbeit begonnen hat, damit ihr weniger zu tun kriegt.«

»Was tun?« fragt Gaston, etwas langsam von Begriff.

»Nicht viel«, sagt Paulo lächelnd. »Einen Tunnel graben, der hier vom Nebenzimmer aus unter dem Garten, dann unter der Straße durchführt und direkt unter der Stahlkammer der Bank endet. Falls meine Berechnungen stimmen. Falls nicht, stoßen wir vielleicht an die Hinterfront. In diesem Fall müssen wir tiefer weitergraben und versuchen, genau unterhalb der Mitte herauszukommen.«

Ein kurzes Schweigen, dann: »Was sagt ihr dazu?«

»Moment mal, Freundchen. Das durchzuführen braucht Zeit. Es ist nicht grad das Ding, das ich mir erwartet habe.«

»Ist es eine große Bank?« fragt Gaston etwas unmotiviert. Denn wenn Paulo das alles in Gang gebracht hat und auf diese Art, dann doch bestimmt nicht wegen drei Tüten Lutschbonbons.

»Geh morgen daran vorbei und gib mir Bescheid«, antwortet Paulo. »Damit dir die Augen nicht aus dem Kopf fallen — es gibt acht Kassenschalter. Damit du eine Vorstellung davon kriegst, was da so im Tag umgesetzt wird.«

»Ich scheiß' mich an!« ruft Gaston aus und haut sich auf die Schenkel. »Eine wirkliche Bank! Endlich mal mit von der Partie, wenn's um mächtig viel Pinke-Pinke geht, ausgetüftelt mit dem Rechenstift.«

»Und du, Papi, du sagst nichts?« wendet sich Paulo mit seinem ewig selbstzufriedenen Grinsen mir zu.

»Ich brauche keine Millionen. Ich halte diese ganze Sache für eine gigantische Arbeit, Paulo, und wenn sie gelingt — den Glauben muß man immer haben, dann gelingt sie auch bestimmt! —, haben wir bis an unser Lebensende ausgesorgt, Essen, Wohnung mit Telefon etc. pp. Aber... es gibt gewisse Aber. Darf man dir einige Fragen stellen, Herr Kapitän?«

»Soviel du willst, Papi. Ich hatte übrigens die Absicht, die Sache mit euch Punkt für Punkt durchzubesprechen. Denn wenn ich auch die Aktion leite, weil ich sie schließlich aufgeris-

sen und überdacht habe, so riskiert doch jeder von uns dabei seine Freiheit, vielleicht sogar sein Leben. Stelle daher alle Fragen, die du stellen willst.«

»Richtig. Erste Frage: Vom Nebenzimmer, wo sich der Schachteingang befinden soll, bis zum Gehsteig der Gartenseite — wieviel Meter sind das?«

»Genau achtzehn.«

»Zweitens: welche Entfernung vom Gehsteigrand bis zur Bank?«

»Zehn Meter.«

»Drittens: Hast du drinnen hinsichtlich der gesamten Raumordnung genau festgestellt, wo sich der Zugang zur Stahlkammer befindet?«

»Ja. Ich habe ein Stahlfach in dem Raum gemietet, wo die Kunden ihre Bankfächer haben. Er liegt direkt neben der Stahlkammer der Bank und ist von ihr durch eine auf zwei Sicherheitsrädern fahrende Panzertür abgetrennt. Es gibt nur einen Zugang, der führt zuerst in den Tresorraum mit den kleinen Stahlfächern, und von dort geht es in die Stahlkammer. Eines Tages, als ich auf den zweiten Schlüssel für mein Stahlfach wartete, sah ich, wie die Panzertür geöffnet wurde. Während sie sich um die Zapfen drehte, konnte ich einen Blick in die Stahlkammer werfen und sah rundum die Panzerschränke stehen.«

»Konntest du die Dicke der Zwischenwand feststellen?«

»Das ist schwierig wegen der Stahlverschalung.«

»Wie viele Treppenstufen führen in den Tresorraum hinunter?«

»Zwölf.«

»Dann liegt also der Fußboden der Tresorräume ungefähr drei Meter unter dem Straßenniveau. Was hast du daraus geschlossen?«

»Man muß versuchen, genau unter der Trennwand der beiden Räume durchzubrechen. Das ist möglich, indem man von unten die durch den Fußboden gehenden Stahlbolzen auffindet, an denen die Panzerschränke befestigt sind. So kann man durch ein einziges Einstiegsloch gleichzeitig in beide Räume eindringen.«

»Ja. Aber da die Schränke an der Zwischenwand stehen, kann es passieren, daß man unter einem von ihnen mündet.«

»Daran habe ich nicht gedacht. In diesem Fall muß eben das Loch gegen die Mitte des Raumes zu vergrößert werden.«

»Ich glaube, daß es besser wäre, zwei Einstiegslöcher zu machen. Eines in jedem Raum, und wenn möglich, in der Mitte.«

»Das glaube ich jetzt auch«, sagt August.

»Einverstanden, Papi. Klar sind wir noch nicht soweit. Aber es ist gut, im voraus daran zu denken. Noch was?«

»Welche Tiefe wird der Tunnel haben?«

»Drei Meter.«

»Breite?«

»Achtzig Zentimeter. Man muß sich drin umdrehen können.«

»Welche Höhe siehst du vor?«

»Einen Meter.«

»Mit der Höhe und der Breite bin ich einverstanden, nicht mit der Tiefe. Zwei Meter Erde über uns bilden keine genügend widerstandsfähige Decke. Es braucht nur ein schwerer Lastwagen, ein Sattelschlepper oder sonst ein Straßenungetüm drüberfahren, und die Decke bricht ein.«

»Vielleicht, Papi, aber es besteht keinerlei Grund, das zu befürchten. Welche schweren Maschinen werden schon durch diese Villenstraße fahren . . .«

»Zugegeben, aber was macht es schon aus, den Schacht vier Meter tief zu graben. So haben wir drei Meter Erde zwischen der Tunneldecke und der Straße. Die einzige zusätzliche Arbeit ist, für den Ausstiegsschacht einen Meter mehr zu graben. Am Tunnel selbst ändert sich nichts. Außerdem sind wir mit vier Meter Tiefe fast sicher, die Bank an der Grundmauer zu erreichen oder sogar drunter. Wie viele Stockwerke hat das Gebäude?«

»Parterre und erster Stock.«

»Demnach können die Grundmauern nicht tiefer sein.«

»Gut, Papi. Wir gehen auf vier Meter Tiefe.«

»Wie willst du die Stahlkammern angehen? Ist die Alarmanlage einkalkuliert?«

»Meiner Meinung nach liegt da der Haken. Logischerweise sind die Alarmanlagen gewöhnlich außerhalb der Stahlkammern installiert. Sobald du keine Tür berührst, weder der Bank selbst noch der Stahlkammer, wird sich die Anlage kaum auslösen. Es gibt wahrscheinlich keine Anlage im Innern der beiden Räume. Trotzdem glaube ich, daß wir im Tresorraum die Stahlfächer neben der Eingangstür nicht anrühren sollten, und auch nicht die neben der großen Panzertür.«

»Ich bin deiner Meinung. Sicher bleibt das Risiko, daß sich während der Arbeit an den Geldschränken durch Vibration die Anlage auslöst. Aber wenn wir, wie gesagt, diese Vorsichtsmaßnahmen treffen, stehen die Chancen recht gut für uns.«

»Alles, Papi?«

»Hast du vorgesehen, den Tunnel zu verschalen?«

»Ja. In der Garage steht die Hobelbank, und es ist alles da, was für die Verschalung gebraucht wird.«

»Sehr gut. Und die Erde?«

»Zuerst wird sie über die ganze Gartenoberfläche verteilt, dann immer eine neue Lage drüber, und schließlich kommt an der ganzen Mauer entlang eine gewaltige Böschung von ein Meter Breite und so hoch wie möglich, ohne daß es wunderlich aussehen darf.«

»Gibt's rundum Neugierige?«

»Rechts keine Katze. Ein halbblinder Greis und seine ganz gebrechliche Alte, die sich jedesmal, wenn sie mich sehen, nicht genug entschuldigen können, weil ihr Hund vor unserem Gartentor seinen Haufen macht. Die linke Seite ist lästiger. Da gibt es zwei Kinder von acht und zehn Jahren, die ununterbrochen auf der Schaukel sitzen und sich so hoch schwingen, daß sie leicht sehen können, was sich hinter unserer Mauer abspielt.«

»Jedenfalls dürften sie nur einen Teil des Gartens sehen können, und nicht den, der an ihrer Mauer liegt.«

»Richtig, Papi. Nehmen wir nun an, daß der Tunnel fertig ist und wir unter der Stahlkammer angelangt sind. Es müßte eine große Höhle gemacht werden, um darin das Werkzeug unterzubringen und auch bequem arbeiten zu können, vielleicht zu

zweit oder zu dritt. Haben wir einmal die Mitte von jedem Raum lokalisiert, werden wir darunter je eine Höhlung von zwei zu zwei Metern machen.«

»Genau. Womit willst du die Stahlschränke angehen?«

»Das ist ein Punkt, den wir noch diskutieren müssen.«

»Also rede.«

»Man kann mit dem Schneidbrenner arbeiten, damit kenne ich mich aus, das ist mein Beruf. Man kann's auch mit dem Lichtbogen machen, kann ich auch, aber da ist eine Schwierigkeit: die Villa hat 120 Volt, und wir brauchen 220 Volt. Daher habe ich beschlossen, noch einen Kerl einzusetzen, von dem ich aber nicht will, daß er am Tunnel mitarbeitet. Er wird erst am Tag vor dem Durchbruch eintreffen.«

»Mit was?«

»Halt dich fest, Papi. Mit Thermit. Er ist ein wirklicher Meister in diesem Fach. Was sagt ihr jetzt?«

»Das macht dann fünf Anteile anstatt vier«, sagt Gaston.

»Dir wird's reichen, Gaston! Vier oder fünf, das bleibt sich gleich.«

»Ich bin für den Kerl mit Thermit, denn wenn ein Dutzend Stahlkisten zu öffnen sind, geht's schneller mit Thermit als mit irgendwas anderem.«

»Da haben wir also den Generalplan. Sind alle einverstanden?«

Alle sind einverstanden. Paulo empfiehlt uns noch eine Sache: Gaston und ich sollen tagsüber nicht die Nase vor die Tür stecken. Nur abends dürfen wir ab und zu, und so wenig wie möglich, ausgehen, immer in Schale, mit Krawatte usw. Niemals alle vier zusammen.

Wir gehen ins Nebenzimmer, das früher als Büro diente. Ein Loch von einem Meter Durchmesser und drei Meter Tiefe ist schon ausgehoben. Ich bewundere die Erdwände, die gerade und glatt sind wie Mauern, und dabei kommt mir der Gedanke an die Entlüftung.

»Wie steht's mit der Luft, hast du daran gedacht?«

»Wir werden Luft mit einem kleinen Kompressor durch Pla-

stikschläuche pumpen. Wenn der, der arbeitet, am Ersticken ist, pumpt ihm ein anderer Luft ins Maul, damit er weiterarbeiten kann. Ich habe so ein Ding in Caracas gekauft. Es arbeitet fast geräuschlos.«

»Und wenn man eine Klimaanlage nehmen würde?« gebe ich zu bedenken.

»Ich habe schon daran gedacht und auch so was in der Garage, aber das Ding haut fortwährend die Sicherungen durch«, erwidert Paulo.

»Hör mal, Paulo. Wer weiß, ob dem Kerl mit dem Thermit nicht was passiert. Wenn er nicht erscheint, geht es mit dem Schneidbrenner nicht schnell genug, und nur der Lichtbogen bringt es fertig. Wir müssen die 220 Volt kriegen. Damit dein Ansuchen verständlich erscheint, erklärst du, daß du einen Kühlschrank für das Fleisch brauchst und eine Klimaanlage, und weil du überdies in deiner Garage mit Holz bastelst, möchtest du dir eine kleine Kreissäge einrichten. Das kann doch kein Problem sein.«

»Du hast recht. Kriegen wir den 220er-Strom, haben wir viel gewonnen. Und jetzt — genug geredet! August ist ein König im Spaghettikochen. Wenn sie fertig sind, gehen wir zu Tisch«, beendet Paulo die Unterhaltung.

Das Mahl wird sehr heiter. Nachdem wir einige peinliche Erinnerungen ausgetauscht haben, kommen wir alle überein, sobald wir von der Vergangenheit sprechen, niemals wieder die Geschichten aus dem Knast heraufzubeschwören. Nur das Komische aus dieser Zeit, Frauengeschichten, die Sonne und das Meer, das Faulenzen. Wir lachen alle wie die Kinder. Niemand hat auch nur eine Minute Gewissensbisse bei dem Gedanken, die Gesellschaft an ihrem größten Symbol der Selbstherrlichkeit zu packen — einer Bank.

Ohne Schwierigkeiten bekommen wir den 220er-Strom, da sich der Transformator in der Nähe des Hauses befindet. Also kein Problem. Um den Schacht zu beenden, sind wir von der Hacke mit kurzem Stiel abgegangen, weil sie sich auf diesem kleinen Raum schlecht handhaben läßt. Wir zer-

schneiden die Erdbrocken mit einer Holzkreissäge, jedes Stück wird mit einem leicht zu handhabenden, kräftigen Setzholz herausgebrochen und in den Eimer gelegt. Eine Titanenarbeit, die sehr langsam vorangeht. Ins Haus dringt kaum das feine Surren der Kreissäge im Schacht, der jetzt schon vier Meter tief ist. Vom Garten aus hört man absolut nichts, also sind keine Scherereien zu befürchten.

Der Schacht ist fertig. Heute nehmen wir den Tunnel in Angriff. Und es ist Paulo, der mit dem Kompaß in der Hand den ersten Meter in sehr feuchter Lehmerde, die überall kleben bleibt, bewältigt hat. Wir arbeiten nicht mehr halbnackt, sondern in Overalls, die uns bis unter die Füße reichen. So sind wir, wenn wir nach dem Heraussteigen die Hosen ausziehen, rein wie ein Schmetterling, der aus der Puppe schlüpft. Bis auf die Hände natürlich.

Nach unseren Berechnungen wird es notwendig sein, dreißig Kubikmeter Erde heraufzuschaffen.

»Eine richtige Sträflingsarbeit!« mault Paulo.

Aber Schritt für Schritt kommen wir voran. »Wie Maulwürfe«, sagt August.

»Wir schaffen es, Freunde! Und wir werden fürs ganze Leben genug Zaster haben. Stimmt's, Papi?«

»Aber ja! Und ich, ich werde mir den Staatsanwalt und den falschen Zeugen vornehmen und ein Feuerwerk ersten Ranges auf dem Quai des Orfèvres Nummer 36 loslassen. An die Arbeit, Freunde, vorwärts! Wenn schon ihr es nicht eilig habt, Millionäre zu werden, dann denkt zumindest daran, daß es mir in manchen Nächten passiert, daß ich davon träume, daß mein Ankläger still und friedlich in seinem Federbett mitsamt seiner spitzen Zunge eines natürlichen Todes stirbt und daß sich mein Zeuge immer mehr an den Pelzen seines Herrn Papa bereichert und daß der Krieg dazu geführt hat, daß die Huren und Bullen nicht nur ihre Adresse gewechselt haben, sondern in die Heilsarmee eingetreten sind! Dann würde sich nämlich unsere Aktion für mich nicht mehr auszahlen. Es ist also nicht der Augenblick, Blödheiten zu reden oder Daumen zu drehen. Los, laßt mich ins

Loch runter. Ich werde noch ein paar Stunden arbeiten. Genug geredet.«

»Nur Ruhe, Papi! Wir sind alle nervös. Es geht wirklich nicht schnell, aber wir kommen immerhin vorwärts. Und dort vor uns, nicht einmal fünfzehn Meter entfernt, liegt die Schatzkiste. Schließlich hat jeder so seine Probleme. Schau dir den Brief von meinem Freund Santos an, den er mir aus Buenos Aires geschrieben hat.« Und Paulo zieht einen Brief aus der Tasche und liest ihn laut vor: »Lieber Paulo! Glaubst Du an Wunder, alter Kumpel? Jetzt sind es schon mehr als sechs Monate her, daß Du nicht zu Deinen beiden Weibchen gekommen bist, ja Du hast ihnen nicht ein Wort geschrieben, nicht einmal eine Karte. Du bist völlig gewissenlos. Sie wissen nicht, ob Du lebst oder tot bist oder in welchem Erdenwinkel Du Dich befindest. Es ist wirklich nicht lustig für mich, unter solchen Bedingungen Deine Suppe auszulöffeln. Jeden Montag wird das Theater immer unangenehmer: ›Was ist los? Wo ist er, unser Mann? Was macht er? Ich wette, er dreht wieder ein Ding. Ach? Daß er das nicht einmal satt kriegt! Er sollte lieber hier bei uns sein. Wir haben schon die Nase voll, mit dem Kopfkissen zu schlafen. Es ist das letztemal, daß ihr euren Anteil kriegt, verstanden? Entweder er kommt her, oder wir sind geschiedene Leute!‹ Streng Dich also etwas an, Paulo, schreib ein Wort, glaub nicht an Wunder. Jeden Tag kannst Du Deine beiden Mühlen verlieren, und dann ist es auch mit dem Mehl aus. Dein alter Kumpel Santos.«

»Ich aber glaube an Wunder«, fährt Paulo fort, »und das Wunder liegt da, vor uns. Ich und ihr, wir werden es durch unsere Intelligenz und unseren Mut zu fassen kriegen! Inzwischen wollen wir hoffen, daß die lieben Kinder noch lange genug aushalten, denn wir brauchen ihr Geld, um die Sache zu einem guten Ende zu führen.«

»Wir werden ihnen jeder eine Blume in den Hintern stecken«, sagt August, ganz hingerissen von diesem Gedanken.

»Das ist meine Angelegenheit«, sagte Paulo. »Ich bin der Künstler, der eines der schönsten Werke zustande bringt, die je von Gaunern ausgeführt wurden — sie sind bloß, allerdings

ohne es zu wissen, die stillen Teilhaber, und das ist eine große Ehre für sie, immerhin!«

Allgemeines Gelächter, ein ordentlicher Schluck Cognac, und ich bin bereit, die Zügel etwas schleifen zu lassen, damit alle zufrieden sind und ich mich ein wenig entspanne.

Kein Problem, die Erde über den Garten zu verteilen, der achtzehn Meter Länge und zehn Meter Breite hat. Wir breiten die Erde über die ganze Länge aus und berücksichtigen nur den Weg zur Garage. Aber da die herausgebrachte Erde zu verschieden ist von der anderen, lassen wir uns von Zeit zu Zeit einen Lastwagen Humus bringen. Alles geht bestens.

Und wir graben und graben, ziehen einen Eimer Erde nach dem anderen herauf! Wir haben den Tunnelboden sozusagen parkettiert, denn durch die Wassereinsickerungen wird der Boden ganz schlammig. Auf den Holzplanken jedoch gleitet der Eimer natürlich viel leichter, wenn man ihn mit dem Strick zieht.

So also arbeiten wir. Einer von uns befindet sich am Tunnelkopf, mit Kreissäge und Pickel gräbt er, reißt Steine und die Erde heraus und füllt damit den Eimer. Ein zweiter hält sich unten im Schacht auf und zieht den Eimer zu sich heran. Oben befindet sich der dritte, der den Eimer hochzieht und die Erde in einen Schubkarren auf Gummirädern leert. Wir haben einen Durchgang durch die Wand gemacht, die direkt an die Garage anschließt. Der vierte hat nichts zu tun, als den Schubkarren zu nehmen, durch die Garage zu gehen und höchst selbstverständlich damit im Garten zu erscheinen.

Wir arbeiten stundenlang, getragen von dem fanatischen Willen zu siegen. Es ist ein ungeheurer Energieaufwand. Die Arbeit in der Tunneltiefe ist schrecklich schwer zu ertragen, trotz der Klimaanlage und der Frischluft, die von einem Schlauch herangebracht wird, den man sich um den Hals hängt und an dem man ab und zu saugt. Ich bin übersät mit kleinen Hitzebläschen und habe zudem große Blasen am ganzen Körper. Man möchte glauben, es ist ein Nesselausschlag, überdies juckt es entsetzlich. Der einzige, der das nicht hat, ist Paulo, denn er beschäftigt sich ausschließlich mit dem Schubkarren und dem Verteilen

der Erde im Garten. Wenn man aus dieser Hölle rauskommt, braucht man sogar nach dem Abduschen mehr als eine Stunde, um sich zu erholen, normal zu atmen und, eingeschmiert mit Vaseline oder Kakaobutter, so etwas wie Wohlbehagen zu empfinden. »Jedenfalls sind es doch wir selber, die diese Sklavenarbeit wollten, oder? Niemand hat uns dazu gezwungen. Hilf dir also selbst, nimm dich zusammen, halts Maul, und der Himmel wird dir beistehen!« So rede ich mir gut zu und wiederhole es zwei-, dreimal am Tag gegenüber August, wenn der einen Wutanfall bekommt, daß er sich in so eine Sache eingelassen hat.

Wer abmagern will, dem rate ich, einen Tunnel unter eine Bank zu graben. Einfach phantastisch, wie geschmeidig man wird vom Bücken, Kriechen und Verrenken! Im Tunnel schwitzt man wie in der Sauna. Bei diesen Leibesübungen läuft man keine Gefahr, Fett anzusetzen, und man bekommt prachtvolle Muskeln. In jeder Hinsicht also ist die Plackerei positiv zu bewerten, um so mehr, als einen am Tunnelausgang die glänzende Entschädigung erwartet: die Schatzkammer.

Alles geht gut bis auf den Garten. Dadurch, daß er mit Erde bedeckt wird, hebt sich sein Niveau, und anstatt zu wachsen, sinken die Blumenpflanzen immer tiefer ein, was einigermaßen ungewöhnlich erscheinen muß. Wenn das so weitergeht, werden bald nur noch die Blattspitzen zu sehen sein. Wir finden einen Notbehelf: die Pflanzen kommen in Blumentöpfe, die in die frisch herangebrachte Erde hineingesteckt werden. Gut mit Erde abgedeckt, ist gar nichts zu sehen, und man könnte wetten, daß die Pflanzen aus dem Boden wachsen.

Allmählich beginnt die ganze Geschichte etwas lang zu dauern! Wenn wir uns wenigstens der Reihe nach ausruhen könnten. Aber keine Rede. Wir müssen immer alle vier dranhängen, damit der Arbeitsrhythmus klappt. Zu dritt würde es kein Ende nehmen, man müßte die Erde provisorisch in der Villa aufschütten, was zu gefährlich wäre.

Die Falltür zum Schacht ist millimetergenau eingepaßt. Wenn wir ausruhen, können wir ruhig die Tür zum Nebenzimmer offenstehen lassen, es ist absolut nichts zu bemerken. Beim Mauer-

durchbruch an der Garagenwand haben wir eine riesige Holzplatte aufgestellt, an der alle möglichen Bastelgeräte angehängt sind, und innen an der Hausseite wird ein schwerer Schrank vor das Mauerloch geschoben. Daher kann Paulo, wenn er einen Besuch empfangen möchte, dies ohne die geringste Befürchtung tun. Nur Gaston und ich verschwinden dann in unser Zimmer im ersten Stock.

Zwei Tage lang hat es ununterbrochen in Strömen geregnet, und der Tunnel ist überschwemmt. Da das Wasser fast zwanzig Zentimeter hoch steht, schlage ich Paulo vor, eine Handpumpe mit Schlauch kaufen zu gehen. Eine Stunde später ist sie zur Stelle. Wir pumpen mit kräftigen Handbewegungen — eine weitere Leibesübung — und saugen das Wasser ab, das wir hernach in den Hauptkanal schütten. Einen ganzen langen Arbeitstag haben wir damit verloren, rein für nichts.

Es ist nicht mehr weit bis zum Monat Dezember. Es wäre ausgezeichnet, wenn wir Ende November soweit sein könnten, schon unter der Bank, und die kleine Höhle bereits verschalt. Sollte der Bursche mit dem Thermit eintreffen, wird uns der heilige Nikolaus bestimmt zum Abschied die Schuhe füllen. Wenn der Bursche nicht kommt, haben wir beschlossen, mit dem Lichtbogen zu arbeiten. Wir wissen, wo ein solcher Apparat mit allem nötigen Zubehör zu finden ist. General Electric hat hervorragende Geräte dieser Art. Der Ankauf müßte vernünftigerweise in einer anderen Stadt geschehen.

Es geht vorwärts mit dem Tunnel. Gestern, am 24. November, haben wir die Grundmauern der Bank erreicht. Etwas mehr als drei Meter Tunnel und die Höhle sind noch zu machen, also ungefähr zwölf Kubikmeter Erde herauszuschaffen. Wir feiern das mit richtigem französischen Champagner.

»Er ist etwas grünlich«, sagt August.

»Um so besser, das ist ein gutes Zeichen: es ist die Farbe des Dollars!«

Paulo überschlägt, was uns noch zu tun verbleibt: sechs Tage fürs Herausschaffen der Erde, wenn nicht mehr —, drei Tage fürs Pölzen und Verschalen —, insgesamt: neun Tage.

»Wir haben den vierundzwanzigsten November, demnach wird am vierten Dezember alles okay sein, hundertprozentig.«

»Den Durchbruch beginnen wir Freitag um acht Uhr abends, da die Bank um sieben Uhr schließt. Wir haben die ganze Nacht von Freitag auf Samstag, den ganzen Samstag, die Nacht von Samstag auf Sonntag und den ganzen Sonntag. Wenn alles gutgeht, müßten wir uns am Montag, um zwei Uhr früh absetzen können. Insgesamt zweiundfünfzig Stunden harte Arbeit. Einverstanden?«

»Nein, Paulo, keineswegs einverstanden.«

»Warum nicht, Papi?«

»Um sieben Uhr früh kommt das Reinigungspersonal. Aus irgendeinem Grund kann der Wirbel also schon zu dieser Stunde losgehen, das heißt, daß wir zuwenig Vorsprung haben. Ich schlage also vor: wir schaffen es irgendwie, mit der Arbeit um achtzehn Uhr am Sonntag fertig zu sein, mit dem Aufteilen wird es dann zwanzig Uhr, grob gerechnet. Hauen wir um zwanzig Uhr ab, haben wir ein Minimum von elf Stunden Vorsprung, wenn der Wirbel um sieben Uhr früh losgeht, und dreizehn Stunden, wenn man erst um neun Uhr draufkommt.«

Schließlich sind wir alle mit meinem Vorschlag einverstanden. Während wir den Champagner trinken, legen wir Platten auf, die Paulo mitgebracht hat: Maurice Chevalier, die Piaf, Paris... Sein Glas vor sich, träumt jeder dem großen Tag entgegen. Er ist da, fast kann man ihn mit dem Finger berühren.

Papi, die Rechnung wirst du in Paris bald bezahlen lassen können. Wenn alles gutgeht, wenn das Glück mir treu bleibt, werde ich von Frankreich nach Callao zurückkehren, um Maria zu holen. Meinen Vater sehen, das hebe ich mir für später auf. Armer und so wunderbarer Vater! Er wird warten müssen. Wenn ich mich einmal gerächt und mir eine Existenz geschaffen habe, wird das nicht lange dauern.

Am übernächsten Tag nach dem Champagnerfest ist es dann passiert, aber wir haben es erst einen Tag später gewußt. Wir sind in einer 120 Kilometer entfernten Stadt eine Reihe von Lichtbogen-Schweißgeräten und Schneidbrennern der General

Electric ansehen gewesen. In sehr korrekter Kleidung sind mein Kumpel und ich zu Fuß hingegangen und haben dann Paulo und August zwei Kilometer davon im Wagen wiedergetroffen.

»Wir haben diesen kleinen Ausflug wahrlich verdient, was, Freunde? Holt Luft, pumpt euch die Lungen voll mit dem herrlichen Wind der Freiheit!«

»Du hast recht, Paulo. Fahr nicht zu schnell, damit wir Zeit haben, die Landschaft zu genießen!«

Auf zwei verschiedene Pensionen verteilt, verbringen wir drei Tage in diesem hübschen Hafenort, gesteckt voll mit Schiffen und überschäumend von einer buntgemischten, fröhlichen Bevölkerung. Jeden Abend finden wir uns alle vier zusammen. »Kein Nachtclub, kein Bordell, keine Straßenmädchen — wir sind auf einer Geschäftsreise, ihr Kumpel!« hat Paulo uns gesagt. Er hat recht. Zusammen mit ihm bin ich den für uns geeigneten Apparat ansehen gegangen. Er ist ganz große Klasse, muß aber bar bezahlt werden, und wir haben nicht genug Geld bei uns. Paulo telegraphiert nach Buenos Aires und gibt glücklicherweise die Adresse der Pension an, in der er hier abgestiegen ist. Er hat sich entschlossen, uns in die Villa zurückzubringen und ein oder zwei Tage später allein wiederzukommen, um das Geld und den Apparat abzuholen. Nach den drei Ferientagen, in bester Stimmung, fahren wir los.

Wie gewöhnlich setzt Paulo uns beide, Gaston und mich, an der Ecke der kleinen Straße ab. Die Villa ist an die hundert Meter entfernt. Wir setzen uns friedlich in Marsch, glücklich bei dem Gedanken, unser Meisterwerk von einem Tunnel wiederzusehen, als ich mit einem Ruck den Arm von Gaston packe und ihn festhalte. Was spielt sich vor unserer Villa ab? Polizei ist da, ein Dutzend Personen, dann sehe ich zwei Feuerwehrleute in der Mitte der Straße aus dem Boden steigen. Mehr brauche ich nicht zu sehen — alles klar! Der Tunnel ist entdeckt worden! Gaston beginnt zu zittern, als hätte er Fieber, und dann kann er zwischen seinen klappernden Zähnen nichts Gescheiteres hervorstammeln als: »Sie haben unseren schönen Tunnel eingedrückt! Oh diese Scheißbande! Unseren schönen Tunnel!«

Just in diesem Augenblick schaut ein Kerl, dem man die Polizistenschnauze auf einen Kilometer ansieht, zu uns her. Aber die gesamte Situation kommt mir so komisch vor, daß ich in ein so herzliches, echtes Lachen ausbreche, daß, wenn der Bulle auch nur den leisesten Verdacht unsererwegen gehabt hat, dieser Verdacht sofort wieder er stirbt.

Langsam wenden wir uns um, drehen unserem Meisterwerk den Rücken zu und gehen ohne Eile davon. Aber jetzt muß rasch gehandelt werden.

Ich frage Gaston: »Wieviel hast du bei dir? Ich habe ungefähr sechshundert Dollar und tausendfünfhundert Bolivar. Und du?«

»Ich habe zweitausend Dollar in meinem Stöpsel.«

»Am besten, wir trennen uns hier, Gaston.«

»Was wirst du machen, Papi?«

»Ich will zu dem Hafenort zurückkehren, woher wir gekommen sind, und versuchen, mich einzuschiffen, wohin der Kahn auch fährt, aber wenn möglich direkt nach Venezuela.«

Wir können uns nicht auf offener Straße umarmen, aber während wir uns fest die Hände drücken, sind die Augen von Gaston ebenso feucht wie meine. Nichts verbindet die Menschen mehr als gemeinsam erlebte Abenteuer und Gefahren.

»Viel Glück, Gaston!«

»Verdammte Scheiße, Papi!«

Paulo und August sind auf verschiedenen Wegen entkommen. Der eine nach Paraguay, der andere nach Buenos Aires. Die Frauen von Paulo brauchen nicht mehr mit dem Kopfkissen zu schlafen. Ich konnte eine Schiffspassage nach Porto Rico finden. Von dort nahm ich das Flugzeug nach Kolumbien, dann ein Schiff nach Venezuela.

Erst einige Monate später erfuhr ich, was passiert war: Ein Hauptwasserrohr war in der Alleestraße geplatzt, an der die Bank lag, und der Verkehr wurde über die Parallelstraßen umgeleitet. Ein schwerer, mit Eisenstangen beladener Lastwagen fuhr durch unsere Straße und brach mit den Hinterrädern in unseren Tunnel ein. Staunen, große Aufregung, Polizei — und dann ging ihnen schnell ein Licht auf.

Weihnachten in Caracas. Alle großen Straßen sind festlich beleuchtet. Überall wird gesungen, in diesem Rhythmus, den nur die Leute aus dem Volk richtig im Blut haben. Alle sind fröhlich, nur ich bin durch den aufgeflogenen Tunnel etwas deprimiert. Aber ich bin nicht einmal richtig verbittert, wir haben eben gespielt — und verloren. Hauptsache, ich lebe noch und bin frei, freier als je zuvor. Und Gaston hat ja doch recht gehabt: es war ein schöner Tunnel!

Langsam bringen die Lieder über das kleine Jesuskind auch mich in Weihnachtsstimmung; als ich mich dann richtig beruhigt habe, und der Tunnelschock überwunden ist, schicke ich Maria ein Telegramm: »Maria, möge dieses Weihnachtsfest Deinem Haus Glück bringen, in dem Du mir so viel gegeben hast.«

Den Weihnachtstag habe ich im Spital mit Piccolino verbracht. Er ist aufgestanden, und im kleinen Garten des Spitals haben wir beide, auf einer Bank sitzend, unser Fest verbracht. Ich habe uns zwei *hallacas* gekauft, eine Spezialität, die nur zu Weihnachten gebacken wird, die teuersten und besten, die ich gefunden habe, und dazu zwei kleine Flaschen echten Chianti.

Ein Armeleuteweihnachten? O nein! Ein Weihnachtsfest der Reichen, der Superreichen! Weihnachten der völligen Freiheit — und ich kann mir sogar *hallacas* und Chianti leisten. Ein Weihnachten ohne Schnee in Caracas, nur mit vielen, vielen Blumen in diesem kleinen Spitalsgarten, ein Weihnachten der Hoffnung für Piccolino, weil seine Zunge nicht mehr aus dem Mund hängt und auch der Speichel nicht mehr rinnt, seit er behandelt wird. Ja, für ihn ist es ein wunderbares Weihnachten, er kann sogar klar und verständlich »ja« sagen, als ich ihn frage, ob ihm die *hallacas* schmecken.

Aber es ist schon beschissen schwer, sich ein neues Leben

aufzubauen! So vergehen einige sehr schwierige Wochen, aber ich verliere den Mut nicht, denn zwei Sachen habe ich für mich: erstens ein unerschütterliches Vertrauen in die Zukunft und zweitens meine Lebenslust, die mir niemand wegnehmen kann. Selbst wenn ich wirklich gut daran tun würde, mir Sorgen zu machen, genügt die geringste Kleinigkeit auf der Straße oder im Restaurant, um mich zum Lachen zu bringen, und wenn ich irgendwo einen Kumpel aufstöbere, kann ich mit ihm einen ganzen Abend verbringen, ohne an meine Probleme zu denken. Ganz wie ein Zwanzigjähriger. Aber das hält für den Rest der Zeit bei Laune.

Doktor Bougrat hat mir in seinem Labor für Kosmetikartikel eine kleine Arbeit verschafft. Viel verdiene ich nicht, aber es reicht, um ordentlich, ja fast elegant gekleidet zu sein, und meine Jugend besorgt das übrige. Bald gebe ich diese Arbeit auf und lasse mich von einer Ungarin einstellen, die in ihrer Villa eine kleine Joghurtfabrik aufgezogen hat. Und dort lerne ich einen Flieger kennen, dessen Namen ich hier nicht nennen will, weil er später Pilot bei der Air France geworden ist und auch heute noch Linienmaschinen fliegt. Nennen wir ihn Carotte.

Er arbeitet auch mit in der venezolanischen Produktion von ungarischem Joghurt, und zusammen verdienen wir genug, um ein halbwegs lustiges Leben zu führen. Jeden Abend verbringen wir in den Lokalen von Caracas, und manchmal können wir uns auch ein Glas an der Bar des Hotels Majestic leisten. Es gibt es leider nicht mehr, dabei war es der einzig wirklich moderne Ort in der ganzen Stadt.

Und gerade da, in einem dieser Augenblicke, wo man sich denkt, jetzt kann wirklich nichts Neues mehr kommen, geschieht ein Wunder. Eines Tages ist Carotte verschwunden. Ich habe ihn später nie gefragt, was er eigentlich getrieben hat, schließlich hat jeder Mensch das Recht auf sein Privatleben. Jedenfalls taucht er wenige Tage später wieder auf und hat aus Amerika ein kleines zweisitziges Aufklärungsflugzeug mitgebracht. Ein herrliches Stück. Und was will er damit anfangen, frage ich ihn.

Er lacht, und sagt mir: »Ich weiß noch nicht, aber wir können uns ja zusammentun.«

»Und dann?«

»Wir werden schon etwas finden. Hauptsache, wir haben etwas zu lachen und es bringt ein bißchen Kies ein.«

Die Ungarin scheint sich keine großen Illusionen über die Dauer unserer Tätigkeit bei den Joghurttöpfen gemacht zu haben, denn sie wünscht uns viel Glück — und nun beginnt für uns ein herrlicher, unwahrscheinlich verrückter Monat.

Mein Gott, was haben wir mit dem Flugzeug nicht alles angestellt!

Carotte ist als Pilot ein As. Während des Krieges hat er französische Agenten aus England eingeflogen und in der Nacht auf einsamen Feldern abgesetzt, während ihm oft nur die Taschenlampen der Leute von der Résistance anzeigten, wo das Landefeld war. Er ist ein Draufgänger und unwahrscheinlich lustig. Ich erinnere mich, wie er eines Tages, nur weil er einer braven Alten, die unter uns in ihrem Garten ihre Notdurft verrichtet, einen gehörigen Schreck einjagen will, so plötzlich eine Rechtskurve fliegt, daß ich aus Angst beinahe die Hose verliere.

Ich war von unserem Flugzeug und den Abenteuern so begeistert, daß ich, als uns das Geld für Benzin ausgegangen war, die herrliche Idee hatte, einen fliegenden Verkaufsdienst aufzuziehen!

Der Mann hieß Coriat und hatte in Caracas ein Kleidergeschäft, das »Almacen Rio«. Coriat, ein unauffälliger Israeli, mittelgroß, dunkel, intelligentes Gesicht, sprach ein ausgezeichnetes Französisch. Er arbeitete mit seinem Bruder zusammen, und sein Geschäft ging mehr als gut. In der Abteilung für Damenkleidung hatte er immer die neuesten und modernsten Sachen, er importierte alles aus Paris. Wir hatten also genug Auswahl, um für unsere Verkaufstouren schöne Kleider mitzunehmen.

Also vertraut er mir eine ganze Reihe seiner Artikel an, die wir erst bei unserer Rückkehr abzurechnen haben. Verkaufen sollen wir den Kram mit unserem Flugzeug in den entfernten Provinzen des Landes.

Aber wir fliegen, wann und wohin es uns paßt, und bleiben aus, solange wir wollen. Obwohl wir recht schön verkaufen, reicht das Geld nicht, und Coriats Anteil geht für Benzin drauf. Es bleibt ihm nichts, überhaupt nichts.

Unsere besten Kundinnen sind die Bordellmädchen, und wir besuchen sie auch recht oft. Die bunten Blusen, die modischen Hosen, die geblühten Röcke, die seidenen Halstücher und der ganze Kram waren für sie natürlich eine große Versuchung, wenn ich sie auf einem Tisch in der Halle des Bordells ausgebreitet hatte und meinen Reklamemonolog vom Stapel ließ.

»Und hören Sie mir gut zu, meine Damen. Das alles ist für Sie nicht etwa ein unnützer Luxus. Es ist vielmehr, wenn ich so sagen darf, eine Investition für Ihre Arbeit, denn je mehr schöne Kleider Sie haben, desto mehr Kunden kommen. Und nun zu jenen von Ihnen, die nur ans Sparen denken: ich kann Ihnen versichern, daß es ein Unsinn ist, mir nichts abzukaufen. Warum? Weil es klar ist, daß alle gutangezogenen Damen für Sie zu ernstesten Konkurrentinnen werden!«

Die Bordellbesitzer hingegen sahen unsere Geschäfte gar nicht gern, weil sie das von den Mädchen erarbeitete Geld viel lieber in ihren eigenen Taschen klimpern hören wollten. Viele von ihnen verkauften nämlich selbst »Arbeitskleidung«, sogar auf Kredit. Diese miesen Bordellhunde wollten einfach alles selbst einstecken!

Oft fliegen wir auch nach Puerto La Cruz, weil ganz in der Nähe, in der kleinen Stadt Barcelona, ein sehr guter Flughafen ist. Und im besten Bordell der Stadt, in dem sechzig Mädchen arbeiten, ist der Besitzer ein mieser Kerl, aufgeblasen wie ein Luftballon und frech wie ein Taxichauffeur. Er kommt aus Panama, und auch seine Frau, eine sehr nette Venezolanerin, kann uns nicht helfen, weil einfach er das große Wort führt. Unmöglich, auch nur für eine einzige Stunde unsere Koffer zu öffnen, geschweige denn die Kleider auf einem Tisch auszubreiten.

Aber einmal treibt er es doch zu weit. Schmeißt dieser Idiot doch eine Frau hinaus, nur weil sie mir mein eigenes Halstuch abgekauft hat. Unsere Diskussion wird ziemlich ungemütlich,

und zu guter Letzt sagt uns auch noch der anwesende Polizist, wir sollen gehen und nie mehr die Füße hierher setzen.

»Okay, du Aas von einem beschissenen Bordellwirt«, sagt Carotte. »Zu Fuß kommen wir nicht mehr hierher, aber durch die Luft! Und daran kannst auch du uns nicht hindern.«

Was er damit gemeint hat, verstehe ich erst am nächsten Morgen, als wir Barcelona verlassen, und Carotte mir, schon im Flugzeug, durch die Sprechanlage sagt: »Jetzt gehen wir noch dem Idioten im Bordell guten Tag sagen. Hab keine Angst und halte dich gut an.«

»Was willst du tun?« frage ich.

Aber er antwortet nicht mehr, und als das Bordell in Sicht ist, steigt er etwas auf und schießt dann mit voller Kraft im Sturzflug darauf zu. Er fliegt unter der Hochspannungsleitung durch, reißt die Maschine dann ganz knapp über das Dach, das an vielen Stellen schon so wacklig ist, daß es unter dem Luftdruck wie bei einem Kartenhaus zusammenfällt und wir von oben Einblick in die Zimmer samt Benutzern haben. Noch eine Kurve, und dann sind wir wieder über dem Bordell und betrachten uns in aller Ruhe das Spektakel. Ich habe nie etwas Komischeres gesehen als diese nackten Huren mit ihren Kunden in den kleinen Schachtelzimmern ohne Deckel, mit ihren drohend erhobenen Fäusten, wie sie zu uns heraufdeuteten, weil wir sie entweder bei ihrer Arbeit gestört oder aus ehrlich verdientem Schlaf geweckt haben.

Wir sind nie zurückgekehrt, denn außer dem Besitzer waren jetzt sicher auch die Frauen auf uns schlecht zu sprechen. Viel später habe ich durch Zufall eine von ihnen wiedergetroffen, und sie war ehrlich genug, mit mir über dieses Abenteuer zu lachen. Es soll damals einen fürchterlichen Wirbel gegeben haben, und das fette Schwein von Besitzer mußte persönlich das Dach reparieren.

Carotte und ich haben die Natur wahnsinnig gern, und oft fliegen wir einfach los, nur um uns ein schönes Plätzchen zu suchen. Auf diese Art haben wir durch Zufall einen der schönsten Orte gefunden, die es gibt. Nach zweihundert Kilometer offe-

nem Meer fanden wir eine Inselgruppe, Los Roques. Mehr als dreihundertsechzig kleine und kleinste Inseln liegen im offenen Meer in einem Oval verstreut, drängen sich aneinander und bilden eine Art See mitten im hellen, grünklaaren Wasser, das bis auf 20 oder 25 Meter Tiefe den Grund erkennen läßt. Zu dieser Zeit gab es noch keine Landebahn, aber wieder und wieder überflogen wir »unsere« Inseln, bevor wir an die 50 Kilometer entfernt auf Las Aves, einer größeren Insel, landeten.

Carotte war wirklich ein unglaublicher Pilot. Einmal, als der Strand zu abschüssig war, landeten wir, während eine Tragfläche schon im Wasser war und die andere noch den Sand durchwühlte.

Isla de las Aves, die Vogelinsel. Tausende von ihnen sind da, und sie sind ganz grau, außer wenn sie klein sind, dann ist ihr Gefieder weiß. Wir haben sie »Blödu« getauft, weil sie eher blöd und dumm waren und sich vor dem Menschen nicht fürchteten. Es ist ein unwahrscheinliches Gefühl, so zu zweit nackt auf dieser glatten, kuchenförmigen Insel zu liegen, während die Vögel auf einem herumklettern und sich streicheln lassen, völlig ohne Furcht, weil sie noch nie einen Menschen gesehen haben. Stundenlang liegen wir einfach im Sand und lassen uns auf dem schmalen Strand, der rund um die ganze Insel verläuft, von der Sonne bräunen.

Wir spielen mit den Vögeln. Manche interessieren sich brennend für die neuen Inselbewohner und picken auf unseren Gesichtern oder in den Haaren herum. Wir schwimmen, dann liegen wir wieder in der Sonne, und wenn wir Hunger haben, finden sich immer ein paar Langusten, die wir im Wasser fangen können. Man muß nur flink genug sein, sonst entwischen sie einem, und dann braten wir sie am offenen Feuer. Schwer ist nur, genug trockene Pflanzen fürs Feuer zu finden, denn die Insel ist fast ratzekahl.

Und wenn wir dieses herrlich frische Langustenfleisch essen, dazu einen herben Weißwein trinken, von dem wir immer einige Flaschen an Bord haben, auf diesem unberührten Strand, nichts als Meer, Sonne und Vögel rund um uns, ist für uns das Paradies

so greifbar nahe, daß wir gar nicht zu sprechen brauchen, um uns in dieser wunderbaren Zweisamkeit zu verstehen.

Wenn wir abends abfliegen, ist unser Herz von Sonne und Freude so übertoll und das Leben so schön und frei von Sorgen, daß wir uns nicht einmal darum kümmern, wie wir das Benzin für diesen Flug bezahlen sollen, den wir nur gemacht haben, um Schönes und Unerwartetes zu erleben.

Auf Las Aves haben wir eine große Grotte entdeckt, in die nur bei Ebbe Luft und Licht kommt, sonst ist sie überschwemmt. Ich bin begeistert. Zu Fuß kommt man gar nicht hinein, man muß schwimmen, und das Wasser ist klar und gar nicht tief, einen Meter vielleicht. Drinnen sind die Wände wie von tausenden Zikaden bedeckt. Es sind natürlich keine, sondern winzige Langusten, die sich an den Fels klammern. Wir bleiben oft sehr lange in der Grotte, aber wir stören die kleinen Tiere nie. Nur wenn ein dicker Tintenfisch Appetit auf Langustenbabys hat und seine Fangarme nach ihnen ausstreckt, mischen wir uns ein. Schnell ziehen wir ihm die fleischige Kappe über den Kopf und lassen ihn liegen, bis er sich langsam zersetzt. Wenn er überhaupt dazukommt, denn für die Krabben ist er ein Festschmaus.

Oft flogen wir auch abends hin, um auf Las Aves die Nacht zu verbringen. Jeder hatte eine große Taschenlampe mit, und damit fingen wir große Langusten, meist bis zu zwölfhundert Gramm schwer, die wir in Säcke steckten. Beim Abflug von Carlota, dem Flugplatz mitten in Caracas, hatten wir unsere Ware zurückgelassen, so daß wir bis zu 400 Kilogramm Langusten transportieren konnten. Es war ein Wahnsinn, die Maschine so zu belasten, aber wir hatten unseren Spaß an allem. Wir kamen kaum vom Boden hoch, und was die Höhe anging, so hatten die Sterne von uns nichts zu befürchten. Das Flugzeug hatte Mühe, die fünfundzwanzig Kilometer in dem Tal, das von der Küste zur Hochebene nach Caracas hinaufführt, zu schaffen, und manchmal waren wir drauf und dran, die Hausdächer zu streifen. Die lebenden Langusten verkauften wir dann zum lächerlichen Preis von zweieinhalb Bolivar pro Stück. Es reichte gerade für Benzin und Hotelrechnung. Oft aber kamen wir auch ohne

Beute zurück, wenn wir uns beim Langustenfang Verletzungen zugezogen hatten. Und wenn schon, was kümmerte es uns, wir lebten gut, und das war die Hauptsache.

Einmal wollten wir nach Puerto La Cruz, als Carotte mir über das Bordtelefon sagte: »Papi, es geht sich mit dem Benzin nicht aus, wir werden in San Tomé landen, auf der Landebahn der Erdölgesellschaft.« Wir überflogen das Terrain, um ihnen zu verstehen zu geben, daß wir landen wollten, aber diese Idioten hatten nichts Besseres zu tun, als mitten auf ihre schöne Landebahn einen Tankwagen zu dirigieren. Sollte der Teufel wissen, ob da Wasser oder Benzin drinnen war! Aber Carotte hatte gute Nerven und ließ sich von mir und meinen Argumenten nicht einschüchtern. Er sagte nur: »Halt dich gut fest, Papi« und steuerte auf eine ziemlich breite Straße zu, auf der er dann auch ohne allzugroße Schwierigkeiten aufsetzte. Aber die Maschine hatte noch Geschwindigkeit am Buckel und schlitterte auf der Straße weiter, bis zu einer Kurve, aus der plötzlich ein mit Ochsen beladener Lastwagen auftauchte. Unsere Schreie gingen wohl im Quietschen der Bremsen unter, und hätte der Chauffeur nicht die Herrschaft über seinen Wagen verloren, der mit Anhänger und Tieren im Graben landete, wäre es mit uns vorbei gewesen. Wir springen von unserem Flugzeug, und Carotte hat alle Mühe, die Fluchkanonade des Chauffeurs, noch dazu eines Italieners, etwas einzudämmen: »Hilf uns, das Flugzeug auf die Seite zu schieben, fluchen kannst du später immer noch.« Der Itaker zittert noch immer am ganzen Leib und ist totenbleich. Wir helfen ihm dann auch, seine Tiere einzufangen, die aus dem zerstörten Anhänger geflüchtet sind.

Carottes virtuosos Landemanöver hat damals nicht wenig Staub aufgewirbelt. Die Regierung kaufte ihm das Flugzeug ab und stellte ihn als Ausbilder am Flughafen von Carlota ein.

Damit war mein Fliegerleben zu Ende. Schade, ich hatte mir von Carotte einiges zeigen lassen, und es ging schon ganz gut. Der einzige, der bei der Angelegenheit draufzahlte, war Coriat, und seltsamerweise hat er uns nicht verklagt. Jahre später habe ich ihm alles ersetzen können.

Im Augenblick habe ich nicht nur das Flugzeug und meine Joghurtstelle bei der Ungarin verloren, sondern ich tue auch gut daran, die Innenstadt von Caracas zu meiden, weil es nicht sehr angenehm sein dürfte, plötzlich auf Coriat zu stoßen. Die Lage ist also wieder einmal nicht sehr brillant.

Carotte treffe ich noch oft in einem kleinen Lokal, das ein alter Franzose führt, ein Pensionist von der Compagnie Transatlantique. Eines Abends sitzen wir gerade beim Domino, mit einem alten Kumpel von Guayana, der sich jetzt schlecht und recht durch den Verkauf von Parfüm über Wasser hält, und einem spanischen Republikaner, als zwei Männer ins Lokal treten. Obwohl es schon Nacht ist, tragen sie dunkle Brillen. Ob hier nicht oft ein Franzose herkommt, ein Flieger, fragen sie.

Carotte steht auf. »Das bin ich.«

Ich betrachte mir inzwischen die beiden näher, und trotz der Sonnenbrillen erkenne ich den einen. Ich bin so gerührt, daß ich kaum reden kann. Ich stehe auf, aber da hat er mich schon erkannt.

»Papi!«

Es ist Léon, einer meiner besten Kumpel aus dem Bagno, ein großer Bursche mit schmalem, kantigem Gesicht, großzügig, treu, ein Mensch. Es ist nicht der richtige Moment für große Wiedersehensszenen, und so stellt er mich einfach seinem Begleiter vor. Pedro, der Chilene. Wir setzen uns in eine Ecke, und Léon erklärt mir vor einem Glas Wein, daß er ein kleines Flugzeug mit Piloten braucht. Man habe ihm von dem Franzosen erzählt.

»Der Flieger ist da«, wirft Carotte ein. »Nämlich ich. Aber das Flugzeug ist weg.«

»Schade«, sagt Léon. Das ist alles.

Carotte kehrt wieder zu der Dominorunde zurück, wo mich inzwischen ein anderer vertritt. Pedro hat sich an die Bar verzogen, so daß wir beide in Ruhe sprechen können.

»Nun, Papi?«

»Nun, Léon?«

»Das letztmal, vor mehr als zehn Jahren...«

»Ja, du kamst gerade heraus, mich lieferten sie ein. Und, es geht dir gut, Léon?«

»Gar nicht schlecht. Und dir, Papi?«

Mit ihm kann ich offen reden.

»Ich sage es dir offen, Léon, meine Lage ist ziemlich beschissen. Es ist nicht leicht, sich wieder einzuleben. Und dann, du weißt es selbst, man kommt zwar mit den besten Vorsätzen aus dem Knast, aber das Leben ist nicht leicht, wenn du keinen Beruf hast und nur ans Abenteuer denkst.

Hör mir zu, Léon, du bist älter als ich, und du bist auch nicht wie die anderen. Mit dir kann ich offen reden. Verstehst du, diesem Land verdanke ich alles. Ich bin hier in die Freiheit gekommen, und ich habe mir versprochen, dieses Land zu respektieren, nichts zu tun, was schlecht ist. Aber es ist schwer. Wenn ich nicht in Paris noch einige Hühnchen zu rupfen hätte, du kannst mir glauben, daß ich mir hier ein Leben aufbauen würde, auf ehrliche Weise. Aber ich kann nicht darauf warten, daß diese Dreckskerle sterben, bevor ich ankomme.

Wenn ich die Jugend in diesem Land sehe, wie sie das Leben liebt und sich keine Sorgen macht, dann kann ich nicht anders, ich denke an meine Jugend zurück, an all die Jahre, die man mir gestohlen hat. Und dann sehe ich wieder Cayenne vor mir, dieses versaute Bagno, in dem man mich dreckiger behandelt hat als einen räudigen Hund. Bei jedem Juwelier, bei jedem Geschäft, wo ich sicher das finde, was mir fehlt, das Geld, kann ich nicht anders, als mir auszudenken, wie ich es anstellen könnte, um hineinzukommen und den Kies an mich zu bringen. Bis jetzt habe ich diese schwierige Partie gegen mich selbst immer noch gewinnen können. Aber ich habe Angst, Angst vor mir selbst, daß ich eines Tages der Versuchung nicht mehr widerstehen können. Ich frage mich manchmal, ob ich überhaupt eines Tages von ehrlicher Arbeit werde leben können. Es ist unmöglich, auf ehrliche Art die riesige Summe zusammenzubekommen, die ich für meine Rache brauche. Léon, ich sage es nur dir: ich bin am Ende.«

Der große Léon hat mir zugehört, ohne ein Wort zu sagen, er hat mich nur angesehen, ganz genau angesehen. Wir trinken dann noch einen, aber es wird kaum dabei gesprochen. Er steht auf, und wir verabreden uns für den nächsten Tag, zum Mittagessen, mit Pedro, dem Chilenen.

Wir treffen uns in einem ruhigen kleinen Restaurant mit schattigem Garten. Draußen ist es heiß.

»Ich habe über das nachgedacht, was du mir gesagt hast, Papi. Hör zu, ich sage dir, warum wir hier in Caracas sind.«

Sie sind nur auf der Durchreise hier und wollen in einen anderen südamerikanischen Staat, um sich dort ernsthaft um ein Versatzamt zu kümmern, in dem nach Angaben eines der Angestellten und nach ihren eigenen Schätzungen genug Juwelen aufgestapelt sind, um jedem von ihnen einen ausreichenden Packen Dollar zu verschaffen. Deswegen hat er auch Carotte gesucht, aber das ist ja jetzt vorbei.

»Wenn du willst, Papi, kannst du mitkommen«, meint Léon abschließend.

»Ich habe keinen Paß, und auch mit meinem Geld schaut es eher düster aus.«

»Um den Paß kümmern wir uns, nicht wahr, Pedro?«

»Geschenkt. Du hast ihn schon in der Tasche. Wir besorgen dir irgendeinen Namen, und so bist du offiziell nicht einmal aus Venezuela ausgereist.«

»Wie hoch sind ungefähr die Spesen?«

»An die tausend Dollar, denn die Reise kostet auch. Hast du sie?«

»Ja.«

»Na, was gibt's da noch zu zögern, bei deiner Lage!«

Und im Anschluß an dieses Gespräch finde ich mich zwei Wochen später etwas außerhalb einer südamerikanischen Hauptstadt beim Eingraben meines Anteils der Beute.

Die Arbeit war gut organisiert und lief ohne Schwierigkeiten ab. Der Einstieg ging über ein Krawattengeschäft, das neben der Leihanstalt lag. Léon und Pedro waren mehrmals hingegangen und hatten Krawatten gekauft, um sich die Bauweise des

Türschlosses einzuprägen und die Stelle zu finden, wo man am besten die Brandmauer durchbrechen könnte. Safes hatten sie keine, nichts als endlose Reihen von gesicherten Schränken. Samstag um zehn Uhr abends stiegen wir ein, fertig waren wir am Sonntag um 23 Uhr.

Alles ohne die geringste Schwierigkeit, und jetzt stehe ich am Fuß eines großen, sicher hundertjährigen Baums außerhalb der Stadt und vergrabe meinen Anteil, der in einer blechernen Brotschachtel verwahrt ist. Der Ort ist auch leicht wiederzufinden: ich habe nicht nur ein Zeichen in den Baum geritzt, sondern man sieht ihn schon von weitem. Er ist der erste von einem kleinen Wäldchen, gleich rechts nach einer Brücke. Beim Zurückfahren werfe ich Schaufel und Hacke in einen Graben.

Abends treffen wir uns alle drei in einem schicken Restaurant. Wir kommen natürlich jeder für sich an und tun so, als würden wir uns durch Zufall treffen, bevor wir uns zusammen zum Essen setzen.

Jeder hat seinen Anteil versteckt, Léon bei einem Freund, Pedro im Wald, wie ich.

»Verstehst du«, erklärt mir Léon, »es ist besser, wenn jeder sein eigenes Versteck hat, so weiß keiner vom anderen, wo er seinen Anteil hat. In Südamerika macht man das oft, denn wenn einer von der Polente geschnappt wird und sie ihn zum Reden bringen, weiß er von den anderen nichts. Aber abgesehen davon, Papi, bist du mit deinem Anteil zufrieden?«

»Ja, ich muß sagen, ich glaube, wir haben jedes einzelne Stück richtig geschätzt. Alles in Ordnung, ich bin zufrieden.«

Alles war also in Ordnung, und alle waren zufrieden.

»Hände hoch!«

»Was denn!« schreit Léon. »Seid ihr verrückt?«

Mehr zu sagen, hat er keine Zeit, und im Handumdrehen sind wir niedergeknüppelt, gefesselt und aufs Polizeipräsidium gebracht. Nicht einmal die Austern haben wir fertigessen können.

Na, in diesem Land ist die Firma Polyp & Co. nicht von schlechten Eltern. Die ganze Nacht hat es gedauert, acht Stunden waren es mindestens.

Erste Frage: »Habt ihr Krawatten gern?«

»Scheiße.«

Und so weiter. Um fünf Uhr früh sind wir nur noch unförmige Fleischklumpen. Und die Polypen ärgern sich wie die Wahnsinnigen, daß sie nichts aus uns herausbringen. »Also gut, da euch heiß ist und ihr Fieber habt, werden wir für Abkühlung sorgen.« Wir können kaum noch stehen, als sie uns in die grüne Minna verfrachten. Wenige Minuten später halten wir vor einem riesigen, häßlichen Gebäude. Die Polypen gehen hinein, und wenig später sieht man Arbeiter herauskommen. Befehl der Polizei, nehme ich an. Und dann sind wir dran, jeder von uns wird von zwei Polypen gestützt, oder vielmehr geschleppt.

Ein langer Gang, rechts und links Stahltüren, und über jeder eine Art Uhr mit einem Zeiger. Thermometer. Und da kapiere ich, daß wir in den Kühlkammern eines Schlachthofes sind.

An einer Stelle des Gangs, wo mehrere Tische sind, bleiben wir stehen.

»Nun«, meint der Oberpolyp. »Zum letztenmal. Wir sind hier in den Kühlkammern eines Schlachthofs. Ihr versteht, was ich sagen will? Also, wo sind die Juwelen und das andere Zeug?«

»Wir haben weder Juwelen noch Krawatten gesehen«, antwortet Léon.

»Na gut, du willst dich vordrängen. Kannst du haben.«

Die Polypen öffnen eine der großen Türen, und sofort strömt es wie eine riesige Wolke heraus und verbreitet sich im Gang. Mit einem Fußtritt wird Léon hineinbefördert, nachdem sie ihm Schuhe und Strümpfe ausgezogen haben.

»Mach schon zu«, sagt einer. »Wir erfrieren ja noch!«

Mit einem Schauer des Entsetzens sehe ich, wie die Tür sich hinter dem armen Léon schließt.

»So, jetzt du, der Chilene. Singst du oder nicht?«

»Ich habe nichts zu singen.«

Man öffnet eine andere Kammer und stößt ihn hinein.

»Du bist der Jüngste, Italiener«, er hat meinen falschen Paß in der Hand, »schau dir diese Thermometer gut an. Der Zeiger ist bei minus vierzig Grad. In deinem Zustand, und verschwitzt, wie

du nach unserer Behandlung bist, stehen die Chancen neun zu eins gegen dich, daß du da drinnen eine Lungenentzündung erwischst und innerhalb von vierundzwanzig Stunden im Spital krepierst. Ich lasse dir eine letzte Chance: Habt ihr den Einbruch im Versatzamt über das Krawattengeschäft gemacht, ja oder nein?»

»Ich habe mit diesen Leuten nichts zu tun. Ich kenne einen von ihnen noch von früher her, und ich habe sie nur durch Zufall getroffen, im Restaurant. Sie können ja dort fragen. Ich weiß nicht, ob die etwas mit der Anstalt und den Krawatten zu tun haben, aber eines weiß ich sicher, ich hab' damit nichts zu tun.«

»Na dann krepier eben auch, Makkaroni. Es tut mir leid für dich, du bist noch jung, aber du hast es so gewollt!«

Die Tür geht auf. Mit einem Tritt befördert man mich in das Dunkel der Gefrierkammer, und ich stoße mit dem Kopf an einen halben Ochsen, der beinhart gefroren an einem Haken von der Decke hängt, bevor ich der Länge nach auf den eisbedeckten Boden fliege. Ich spüre, wie von Sekunde zu Sekunde die teuflische Kälte an meinem Fleisch nagt und schon bis zu den Knochen vorgedrungen ist. Es ist wahnsinnig schwer, aufzustehen, aber ich schaffe es, ganz langsam, zuerst auf die Knie, und dann weiter, an einen Ochsen geklammert. Trotz meiner Schmerzen nach dem nächtlichen »Verhör« bewege ich die Arme in der Luft und massiere mir die Wangen, die Nase, die Augen. Ich versuche, mir die Hände unter den Achseln zu erwärmen. An Kleidern haben sie mir nur Hemd und Hose gelassen. Schuhe und Strümpfe haben sie mir weggenommen, und schon nach kurzer Zeit spüre ich, wie meine Fußsohlen am vereisten Boden kleben bleiben und die Zehen langsam einfrieren.

Ganz laut sage ich mir: »Es kann nicht länger als zehn Minuten dauern, eine Viertelstunde höchstens, sonst bin ich wie die Ochsen hier ein tiefgefrorenes Stück Fleisch! Nein, das ist doch nicht möglich, sie können uns doch nicht hier einfrieren lassen! Mut, Papi! Nur noch wenige Minuten und sie öffnen die Tür. Du wirst sehen, die Kälte draußen auf dem Gang wird dir wie eine Sauna vorkommen.« Die Arme gehorchen mir nicht mehr,

ich kann die Finger nicht mehr bewegen, meine Fußsohlen kleben am Boden, und ich habe keine Kraft mehr, etwas dagegen zu tun. Ich spüre, daß ich in wenigen Sekunden ohnmächtig werde. Halluzinationen — das Gesicht meines Vaters, langsam, ganz verschwommen schiebt sich die Fratze des Staatsanwalts darüber, und dann die Polypen, draußen, vor der Tür. Viele Gesichter in einem, und ich denke mir noch: Komisch, wie die sich ähnlich sehen. Sie haben leicht lachen, sie haben die Partie gewonnen. Und dann bin ich weg.

Was ist los? Wo bin ich? Ein Männerkopf ist über mir, als ich die Augen wieder aufmache. Sprechen kann ich noch nicht, denn mein Mund ist immer noch wie eingefroren, aber im Geist frage ich mich: Was mache ich hier, auf einem Tisch ausgestreckt?

Die Hände massieren mich kraftvoll und geschickt mit warmem Talg ein, und langsam spüre ich, wie das Leben wieder in mich zurückkehrt. In zwei oder drei Meter Entfernung kann ich den Oberpolypen sehen. Er schaut gar nicht zufrieden durch die Gegend. Mehrmals öffnet man mir den Mund und schüttet Alkohol in mich hinein, einmal ersticke ich beinahe daran.

»So«, sagt der Masseur, »er hat's geschafft.«

Ich werde noch eine gute halbe Stunde massiert. Ich bemerke, daß ich schon reden könnte, aber es ist wohl besser zu schweigen. Rechts von mir liegt ein anderer Körper auf einem Tisch, auch ganz nackt. Man massiert ihn. Wer es wohl ist? Léon oder der Chilene? Wir waren zu dritt, und ich, plus dem Körper rechts von mir, das sind erst zwei. Wo ist der dritte?

Die anderen Tische rings um mich sind leer.

Der Masseur hilft mir beim Aufsetzen, und ich erkenne den anderen. Es ist Pedro. Man hilft uns beim Anziehen und gibt uns einen dieser gefütterten Spezialanzüge, wie sie die Arbeiter in den Kühlkammern tragen.

Und schon ist der Polyp wieder da: »Kannst du reden, Chilene?«

»Ja.«

»Wo sind die Juwelen?«

»Ich weiß nichts.«

»Und du, Spaghetti?«

»Ich war nicht mit diesen Leuten zusammen.«

»Sehr gut.«

Langsam lasse ich mich vom Tisch heruntergleiten. Das Stehen ist noch schwer, aber es tut gut, zu spüren, wie die Füße schmerzen, wie das Blut in den Adern rinnt, ich spüre es deutlich in meinem ganzen Körper pulsieren.

Ich denke, für heute hätten wir genug Schreckliches erlebt, aber es soll noch weitergehen.

Wir müssen uns nebeneinander aufstellen, Pedro und ich, und dann befiehlt der Polyp: »Den Arbeitsanzug ausziehen!« Eiskalt wird es wieder rund um uns herum, so mit nacktem Oberkörper.

»Und jetzt schaut gut her, *hombres!*«

Unter einem Tisch ziehen sie ein starres Paket hervor und richten es vor uns auf. Es ist ein gefrorener Körper, steif wie ein Brett. Die Augen sind weit aufgerissen, wie zwei Murmeln. Es ist scheußlich. Der große Léon! Sie haben ihn bei lebendigem Leib eingefroren!

»Schaut gut her, *hombres*«, wiederholt er. »Euer Komplize hat nicht reden wollen, und wir haben ihn bis zum Schluß drinnen gelassen. Jetzt seid ihr dran, wenn ihr noch immer nicht reden wollt. Ich habe den Befehl erhalten, hart durchzugreifen, weil die Angelegenheit ernst ist. Das Versatzamt wird vom Staat verwaltet, und in der Stadt sind Unruhen ausgebrochen, weil die Leute glauben, daß die Angestellten den Raub simuliert haben. Entweder redet ihr jetzt, oder ihr seid in einer halben Stunde wie euer Komplize.«

Ich habe noch immer nicht meine fünf Sinne beisammen, und der schreckliche Anblick des großen Léon bringt mich so durcheinander, daß ich während drei unendlich langer Sekunden reden will. Nur weil ich nicht weiß, wo die anderen ihren Anteil haben, tue ich es nicht. Sie würden es mir nie glauben, und ich würde noch mehr in der Tinte sitzen.

Aber zu meiner Verblüffung höre ich, wie Pedro mit ruhiger, leidenschaftsloser Stimme sagt: »Aber, aber. Damit kannst du

uns doch nicht Angst machen. Bei ihm war es ein Unfall! Du hast ihn doch nicht einfrieren wollen, es ist nur etwas Unvorhergesehenes dazwischengekommen, und du wirst nicht mit uns dasselbe machen. Bei einem geht's ja noch, aber drei eingefrorene Ausländer! Ich kann mir schwer vorstellen, wie du das bei zwei Botschaften erklären wirst. Einer, okay. Aber drei, das ist zuviel.«

Ein Teufelskerl, dieser Pedro, und eiserne Nerven. Ich bewundere ihn direkt. Ganz ruhig sieht der Polyp ihn an und sagt kein Wort. Und nach einer Weile:

»Eines ist sicher: du bist ein Bandit, aber Mut hast du, das muß man dir lassen.« Dann dreht er sich zu den anderen und sagt: »Bringt ihnen ein Hemd, und dann zurück ins Gefängnis. Soll sich der Richter mit ihnen herumschlagen. Mir reicht's, mit diesen wilden Tieren führen selbst die besten Methoden zu nichts.«

Er dreht sich um und geht.

Einen Monat später war ich frei. Der Krawattenhändler hat ausgesagt, daß ich nie bei ihm war — was ja auch wahr ist —, und im Restaurant erklärte man der Polizei, daß ich allein an der Bar zwei Whisky getrunken und einen Tisch für eine Person bestellt habe, bevor die beiden anderen gekommen sind, und daß wir uns sichtlich gewundert haben, uns in dieser Stadt wiederzufinden. Allerdings muß ich innerhalb von fünf Tagen das Land verlassen, weil sie Angst haben, daß ich, als »Italiener«, beim Konsulat einen Wirbel um den Tod Léons veranstalte, der auch einen italienischen Paß bei sich gehabt hat.

Bei der Untersuchung stellte man uns einem Burschen gegenüber, den zwar nicht ich, den aber dafür Pedro um so besser kannte. Es war der Angestellte des Pfandhauses, der den Coup ausbaldowert hatte. Noch am Abend des Raubes, als wir die Beute teilten, hatte dieser Trottel nichts Besseres zu tun gehabt, als einem Barmädchen einen alten Ring daraus zu schenken, und die Polypen hatten keine große Mühe gehabt, aus ihm alles herauszubekommen. Aus diesem Grund hatte man auch Léon

und Pedro so schnell identifizieren können. Der Chilene ist in dieser Affäre hängengeblieben.

Ich bin wenige Tage später mit 500 Dollar in der Tasche abgeflogen. Zu meinem Versteck bin ich nicht mehr zurück, das wäre zu gefährlich gewesen. In einem Jahr komme ich wieder, meinen Anteil ausbuddeln. Langsam lasse ich mir den ganzen Alptraum noch einmal durch den Kopf gehen. In den Zeitungen wurde der Wert der gestohlenen Juwelen mit 200 000 Dollar angegeben, und selbst wenn es in Wahrheit nur die Hälfte ist, so sind das immer noch 100 000 Dollar und davon 30 000 in meinem Versteck. Der Wert der Schmuckstücke wurde allerdings nach dem bemessen, was ihre Besitzer im Versatzamt bekommen haben, also kaum mehr als die Hälfte des wahren Wertes, und wenn ich alles direkt, ohne Hehler, verkaufen kann, so müßte ich nach meinen Berechnungen 60 000 Dollar haben! Und das reicht für meine Rache, vorausgesetzt, ich rühre es nicht vorher an.

Dieses Geld ist heilig, ich darf es für nichts anderes verwenden, unter keinem Vorwand!

Obwohl mein Freund Léon bei der Sache sein Leben gelassen hat, ist es für mich letzten Endes ein Triumph. Außer ich muß dem Chilenen helfen, aber ich glaube nicht. Er wird sicher in einigen Monaten einen Freund schicken, um den Schmuck auszugraben, mit dem er sich einen Verteidiger leisten und vielleicht auch einen Ausbruch vorbereiten kann. Es war auch so ausgemacht: jeder sein Versteck, damit er mit den anderen nichts zu tun hat. Ich war nicht unbedingt für diese Methode, aber in Südamerika ist sie üblich. Nach dem Coup jeder für sich und Gott für alle.

Und Gott für alle . . . Wenn wirklich er es war, der mich gerettet hat, dann war er sehr großmütig. Aber er kann doch nicht wollen, daß meine Rache gelingt! Ich weiß es, er will meine Rache nicht. Ich erinnere mich: El Dorado, am Tag bevor ich freigelassen wurde. Ich wollte den Gott der Katholiken sprechen, wollte mich bedanken. Ich sagte ihm: »Was kann ich tun, um dir zu beweisen, daß ich dir wirklich dankbar bin?« Und ich

hatte eine Stimme gehört, wirklich, die sagte: »Verzichte auf deine Rache.«

Und ich habe nein gesagt. Alles, nur das nicht. Also kann nicht er es sein, der mich jetzt gerettet hat. Ich habe Glück gehabt, das ist alles, unwahrscheinliches Glück. Der liebe Gott hat mit so beschissenen Sachen nichts zu tun.

Aber das Resultat ist da, daran ist nicht zu rütteln, vergraben am Fuß eines hundertjährigen Baums. Ich bin eine riesige Last los, jetzt, wo ich genug besitze, um das durchzuführen, was mich seit dreizehn Jahren überhaupt noch am Leben erhält.

Hoffentlich hat der Krieg diese Schweine verschont! Bis zum Tag X brauche ich mir nur noch eine Arbeit zu suchen und in Ruhe zu leben, bis ich es mir leisten kann, den Schatz auszugraben.

Das Flugzeug fliegt sehr hoch, mitten im blauen Himmel, unter uns schneeweiße Wolkenbänke. Hier oben ist die Reinheit zu Hause, und ich denke an die Seelen der Meinen, an meinen Vater, meine Mutter, meine Familie, meine herrliche, lichtvolle Kindheit. Unter den weißen Wolken sind die schmutzigen, der graue Regen, das wahre Ebenbild dieser Welt: alle diese seelenlosen, dreckigen Kreaturen, die sich nichts daraus machen, ein menschliches Wesen zu zerstören, wenn es ihnen nur etwas einbringt.

DIE BOMBE

Und wieder Caracas.

Zwanzig Monate ist es nun schon her, seit ich El Dorado verlassen habe, und noch immer habe ich mich nicht in die Gesellschaft einleben können. Es ist ganz leicht, sich zu sagen: »Du brauchst nur zu arbeiten!« Aber erstens finde ich keine ordentliche Arbeit, und zweitens ist mein Spanisch noch immer mangelhaft, so daß viele Möglichkeiten im vorhinein ausgeschlossen sind. Also kaufe ich mir eine Grammatik und schließe mich in mein Hotelzimmer ein, mit der festen Absicht, es erst zu verlassen, bis ich die Sprache wirklich kann. Bald aber gehen mir die Nerven durch, weil ich mit der Aussprache nicht zurechtkomme, und nach einigen Tagen werfe ich das Buch in den Abfalleimer und bin wieder in den Straßen und den kleinen Cafés zu finden, stets auf der Suche nach jemandem, der mir das Richtige besorgen könnte.

Der Krieg und die politische Unsicherheit in Europa bringen es mit sich, daß bald immer mehr Franzosen hierherkommen. Die einen sind auf der Flucht vor einer ständig wechselnden und der momentanen politischen Strömung unterworfenen Justiz, andere wollen nur Ruhe und einen breiten Strand, an dem sie sich ausstrecken können, ohne daß man nach ihrer politischen Orientierung fragen kommt.

Obwohl diese Leute Franzosen sind, kommen sie mir gar nicht so vor. Mit Papa Charrière und all den Leuten, die ich von meiner Jugend her noch kenne, haben sie nichts mehr zu tun. Wenn ich mit solchen Leuten beisammen bin, stehe ich vor einer Masse von so neuen, so vertrackten Ideen, daß ich nichts mehr begreife. Oft kommt es vor, daß ich ihnen sage: »Ich glaube, ihr solltet die Vergangenheit wenn schon nicht vergessen, so doch nicht mehr von ihr sprechen. Was wollt ihr eigentlich noch alles in euren Herzen aufbewahren oder aus euren Gedanken verban-

nen, Hitler, die Nazis, die Juden, die Roten, die Weißen, de Gaulle, die Rechte, die Linke? Ist es überhaupt möglich, daß es unter euch noch Leute gibt, die für die Nazis, für die deutsche oder die französische Gestapo sind? Ich sage euch etwas: Wenn ihr von den Juden redet, so glaubt man, eine Rasse reden zu hören, die nichts anderes will, als ihren Haß auf eine andere Rasse auszuspeien. Ihr lebt in Venezuela, mitten in diesem Volk, und ihr seid nicht fähig, die herrliche Philosophie der Leute in diesem Land zu kapieren. Hier gibt es keine Diskrimination, weder rassisch noch religiös. Die unterste Gesellschaftsschicht sollte eigentlich durch ihre katastrophalen Lebensbedingungen den Haß gegen die Privilegierten im Blut haben. Aber nicht einmal das gibt es hier. Ihr seid nicht einmal fähig, nur um des Lebens willen zu leben. Soll das Leben nur aus einer Reihe von Kämpfen zwischen Leuten bestehen, die verschiedene Ideologien haben? Seid doch endlich ruhig! Kommt doch nicht hierher mit eurem aufgeblasenen Europäertum, mit eurer angeblichen Überlegenheit. Okay, euer Verstand ist mehr ausgebildet als bei den meisten Leuten hier. Na und? Was nützt euch das, wenn ihr letzten Endes blöder seid als die Leute hier? Man könnte glauben, daß für euch Bildung nur das bedeutet, was man gelernt hat. Keine Rede von Intelligenz, Großzügigkeit, Güte oder Verständnis. Wenn eure Seelen so bleiben, vertrocknet, egoistisch, nachtragend, was soll dann eure Bildung für einen Sinn haben? Der liebe Gott hat die Sonne gemacht, und das Meer, die endlosen Wälder und Steppen, aber er hat es für alle getan, nicht nur für euch! Ihr glaubt wohl, ihr seid die Rasse, die dazu ausersehen ist, die Welt zu organisieren? Wenn ich euch so anschau und euch zuhöre, ich, ein Bursche, den ihr durch eure ›Justiz‹ wie den letzten Dreck behandelt habt, so habe ich wirklich den Eindruck, daß die Welt nur aus Kriegen und Revolutionen bestehen kann, wenn sie von so armen Idioten regiert wird wie euch. Ihr seid vielleicht Leute! Träumt nur von Sicherheit und Ruhe, sagt ihr, aber ich sage euch, das stimmt nur, wenn die Sicherheit und die Ruhe so sind, wie sie euch in den Kram passen.«

Jeder von ihnen hat seine eigene Liste von Leuten im Kopf, die man umlegen, verurteilen oder einsperren sollte, und ich, in meiner dreckigen Lage, muß wirklich lachen, wenn ich diese Art von Menschen im Café oder in drittrangigen Hotels treffe, wo sie nichts anderes zu tun haben, als alles zu kritisieren, bis sie zu dem Schluß kommen, daß sie die einzigen sind, die fähig sind, die Welt zu regieren.

Und ich habe Angst, richtige Angst, weil ich erkenne, was diese Neuankömmlinge hier einschleppen: den Virus der verstaubten und verkrusteten ideologischen Leidenschaft der Alten Welt.

1947. Ich habe einen ehemaligen Sträfling kennengelernt, Pierre-René Deloffre. Er schwört auf General Angarita Medina, den ehemaligen Präsidenten, der 1945 durch einen militärischen Staatsstreich gestürzt wurde. Deloffre ist ein Pfundskerl, lebendig wie Quecksilber, aber ein großes Herz. Und Medina ist zu seinem Abgott geworden.

Mit seiner ganzen Leidenschaft versucht er mich davon zu überzeugen, daß die derzeitigen Machthaber Medina nicht einmal das Wasser reichen können. Ich sage es frei heraus: Überzeugt hat er mich nicht, aber ich bin in einer so schwierigen Lage, daß ich ihn nicht verärgern kann.

Durch einen Finanzmann, einen unwahrscheinlichen Burschen, er heißt Armando, verschafft er mir Arbeit. Armando ist Abkömmling einer bekannten Familie, ein nobler und offener Mann, gebildet und geistreich, unwahrscheinlich mutig, aber mit einem riesigen Fehler: er hat einen neidischen, dummen und unfähigen Bruder. Und aus einigen Dingen, die er in letzter Zeit getan hat, geht für mich eindeutig hervor, daß der Mann vor 25 Jahren derselbe war wie heute.

Deloffre stellt mich ihm mit aller Offenheit vor: »Mein Freund Papillon, ein Ausbrecher aus dem französischen Bagno, Papillon, hier ist der Mann, von dem ich dir erzählt habe.«

Armando akzeptiert mich sofort, und mit der Einfachheit des echten Grandseigneurs fragte er, ob ich Geld brauche.

»Nein, Monsieur Armando, ich brauche Arbeit.«

Ich will mir erst einmal in Ruhe ansehen, was da gespielt wird. Und Geld habe ich im Augenblick genug.

»Kommen Sie morgen um neun Uhr.«

Am nächsten Tag nimmt er mich in eine Garage mit, »Le Franco-Venezuélien« heißt sie, und stellt mich seinen Geschäftspartnern vor. Es sind drei unternehmungslustige Kerle, das sieht man auf den ersten Blick, jung und draufgängerisch. Zwei von ihnen sind verheiratet, der eine mit Simone, einer fünfundzwanzigjährigen Pariserin, eine wunderbare Frau, der andere mit Dédée, einer zwanzigjährigen Bretonin mit blauen Augen, zart und zerbrechlich, Mutter von Cricri, einem aufgeweckten Bengel.

Sie sind alle nett, aufgeschlossen, und ohne Hintergedanken und nehmen mich mit offenen Armen auf, als würden wir uns schon Ewigkeiten kennen. Schnell haben sie mir in einer Ecke der riesigen Garage einen Schlafplatz eingerichtet, ein Bett hinter einem Vorhang, gleich neben dem Eingang in den Waschraum. Sie haben mich alle gern und respektieren mich, diese Jungen, und ich bin unwahrscheinlich glücklich mit ihnen, weil ich trotz meines Alters die gleiche Lebensfreude habe, den Willen, das Leben ohne Hindernisse und Vorschriften zu genießen.

Ohne irgendwelche Fragen zu stellen — das hätte mir gerade noch gefehlt, in meiner Lage —, brauche ich mich nicht besonders anzustrengen, um herauszubekommen, daß eigentlich kein einziger von ihnen wirklich ein Mechaniker ist. Sie haben eine vage, sehr vage Vorstellung davon, was ein Motor ist, und bei Motoren von amerikanischen Autos, solche werden fast ausschließlich zur Reparatur gebracht, sind sie meist mit ihrem Latein am Ende.

Einer von ihnen war Dreher, und das erklärt auch die Anwesenheit einer Drehbank in der Garage, die er, wie er sagt, benutzt, um Kolben auszurichten.

Recht schnell erfahre ich, daß die Drehbank benutzt wird, um Gasflaschen umzuarbeiten, auf die ein Sprengkopf und eine Lunte montiert werden.

Für die Masse von Franzosen, die hier in Venezuela aufgetaucht sind, reparieren sie hier in der Garage Autos, aber für Armando sind sie dabei, Bomben für einen Staatsstreich vorzubereiten, einen *golpe*, wie man hier sagt. Sehr angenehm war mir das alles nicht, muß ich sagen.

»Scheiße, heraus damit! Für wen und gegen wen wird das alles hier gemacht? Ich will eine Erklärung!«

Eines Abends frage ich es rund heraus, während die Frauen und Kinder nicht da sind:

»Uns geht das nichts an, wir brauchen nichts davon zu wissen. Wir produzieren nur, was Armando von uns verlangt. Und damit nichts wie los, *amigo!*«

»Los vielleicht für euch, aber ich muß es wissen.«

»Wozu? Du verdienst mehr als genug zum Leben, und wir haben immer was zu lachen. Oder nicht?«

»Zum Lachen reicht's gerade, danke der Nachfrage. Aber bei mir ist das anders. Ich habe in diesem Land Asyl gefunden, sie haben mir vertraut, und sie haben mir die Freiheit gegeben!«

Sie sind ganz weg, daß ich in meiner Lage so rede. Sie wissen nämlich, was ich auf lange Sicht vorhabe, ich habe es ihnen gesagt. Nur vom Schmuck aus dem Versatzamt wissen sie nichts, und so sagen sie mir: »Wenn hier alles gutgeht, kannst du verdienen, was du brauchst, um deine Sachen zu erledigen — und mehr als das. Glaubst du vielleicht, wir wollen unser Leben in dieser Garage beenden? Sicher, es ist ganz lustig, aber im Vergleich zu dem, was wir uns vorgestellt haben, als wir nach Südamerika kamen . . .«

»Und eure Frauen, und das Kind?«

»Den Frauen haben wir alles gesagt. Einen Monat vor dem Staatsstreich setzen sie sich nach Bogotá ab.«

»Ach, so ist das . . . Eure Frauen wissen es also. Ich dachte mir gleich, es geschieht hier so einiges, und sie wundern sich nie.«

Noch am selben Abend gehe ich zu Deloffre und Armando. Wir haben lange geredet, und Armando meinte: »In unserem Land regieren eigentlich Betancourt und Gallegos, wenn sie auch die pseudo-demokratische A. D., die »Acción Democrati-

ca«, vorgeschoben haben. Die Macht haben sie von leichtgläubigen Militärs bekommen, die selbst nicht mehr wissen, warum sie einen anderen Militär, Medina, gestürzt haben, der liberaler und menschlicher war als alle Zivilisten. Ich bin bei der Verfolgung der ehemaligen Anhänger und Beamten der medinistischen Strömung nur ein stummer Zeuge, aber ich versuche zu verstehen, warum Menschen, die einmal mit dem Ruf nach ›sozialer Gerechtigkeit und Respekt für alle‹ eine Revolution gemacht haben, jetzt, wo sie an der Macht sind, noch ärger sind als ihre Vorgänger. Darum will ich, daß Medina zurückkommt.«

»Sehr gut, Armando. Ich verstehe sehr gut, daß du vor allem den Verfolgungen der jetzigen Partei ein Ende setzen willst. Du, Deloffre, du hast nur einen Abgott, Medina, deinen Freund und Beschützer. Aber hört mir jetzt gut zu: Ich, Papillon, sollte nie vergessen, daß mich *die* Partei wieder in Freiheit gesetzt hat, die jetzt an der Macht ist. Nach der Revolution ist über Nacht ein neuer Direktor nach El Dorado gekommen, Don Julio Ramos. Ich glaube, er ist immer noch dort. Er ist Rechtsanwalt und ein bekannter Schriftsteller. Und dieser Bursche, der mir die Freiheit geschenkt hat, hat im Bagno von einem Tag auf den anderen die barbarischen Terrormethoden abgeschafft. Und ich soll jetzt in einen Staatsstreich gegen diese Leute einsteigen? Nein, laßt mich gehen. Ihr wißt, daß von mir niemand etwas erfährt.«

Armando, der Grandseigneur, versteht meine Lage und sagt: »Enrique, du machst doch keine Bomben, du stehst doch nicht an der Drehbank. Du kümmerst dich nur um die Autos und um die Werkzeuge. Ich ersuche dich darum, und ich verspreche dir, wenn wir losschlagen, wirst du es einen Monat vorher erfahren. Du kannst mir vertrauen.«

Und so bleibe ich eben mit den drei Burschen zusammen. Wir bilden eine richtige Bande und stecken immer beisammen. Wochenlang leben wir, was das Zeug nur hält, und in Caracas nennen uns die Franzosen nur noch die drei Musketiere, die ja, wie jeder weiß, auch zu viert waren. Diese wenigen Monate gehören zu den schönsten und lustigsten, die ich in Caracas erlebt habe.

Wir hatten an allem unseren Spaß. Samstags nahmen wir uns immer das Auto eines Kunden, dem wir einfach erklärten, es sei noch nicht fertig, und dann ging es hinunter zum Meer, auf einen der herrlichen Strände mit ihren Blumen und Kokospalmen, wo wir badeten und tausenderlei Unsinn anstellten. Natürlich kam es vor, daß wir dem Besitzer des Autos begegneten, der sich dann immer maßlos aufregte, weil sein Gefährt, anstatt in der Garage zu stehen, diese verrückte Bande transportierte. Und wir erklärten ihm dann mit aller Freundlichkeit und dem nötigen Ernst, daß wir das alles nur für ihn täten, schließlich könne man ihm nicht zumuten, einen Wagen zu übernehmen, der nicht ganz in Ordnung sei, und so mußten wir ihn eben noch ausprobieren. Es ist nie schlecht ausgefallen, nicht zuletzt deshalb, glaube ich, weil die Frauen immer so nett lächelten.

Es gab auch weniger Lustiges. So hatte eines Tages der Benzintank der Luxuslimousine des Schweizer Botschafters ein Loch. Er bringt uns den Wagen, damit wir die undichte Stelle löten. Ich habe damals gewissenhaft den Tank geleert und mit einem Schlauch auch den letzten Tropfen herausgeholt. Dachte ich! Denn als wir mit dem Schweißbrenner auffahren, explodiert dieser beschissene Tank, und das Auto brennt total aus. Während der Schweißer und ich uns noch abtasten und sehen, ob wir nichts gebrochen haben, und noch kaum begreifen, daß wir dabei auch hätten draufgehen können, sagt einer der anderen ganz seelenruhig: »Glaubt ihr nicht, wir sollten unsere Partner von dem kleinen Unglück in Kenntnis setzen?«

Er ruft Armando an und kriegt den freundlichen Trottel, Clemente, an die Strippe: »Clemente, können Sie mir sagen, wo die Garage versichert ist?«

» . . . «

»Was, nicht versichert? Also hören Sie zu, das meinen Sie doch nicht im Ernst! Um den Verwaltungskram kümmern doch Sie sich, nicht Ihr Bruder?«

» . . . «

»Warum? Ach ja, das hatte ich schon vergessen. Weil die Li-

mousine des Schweizer Botschafters Feuer gefangen hat. Es bleibt ein großer Haufen Dreck und Asche von ihr übrig.«

Klar, daß Clemente in wenigen Minuten auftauchte und Zeter und Mordio schrie. Noch dazu, wo sich herausstellte, daß die Garage wirklich nicht versichert war. Erst drei riesige Whiskys und Simones bis weit hinauf entblößte Beine haben ihn halbwegs beruhigt. Armando ist erst am nächsten Tag gekommen. Er war ganz ruhig und sagte: »Jedenfalls kann nur Leuten, die arbeiten, bei der Arbeit etwas passieren. Reden wir nicht mehr darüber, die Sache ist schon mit dem Botschafter geregelt.«

Der Botschafter bekam ein Auto, aber wir haben ihn nie wieder in der Garage gesehen.

Während wir diese junge und unbeschwerte Zeit verleben, denke ich von Zeit zu Zeit an meinen kleinen Schatz am Fuß eines Baums in einer für ihr Gefrierfleisch bekannten Republik Südamerikas. Außerdem spare ich für die Hin- und Rückreise, schließlich will ich das Zeug auch einmal holen. Die Vorstellung, genug Geld, oder fast genug, zu haben, um meine Rache durchzuführen, hat mich völlig verändert. Ich kümmere mich kaum mehr darum, viel zu verdienen, für mich ist es ja kein großes Problem, mit dem, was ich im Versteck habe. Und so lebe ich ohne große Gedanken das lustige Leben der Musketiere. Eines Abends sind wir um drei Uhr früh alle zusammen in Unterhosen auf einem der Plätze von Caracas in einen Brunnen gesprungen. Wenigstens damals hat Clemente sich als Herr der Lage gezeigt und die Geschäftspartner seines Bruders aus dem Polizeikommissariat befreit, wo sie wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses saßen.

Aber inzwischen sind mehrere Monate vergangen, und jetzt könnte ich eigentlich in aller Ruhe und gefahrlos meinen Schatz ausgraben gehen.

Also *adios, amigos*, und danke für alles!

Um sechs Uhr früh komme ich an, um neun bin ich in einem Mietwagen an Ort und Stelle.

Ich überquere die Brücke. Um Himmels willen! Was ist denn hier passiert? Bin ich verrückt geworden, oder sehe ich schlecht?

Ich kann schauen, soviel ich will, mein Baum ist nicht mehr da. Aber nicht nur meiner, viele Bäume sind weg, einfach verschwunden. Die Brücke und die Auffahrt wurden, ebenso wie die Straße, erweitert. Von der Brücke aus kann ich mir ungefähr ausrechnen, wo mein Baum und mein Schatz gewesen sein müssen. Nichts. Überhaupt nichts mehr.

Und da kriege ich einen richtigen Koller. Mit den Absätzen trample ich auf dem Asphalt herum, als ob er etwas spüren könnte. In meiner Wut suche ich rund um mich etwas, was ich zerstören könnte, aber ich finde nur die weißen Leitlinien auf der Straße und zerkratze sie mit meinen Schuhen, als ob diese Farbsplitter jemandem schaden könnten. Von der Brücke aus kann ich mir beim Vergleich mit der anderen Auffahrt, die gleich geblieben ist, ausrechnen, daß sie mindestens vier Meter tief gegraben haben. Und mein Schatz lag nur einen Meter tief!

Auf das Brückengeländer gestützt, sehe ich minutenlang auf das vorbeifließende Wasser hinunter. Langsam beruhige ich mich wieder, aber die Gedanken schwirren noch immer in meinem Kopf herum. Soll ich alles zusammenschlagen? Oder soll ich das Abenteuer aufgeben? Was soll ich jetzt tun? Die Knie werden mir weich, aber bald habe ich mich wieder in der Gewalt und sage mir: »Wie oft schon ist es danebengegangen, bevor du erreicht hast, was du wolltest? Sieben- oder achtmal, nicht? Im Leben ist es eben so. Für ein verlorenes Banco gibt es ein neues zu gewinnen! So ist das Leben, wenn man es wirklich liebt!«

Lange bin ich in dem Land nicht geblieben, wo man glaubt, die Straßen so schnell umbauen zu müssen. Es ist ja zum Kotzen, wenn man denkt, daß ein zivilisiertes Land — und das sind sie ja hier, sagen sie — nicht einmal hundertjährige Bäume respektiert. Und wozu muß man überhaupt eine Straße erweitern, die sowieso für das bißchen Verkehr breit genug ist!

Im Flugzeug nach Caracas muß ich lachen beim Gedanken, daß die Menschen sich vorstellen, sie sind Meister ihres Schicksals, sie können auf die Zukunft bauen, wissen, was sie in zwei oder drei Jahren machen werden. Alles Scheiße, Papi. Der genaueste, berechnendste und genialste Organisator seines eigenen

Lebens ist vor dem unbekannten Schicksal nur ein Spielzeug. Sicher ist nur die Gegenwart — der Rest ist Glück, Unglück, Schicksal oder der geheimnisvolle, unverständliche Finger Gottes.

Das einzige, was im Leben wirklich, und an erster Stelle zählt: sich nie geschlagen geben. Wieder anfangen, nach jedem Mißerfolg. Und das werde ich auch tun.

Als ich weggefahren bin, habe ich mich für immer verabschiedet. Nach dem Ausbuddeln des Schatzes wollte ich Venezuela meiden, und die Juwelen in anderen Staaten Südamerikas umarbeiten lassen, bis man sie nicht mehr erkennen würde. Nach dem Verkauf wäre ich ohne Schwierigkeiten nach Spanien gekommen, und von dort aus ist es nur noch ein Katzensprung bis Paris und zur Firma Staatsanwalt & Co. Man kann sich vorstellen, mit welchem Hallo ich in der Garage begrüßt wurde, als ich wieder auftauche. Festessen mit Torte und vier Blumen von Dédée. Wir erheben unser Glas auf die wieder vollzählige Bande, und das Leben geht mit voller Kraft weiter. Nur mit meiner Unbekümmertheit ist es vorbei.

Armando und Deloffre machen sich Gedanken über mich, aber sie wollen noch nichts sagen. Ich spüre es genau. Ich glaube, es handelt sich um den Staatsstreich, obwohl sie meine Meinung darüber schon kennen. Sie laden mich oft ein, auf ein Glas oder zum Essen bei Deloffre, bei herrlichen Gerichten und ohne Zeugen. Deloffre kocht selbst, und Victor, sein treuer Chauffeur, serviert. Wir reden von allem möglichen Zeug, aber letzten Endes ist doch immer wieder Medina am Tapet: der liberalste aller Präsidenten Venezuelas, kein einziger politischer Gefangener unter seiner Herrschaft, keine politisch Verfolgten, Koexistenz mit allen Staaten, ja sogar diplomatische Beziehungen zur Sowjetunion. Er war gut und er war großmütig, und das Volk hatte ihn und sein einfaches Leben so gern, daß man ihn und seine Frau sogar eines Tages bei einem Fest im »Paraiso« wie Toreros auf den Schultern getragen hat.

So oft reden Armando und Deloffre von diesem wunderbaren Medina, der nur mit einer Ordonnanz durch ganz Caracas zu

Fuß unterwegs war und wie jeder andere Staatsbürger ins Kino ging, daß sie es beinahe schafften, mich zu überzeugen, daß ein richtiger Mann alles unternehmen muß, um ihn wieder an die Macht zu bringen. Die Ungerechtigkeiten, die Verfolgungen, die die jetzige Regierung anzettelt, werden mir in den schwärzesten Farben geschildert. Und um mir diesen außergewöhnlichen Präsidenten noch sympathischer zu machen, erzählt mir Deloffre, daß Medina neben all seinen guten Eigenschaften auch noch richtig zu feiern verstanden hat und ihn, Deloffre, den ausgebrochenen Sträfling, einen Freund nannte. Deloffre hat bei der letzten Revolution alles verloren, erfahre ich. Unbekannte »Rächer« haben sein Restaurant und das dazugehörige Nachtlokal verwüstet, in das Medina und die Spitzen der Gesellschaft oft und oft kamen.

Jedenfalls war ich schon fast überzeugt — zu Unrecht, wie sich später herausstellen sollte — und ging darauf ein, in dem Staatsstreich eine Aufgabe zu übernehmen. Meine letzten Zweifel verliere ich — ich gebe es zu, weil ich ehrlich sein will —, als man mir genügend Geld verspricht, um meine Rache durchzuführen.

Eines Nachts sind wir dann bei Deloffre, er und ich in Uniform, ich als Hauptmann, er als Oberst, bereit zu handeln.

Der Beginn ist eher schwach. Die zivilen Träger der Revolution sollten einander an einer grünen Armbinde erkennen, das Losungswort war *Aragua*. Um zwei Uhr früh sollen wir an Ort und Stelle sein, gegen elf Uhr abends tauchen vier völlig besoffene Burschen im einzigen Fiaker von Caracas auf. Wie die Verrückten haben sie nichts Besseres zu tun, als zu einer Gitarre blöde Lieder zu singen, und wie sie genau vor dem Haus stehen bleiben, höre ich ganz genau, wie sie im Text ihrer versoffenen Lieder auf den bevorstehenden Staatsstreich Anspielungen machen, die groß wie ein Elefant sind.

Einer von ihnen schreit zu Deloffre herauf: »Pierre! Endlich, das Ende des Alptraums. Heute ist es soweit, heute nacht. Mut und Würde, *amigo*, das brauchen wir! Er muß zurück, unser Papa Medina!«

Noch blöder hätten sie nicht mehr sein können. Wenn jetzt ein Idiot die Polypen anruft und die bei uns auftauchen! Ich bin wahnsinnig wütend. Wir haben nämlich drei Bomben im Auto, zwei im Kofferraum und eine auf den Rücksitzen unter einer Decke.

»Na, die sehen ja gut aus, deine Komplizen. Wenn sie alle so sind, brauchen wir keine anstrengende Revolution mehr machen, sondern können direkt ins Gefängnis gehen!«

Deloffre lacht sich halbtot. Er ist die Ruhe selbst, entspannt, als ob wir auf einen Ball gingen, und bewundert sich und seine schöne Uniform wieder und wieder im Spiegel.

»Mach dir nichts draus, Papi. Außerdem tun wir niemandem etwas. Du weißt doch, in den drei Gasflaschen ist nur Pulver. Wir wollen nur Lärm machen, mehr nicht.«

»Und wozu soll er gut sein, dieser Lärm?«

»Er soll nur ein Signal sein für die Verschwörer, die in der ganzen Stadt verstreut sind. Mehr nicht. Du siehst, Papi, das ist wirklich nichts Böses, wir wollen niemandem etwas tun. Wir verlangen, daß sie die Macht wieder hergeben, das ist alles.«

Na gut. Ob ich will oder nicht, ich stecke jetzt schon mit-tendrin. Ich brauche nicht mehr zu zittern oder mir Vorwürfe zu machen. Jetzt heißt es nur noch warten.

Den Portwein von Deloffre lehne ich dankend ab. Er trinkt einige Becher voll. Portwein war übrigens das einzige, was er trank, aber dafür gleich zwei Flaschen täglich.

Die drei Musketiere sind angekommen. Sie haben einen Kübelwagen zu einem kleinen Kran umgebaut, mit dem wir zwei Safes heben wollen, bei einer Luftfahrtgesellschaft und im Zentralgefängnis *Carcel Modelo*, wo einer der Direktoren oder der Garnisonschef ein Komplize ist. Ich soll fünfzig Prozent vom Gewinn bekommen, und ich habe verlangt, dabeizusein, wenn wir uns den Safe schnappen. Ein schöner Augenblick, aus einem Gefängnis einen Tresor zu rauben, und für mich eine herrliche Revanche für alle Gefängnisse der Welt. Da muß ich unbedingt dabeisein.

Ein Bote bringt die letzten Anweisungen: keinen Feind fest-

nehmen, alle laufenlassen. Der Zivilflughafen Carlota im Zentrum der Stadt ist schon bereit, den wichtigsten Mitgliedern und Beamten der derzeitigen Regierung eine reibungslose Flucht zu ermöglichen.

Und da erfahre ich, wo die erste Bombe explodieren soll. Na, Deloffre hat Mut! Genau vor dem Eingang des Präsidentenpalastes! Der traut sich was! Die beiden anderen sollen im Osten und Westen der Stadt hochgehen, damit man den Eindruck hat, es geht überall los.

Dieses große Holztor ist aber nicht der offizielle Eingang. Es liegt nach hinten und ist für Lastwagen und ähnliches gedacht. Manche Personen, oft auch der Präsident, benutzen es, um ungesehen aus- und einzugehen.

Wir haben unsere Uhren abgestimmt. Drei Minuten vor zwei müssen wir vor dem Tor sein. Von innen wird es jemand für einen Augenblick öffnen, und der Chauffeur muß genau in diesem Moment den Schrei einer Kröte nachmachen. Er hat für diesen Zweck ein Kinderspielzeug gekauft, und es klingt ganz echt. Dann wissen sie, daß wir da sind. Wozu das alles gut sein soll? Ich weiß es nicht, man hat mir keine weiteren Erklärungen gegeben. Ist vielleicht die Leibgarde von Präsident Gallegos auf unserer Seite? Wird sie ihn festnehmen? Oder werden erst die Verschwörer sie außer Gefecht setzen? Ich habe keine Ahnung.

Was ich zu tun habe, weiß ich. Punkt zwei Uhr die Lunte anzünden und die Gasflasche in Richtung Eingangstor schubsen. Die Lunte brennt genau neunzig Sekunden, die Gasflasche steht im Auto zwischen meinen Beinen. Wenn ich also die Lunte mit meiner Zigarre anzünde, muß ich die Autotür nach dreißig Sekunden aufmachen und die Flasche hinausrollen lassen. Wir haben ausgerechnet, daß die Lunte schneller brennen wird, wenn die Flasche rollt, es sollten dann noch etwa vierzig Sekunden bis zur Explosion sein.

Wir haben zwar nur Pulver eingefüllt, aber die Splitter der Gasflasche allein sind schon so gefährlich, daß wir schnellstens mit dem Auto abhauen müssen. Das ist die Aufgabe von Victor, dem Chauffeur.

Deloffre hat mir versprochen müssen, daß er, falls ein Soldat oder ein Polizist in der Nähe sein sollte, diesem in seiner Verkleidung als Oberst den Befehl gibt, bis an die Straßenecke vorzulaufen. Er hat es mir versprochen.

Ohne Schwierigkeiten sind wir drei Minuten vor zwei vor der bewußten Tür und bleiben auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig stehen. Keine Wache, kein Polizist, alles in Ordnung. Zwei Minuten vor zwei... eine Minute vor zwei... zwei Uhr...

Die Tür ist nicht geöffnet worden. Die Lage ist zum Zerreißen gespannt.

Zu Deloffre sage ich: »Pierre, es ist zwei.«

»Ich weiß, ich habe auch eine Uhr.«

»Also da stimmt doch was nicht.«

»Ich versteh' das nicht. Warten wir noch fünf Minuten.«

»Okay.«

Zwei Uhr zwei. Plötzlich geht die Tür auf, Soldaten stürzen heraus, die Waffe in der Hand, und stellen sich schußbereit im Halbkreis auf. Wir sind verraten!

»Weg von hier, Pierre, wir sind verraten!«

Aber Deloffre scheint völlig verrückt zu sein und läßt sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Aber keine Spur, die sind doch auf unserer Seite.«

Ich hole einen 45er heraus und lege auf Victor an. »Los, oder ich knall dich ab!«

Und anstatt daß das Auto losfährt, wie ich ganz sicher erwartet habe, höre ich, wie Victor seelenruhig sagt: »*Hombre*, wer gibt hier die Befehle, du oder der Patron? Und was sagt der Patron?«

Teufel noch einmal, ich habe schon einige mutige Burschen getroffen in meinem Leben, aber dieser Mestize schlägt alles.

Ich kann nichts mehr machen, weil die Soldaten nur drei Meter von uns entfernt stehen. Näher kommen sie nicht heran, sie haben die Epauletten an Deloffres Uniform gesehen.

»Pierre, wenn du nicht sofort Victor sagst, er soll losfahren, so lege ich nicht ihn um, sondern dich.«

»Aber Kleiner, ich sage dir doch, daß sie mit uns sind. Warten wir noch ein bißchen.«

Und gerade als er sich umdreht, um mir das zu sagen, sehe ich, wie seine Nasenlöcher ganz von weißem Pulver verklebt sind. Jetzt ist mir alles klar: er hat sich mit Koks vollgestopft, der Idiot. Jetzt bekomme ich es ehrlich mit der Angst zu tun, und wie ich meinen 45er an seine Schläfe drücke, sagt er noch seelenruhig: »Es ist zwei Uhr sechs, Papi. Noch zwei Minuten und wir fahren. Wir sind sicher verraten worden.«

Die hundertzwanzig Sekunden wollen kein Ende nehmen. Aus den Augenwinkeln heraus beobachte ich die Soldaten, die uns nicht aus den Augen lassen, aber bisher haben sie nichts unternommen. Endlich sagt Deloffre: »*Vamos*, Victor. Aber langsam, nur keine Hast.«

Und wie durch ein Wunder kommen wir wirklich lebend und unverletzt aus dieser Mausefalle wieder heraus. Deloffre dirigiert den Chauffeur zu der Brücke, die El Paradiso mit der Avenida Saint-Martin verbindet, er will die Bombe unter der Brücke explodieren lassen. Auf dem Weg dorthin begegnen uns zwei Lastwagen der Verschwörer. Sie wissen nicht mehr, was sie tun sollen, weil sie die Explosion von zwei Uhr nicht gehört haben. Wir erklären ihnen, was geschehen ist und daß wir verraten worden sind. Dabei kommt Deloffre auf neue Ideen und sagt Victor, er soll nach Haus zurückfahren. Ein schwerer Fehler natürlich, denn wenn wir wirklich verraten sind, so können die Polypen schon längst zu Hause auf uns warten. Jedenfalls machen wir es doch, und als ich Deloffre helfe, die Bombe im Kofferraum zu verstauen, sehe ich, daß drei Buchstaben draufgemalt sind: PRD. Ich muß wirklich lachen, als Deloffre mir beim Umziehen erklärt: »Papi, merke dir, daß man bei jeder gefährlichen Angelegenheit den Mann von Welt nicht vergessen darf. Diese Initialen, Pierre-René Deloffre, waren meine Visitenkarte für die Feinde meines Freundes Armando.«

Victor fährt den Wagen auf einen öffentlichen Parkplatz. Die Schlüssel wirft er weg, und die drei Bomben werden erst drei Monate später gefunden.

Jetzt kann keine Rede mehr davon sein, weiter bei Deloffre herumzuhocken. Er geht seinen Weg, ich den meinen. Mit Armando natürlich keinen Kontakt. Ich gehe direkt zur Garage zurück und helfe den Musketieren, die restlichen Gasflaschen und die Drehbank zu demontieren. Es ist sechs Uhr geworden, als plötzlich das Telefon läutet und eine unbekannte Stimme geheimnisvoll sagt: »*Francés*, haut alle ab, jeder für sich. Nur einer soll in der Garage bleiben. Verstanden?«

»Wer spricht da?«

Aber er hat schon aufgehängt.

Ein ehemaliger Offizier der französischen *Résistance*, dem ich seit meiner Ankunft hier schon einige Male geholfen habe, bringt mich in Frauenkleidern ohne Schwierigkeiten aus Caracas heraus. In Rio Chico, zweihundert Kilometer von der Hauptstadt, verbringe ich am Meer zwei Monate in Begleitung dieses Ex-Hauptmanns, seiner Frau und zweier Freunde aus Bordeaux.

Der Zurückgebliebene ist verhaftet worden. Keine Folter, ein scharfes, aber korrektes Verhör. Als ich das erfahre, denke ich mir, daß das Regime von Gallegos und Betancourt gar nicht so kriminell ist, wie man immer behauptet hat, zumindest in diesem Fall nicht.

Deloffre hat sich noch in der gleichen Nacht in die Botschaft eines südamerikanischen Staates, ich glaube, es war Nicaragua, geschlichen und dort Asyl gefunden.

Ich aber habe mein Vertrauen in das Leben und seine Überraschungen nicht aufgegeben. Eine Woche nach dem mißglückten Putsch bin ich, dank der Hilfe eines Freundes, zusammen mit dem Exoffizier von der Stadtverwaltung von Rio Chico als Lastwagenchauffeur eingestellt. Zusammen verdienen wir beide 21 Bolivar und leben zu fünf davon.

Dieses neue Leben dauert zwei Monate, bis sich die Wellen in Caracas etwas geglättet haben und die Polizei sich bereits mit der Ausforschung des nächsten Staatsstreichs beschäftigt. Sehr intelligent, diese alte Geschichte einfach fallenzulassen und sich um das neue Komplott zu kümmern... Mir ist es nur recht, denn ein zweites Mal lasse ich mich auf so etwas nicht mehr ein.

Einmal hat mir genügt. Das wichtigste ist im Augenblick, hier ruhig und unauffällig zu leben.

Um den Küchenzettel etwas aufzubessern, gehe ich oft nachmittags zum Meer fischen, und heute abend habe ich einen riesigen *robalo* gefangen, eine Art Dorade, die ich jetzt in Ruhe am Strand putze, während ich mir den Sonnenuntergang ansehe. Wie hat es in deiner Kindheit geheißt, Papi? Rote Sonne bringt viel Wonne? Na, dann ist ja alles in Ordnung! Es wird schon alles gutgehen. Aber wann wird die Wonne eigentlich kommen? Wie sieht die Bilanz dieser beiden Jahre in Freiheit aus?

Ganz abgebrannt bin ich zwar nicht, aber von Reichtum ist auch keine Rede. Dreitausend Bolivar vielleicht, der Nettosaldo von zwei Jahren Abenteuer. Und was ist alles geschehen?

Erstens: das Gold in El Callao. Darauf brauchen wir nicht einzugehen, das war kein Verlustgeschäft, sondern ein gewollter Verzicht, damit die Kumpel dort in Ruhe weiterleben können. Tut es dir jetzt leid? Nein. Sehr gut. Also sprechen wir nicht mehr davon.

Zweitens: die kleinen Spielchen in der Diamantenmine. An die zwanzigmal war man drauf und dran, dich umzulegen, und das für zehntausend Dollar, die du nie gesehen hast. Jojo stirbt an deiner Stelle, und du ziehst dich aus der Affäre. Okay. Ohne einen Groschen, aber was für ein herrliches Abenteuer! Diese Nächte wirst du nie vergessen, die Gesichter der Spieler im Schein der Karbidlampe, Jojo, wie selbstsicher und gelassen er war. Nichts zu bereuen.

Drittens: der Tunnel unter der Bank. Das ist was anderes, ein echter Fall von Pech. Und trotzdem, drei Monate lang warst du Tag und Nacht gespannt, jede Stunde brachte etwas Neues. Selbst wenn es nicht mehr gegeben hätte, ist kein Grund zum Klagen. Aber stell dir vor, drei Monate lang hast du jede Nacht von Millionen geträumt, die dir gehören. Und ist das vielleicht nichts wert? Klar, mit ein bißchen Glück hättest du wirklich ein Vermögen gehabt, aber es hätte auch noch schlechter kommen können. Und was, wenn der Tunnel eingestürzt wäre, während

du unten warst? Entweder du wärest krepirt wie eine Ratte, oder du wärest gefangen gewesen, abholbereit für die Polypen.

Viertens: das Versatzamt und die Kühlkammer. Nichts einklagbar, höchstens bei der Straßenbauverwaltung.

Fünftens: das Komplott. Also ganz ehrlich, Papi, du warst nie mit Volldampf dafür. Diese politischen Sachen, die Bomben, die jeden umlegen können, das ist nicht deine Art. Eigentlich hast du dich nur von zwei sympathischen Burschen überreden lassen, bis dich die Aussicht auf das nötige Geld für deine Rache richtig hineinsausen ließ. Aber mit dem Herzen warst du nie bei der Sache, weil du genau gewußt hast, es gehört sich nicht, eine Regierung zu stürzen, die dich befreit hat. Immerhin hast du bei der Sache vier lustige Monate mit den Musketieren, ihren Frauen und Cricri gewonnen, und diese Tage der Freude und der Lebenslust wirst du nicht so bald vergessen!

Ganz zu schweigen vom Rest, dem Piloten Carotte usw.

Also: ich war dreizehn Jahre unschuldig eingesperrt, man hat mir fast die gesamte Jugend gestohlen, und wenn ich jetzt schlafen, essen, saufen und lachen kann, so vergesse ich nie, daß ich mich eines Tages rächen werde. Sehr gut.

Seit zwei Jahren bist du frei, du hast hunderttausend Sachen erlebt, unwahrscheinliche Abenteuer, die verrücktesten Dinge, und du hast sie gar nicht erst suchen müssen, sie sind von allein gekommen. Du bist geliebt worden, du hast Männer aus allen Schichten der Gesellschaft zu Freunden gehabt, du hast mit ihnen gelebt, und da willst du dich beklagen? Du bist pleite, oder fast? Na und? Armut ist eine Krankheit, die man leicht heilen kann!

Nun, dann soll er also hochleben, der liebe Gott! Hoch das Abenteuer, das Risiko, ohne die kein einziger Tag, keine einzige Stunde lebenswert wären. Berausche dich am Leben wie an einem guten Wein, wie am Wasser einer wunderbaren Quelle! Du bist gesund, das ist doch die Hauptsache!

Vergessen wir alles und fangen wir von neuem an! *Les jeux sont faits! Rien ne va plus! Banco! Banco!* Verloren, gut, ich halte mit, neues Banco, ich halte wieder mit. Ein ständiger Nervenkit-

zel, die Hoffnung, die Gewißheit, daß es eines Tages heißen wird:
»*Neuf à la coupe!* Stecken Sie ein, Monsieur Papillon, Sie haben gewonnen!«

Die Sonne ist fast hinter dem Horizont verschwunden. Rote Sonne bringt Wonne. Ja, ich bin voll der Hoffnung und der Zuversicht. Der Wind hat aufgefrischt, ich bin wieder ruhig, mit dem Leben zufrieden, frei und glücklich, als ich barfuß den feuchten Sandstrand entlanggehe, nach Hause, wo sie schon auf meinen Fang für das Abendbrot warten.

Obwohl der Polizei das, was sie über die Vorbereitung zu einem neuen Staatsstreich weiß, genug zu tun gibt, so daß sie kaum Zeit haben wird, sich mit mir zu beschäftigen, wird es doch das beste sein, mich weit weg von Caracas in Vergessenheit zu bringen. Augenblicklich sieht es zwar so aus, als ob man das mißlungene Komplott lieber in der Versenkung verschwinden lassen wollte, aber man weiß ja nie...

Darum packe ich die Gelegenheit beim Schopf, als mich während einer Blitzreise nach Caracas ein Freund bei sich zu Hause einer Dame, einem früheren Pariser Mannequin, vorstellt, die jemanden sucht, der ihr hilft, ein Hotel zu führen, das sie in Maracaibo eröffnet hat. Ich nehme mit Freude an, gewissermaßen ihr Mädchen für alles zu sein. Sie heißt Laurence, ist ein schönes und elegantes Ding, das, glaube ich, herübergekommen ist, um in Caracas eine Kollektion vorzuführen, und nun in Venezuela hängengeblieben ist. Zwischen Maracaibo und der Polizei liegen tausend Kilometer. Das kommt mir sehr gelegen.

Ich benutze den Wagen eines Freundes, und nach einer Reise von vierzehn Stunden entdecke ich das, was man den See von Maracaibo nennt. In Wirklichkeit ist es eine riesige, mit dem Meer durch einen zehn Kilometer langen Kanal verbundene Lagune von hundertfünfzig Kilometer Länge und etwa hundert Kilometer Breite. Maracaibo liegt im Norden, am Westufer des Kanals, und hat heute eine Brücke zum Ostufer hinüber. Damals gab es die Brücke noch nicht, und wer von Caracas ankam, überquerte den Kanal mit einer Fähre.

Er ist wirklich eindrucksvoll, dieser eigenartige, ruhige See, aus dem Tausende von Metalltürmen herausragen. Als ob sich ein riesiger Wald unabsehbar weit ausdehnte, dessen regelmäßig gepflanzte Bäume den Blick bis zum Horizont freigeben. Doch diese Bäume sind Erdöltürme, und jeder hat am Boden einen ge-

waltigen Schwengel, der Tag und Nacht ohne Unterlaß das schwarze Gold aus den Tiefen der Erde pumpt. Ein Fährboot pendelt ständig zwischen der von Caracas kommenden Straße und Maracaibo hin und her und nimmt Wagen, Passagiere und Waren auf. Während der Überfahrt renne ich wie ein kleiner Junge von einer Bordwand zur anderen und bin ganz platt vor Verwunderung, diese Eisenmasten aus dem See ragen zu sehen und dabei zu denken, daß zweitausend Kilometer von hier, am anderen Zipfel dieses Landes, in Venezolanisch-Guayana, der liebe Herrgott Diamanten, Gold, Eisen, Nickel, Mangan, Bauxit, Uranium und was sonst noch wachsen ließ, während er hier das Erdöl, den Motor der Welt, so reichlich ausgegossen hat, daß diese Tausende von Pumpen Tag und Nacht saugen können, ohne die Quellen zum Versiegen zu bringen. Venezuela, du hast dem lieben Herrgott wirklich nichts vorzuwerfen!

Das Hotel »Normandy« ist eine große, prachtvolle Villa, umgeben von einem sehr gepflegten, blühenden Garten. Die schöne Laurence empfängt mich dort mit offenen Armen: »Das hier ist mein Königreich, Henri«, sagt sie lachend. (Sie nennt mich immer Henri.)

Sie hat ihr Hotel erst vor zwei Monaten eröffnet. Es sind insgesamt nur sechzehn Zimmer, alle aber mit raffiniertem Luxus ausgestattet, jedes mit einem Bad, das ohne Zweifel auch einem Palast Ehre gemacht hätte. Sie hat alles selbst eingerichtet, die Zimmer, die Waschräume, den Salon, die Terrasse und den Speisesaal.

Ich gehe ans Werk, und es ist keine Spielerei, erster Mitarbeiter dieser Französin zu sein, die noch nicht einmal vierzig ist, um sechs Uhr früh aufsteht, das Frühstück ihrer Gäste überwacht und häufig sogar selbst zubereitet. Den ganzen Tag ist sie unermüdlich tätig, kommt und geht, kümmert sich um alles, überwacht alles und findet noch Zeit, einen Rosenstrauch zu pflegen oder einen Gartenweg zu säubern. Sie hat das Leben mit beiden Händen angepackt, und angesichts der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, dieses Geschäft in Gang zu setzen, glaubt sie doch so sehr an den Erfolg ihres Unternehmens,

daß ich von der gleichen glühenden Aktivität gepackt werde wie sie. Oder nur beinahe. Ich tue mein möglichstes, um ihr bei der Lösung einer Menge Probleme zu helfen. Es sind vor allem Geldprobleme. Sie steckt bis zum Hals in Schulden, denn sie hat die Villa fast ausschließlich mit geborgtem Geld in dieses quasi Luxushotel verwandelt.

Gestern habe ich ohne ihr Wissen durch eine persönliche Intervention von einer Erdölgesellschaft etwas Außerordentliches erreicht.

»Guten Abend, Laurence.«

»Guten Abend. Es ist schon recht spät, Henri, acht Uhr. Ich mache dir keine Vorwürfe, aber ich habe dich den ganzen Nachmittag nicht gesehen.«

»Ich bin bummeln gegangen.«

»Machst du Witze?«

»Ja, ich finde nämlich das ganze Leben witzig. Es ist doch komisch, das Leben, oder?«

»Nicht immer. Gerade jetzt hätte ich deine moralische Hilfe gebraucht, denn ich habe einige Schwierigkeiten.«

»Große?«

»Ja. Ich muß die Einrichtung bezahlen, und wenn das Geschäft auch geht, ist das nicht leicht. Ich bin viel schuldig.«

»Halt dich fest, Laurence, du bist nichts mehr schuldig.«

»Willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Nein. Hör zu: Du hast mich in dein Geschäft als eine Art Teilhaber hineingenommen, und ich habe gemerkt, daß viele Leute mich sogar für den Besitzer halten.«

»Na und?«

»Nun hat ein Kanadier von der Lumus Company, der das eben glaubte, mit mir vor einigen Tagen von einem Geschäft gesprochen, das er für vernünftig hielt. Ich bin heute zu ihm gegangen und habe abgeschlossen.«

»Zur Sache, rasch!« sagt Laurence mit aufgerissenen Augen.

»Das Ergebnis: Dein Hotel ist von der Lumus Company zur Gänze mit kompletter Pension für ein Jahr gemietet.«

»Nicht möglich!«

»Doch, ich schwöre es dir.«

Unter dem Freudenschock küßt Laurence mich auf beide Wangen, die Beine versagen ihr und sie läßt sich auf einen Stuhl fallen.

»Natürlich kommt es nicht in Frage, daß ich diesen Prachtvertrag unterschreibe. Morgen werden sie dich zu sich rufen.«

Dank diesem Vertrag erwarb Laurence ein richtiges kleines Vermögen mit dem Hotel »Normandy«. Und allein mit dem Vorschuß von drei Monaten Miete konnte sie alle ihre Schulden zahlen. Nach der Unterzeichnung des Vertrages haben wir alle zusammen Champagner getrunken, die Manager der Lumus, Laurence und ich. In dieser Nacht liege ich glücklich, ganz glücklich in meinem großen Bett. Der Champagner hilft mir, das Leben rosig zu sehen. Papi, du bist nicht blöder als die anderen. Man kann sich also eine Existenz schaffen, ja sogar mehr als das. Reich werden durch Arbeit? Auch wenn man mit beinahe nichts beginnt? Das zum Beispiel ist die Entdeckung, die ich im Hotel »Normandy« gemacht habe! Ja, es ist wirklich eine Entdeckung! Denn in Frankreich habe ich in den wenigen Jahren, in denen ich einen flüchtigen Blick auf das Leben werfen konnte, immer gedacht, ein Arbeiter bleibe sein ganzes Leben lang ein Arbeiter. Und diese völlig falsche Vorstellung ist hier in Venezuela noch falscher, weil jedem, der etwas tun will, alle Gelegenheiten und Möglichkeiten dazu offenstehen.

Also, Papi, keine Zicken mehr. Laurence hat es auf diesem Weg geschafft, warum nicht auch du? Und wenn du es erreichst, wie glücklich wird dein Vater sein! Die einzige Scheiße dabei ist, daß es Zeit brauchen wird. »Die Rache ist ein Gericht, das kalt gegessen wird«, sagte mir Miguel in der Diamantenmine. Ich werde ja sehen.

Maracaibo ist in wildem Aufbruch begriffen. Im Klima allgemeiner Unternehmungslust vollzieht sich hier ein solches Hochschießen von Industrieanlagen, Raffinerien, Bauten aller Art, daß alles, vom Bier bis zum Zement, auf dem schwarzen Markt gehandelt wird. Es wird nicht genügend produziert, um die Nachfrage zu befriedigen, es geht alles viel zu rasch, jeder

Handgriff rentiert sich, jede Arbeit rentiert sich, jede Art von Handel rentiert sich.

Sobald ein Boom auf das Erdöl einsetzt, läuft er wirtschaftlich in zwei voneinander völlig verschiedenen Etappen ab. Die erste, die der Ausbeutung von Fundstätten vorangeht, ist sozusagen die Voretappe der Ausbeutung. Die Gesellschaften kommen, richten sich ein, brauchen Büros und Lager, Straßen werden gebaut, Hochspannungsleitungen, Bohrlöcher werden gegraben, Bohrtürme aufgestellt, Pumpen usw. Das ist das goldene Zeitalter für alle Berufszweige und für alle Schichten der Bevölkerung. Das einfache Volk, das mit den Schwielen an den Händen, kommt mit Banknoten in Berührung und wird sich bewußt, was Geld bedeutet und ein gesichertes Morgen. Die Familien etablieren sich, die Wohnungen werden größer oder besser, die Kinder gehen gutgekleidet zur Schule, häufig befördert von den Autobussen der Unternehmungen.

Dann folgt die zweite Periode, die in der Vision zum Ausdruck kommt, die ich bei der Entdeckung des Sees von Maracaibo hatte, der in einen Wald von Stahlgerippen verwandelt ist. Dies ist die Periode der Ausbeutung. Tausende Pumpen fördern ganz ohne weiteres Zutun des Menschen unermüdlich täglich Millionen Kubikmeter schwarzen Goldes zutage.

Aber diese enorme Beute geht nicht durch die Hände des Volkes, diese Dollarmillionen landen direkt in den Kassen der Staatsbanken oder der Gesellschaften. Dasselbe ist damit nicht mehr dasselbe. Die Lage wird schwierig, das Personal auf den niedrigsten Stand gebracht, es gibt keinen kollektiven Reichtum mehr, das ganze Netz von Abschlüssen, großen oder kleinen Geschäften, das ist nun Vergangenheit. Die folgenden Generationen werden es nur noch aus dem Mund des Großvaters hören: »Es gab einmal eine Zeit, da war Maracaibo Millionär.«

Ich aber, ich habe Glück. Ich komme in den zweiten Boom von Maracaibo hinein. Von den Pumpen im See ist nichts zu erwarten, aber viel von dem verrückten Sturm mehrerer Erdölgesellschaften, die soeben neue Konzessionen erhalten haben, die von der Sierra Perija bis zum See und bis zum Meer reichen.

Das ist just der Augenblick, den ich brauche.

Hier werde ich den Bohrer ansetzen, und es wird, das verspreche ich mir, ein tolles Bohrloch werden! Um dahin zu kommen, muß ich irgend etwas machen, muß ich mir mit allen Mitteln etwas einfallen lassen, und während ich dort arbeite, schnappe ich mir so viele Brösel wie möglich von diesem gigantischen Kuchen. Das schwörst du dir, Papi! Ich werde auf die ehrliche Tour Erfolg im Leben haben. Schließlich haben sie recht, die Armleuchter, denn es gelingt ihnen, reich zu werden, ohne je ein Gefängnis von innen zu sehen. »Good French Cook, 39 Jahre, sucht Stellung in Erdölgesellschaft. Mindestlohn 800 Dollar.«

Bei Laurence und ihrem Koch hatte ich die Grundbegriffe des Kochens lernen können und war nun entschlossen, darin mein Glück zu versuchen. Das Inserat wird in der Lokalzeitung veröffentlicht, und acht Tage später bin ich Koch bei der Richmond Exploration Co. Ich verlasse Laurence mit Bedauern, aber sie kann mir bei weitem keinen solchen Lohn zahlen.

Von der Küche kenne ich jetzt, nachdem ich durch diese Schule gegangen bin, einen Teil. Als ich meine Stellung antrete, habe ich Riesenschiß, die anderen in der Küche könnten sehr bald merken, daß der French Cook nicht sehr viel von den Kochtöpfen versteht. Aber zu meiner Überraschung wird mir sehr bald klar, daß sie alle die graue Angst haben, der French Cook könnte entdecken, daß sie vom ersten bis zum letzten Koch nichts anderes als Tellerwäscher sind. Ich atme auf. Um so mehr, als ich einen gewaltigen Vorteil ihnen gegenüber habe: ich besitze ein französisches Kochbuch, den »Escoffier«, Geschenk einer Prostituierten im Ruhestand. Der Personalchef ist ein Kanadier, Mr. Blanchet. Nach zwei Tagen überträgt er mir die Verantwortung über die Küche der Beamten des Camps, zwölf Personen insgesamt — die »Crème de la crème« sozusagen.

Am ersten Morgen schlage ich ihm ein tolles Menü vor. Ich mache ihn allerdings darauf aufmerksam, daß in der Küche sehr viele Sachen fehlen, um es herzustellen. So wird entschieden,

daß ich ein getrenntes Budget haben werde, über das ich allein die Verfügung habe. Überflüssig zu sagen, daß ich mir bei meinen Einkäufen einiges unter den Nagel reiße, aber die Herren von der »Sonderklasse« kriegen bestimmt ihr Maul voll. So sind alle zufrieden.

Jeden Abend hänge ich das Menü für den nächsten Tag in der Halle aus, natürlich auf französisch. Das macht ihnen einen riesigen Eindruck, alle diese hochtrabenden Bezeichnungen aus dem Kochbuch. Überdies habe ich in der Stadt einen Laden entdeckt, der auf französische Produkte spezialisiert ist, und dank den Kochbuchrezepten und den Konservendosen von Potin & Rodl ziehe ich mich so gut aus der Affäre, daß meine Kunden aus der Sonderklasse häufig ihre Weiber mitbringen. Statt zu zwölf kommen sie zu zwanzig. Das ist einerseits ärgerlich, anderseits aber paßt man weniger auf meine Ausgaben auf, denn der Vorschrift nach sollte ich nur das aktive Personal verpflegen.

Kurzum, als ich sehe, daß sie so zufrieden sind, verlange ich eine Lohnerhöhung: 1200 Dollar monatlich, also 400 mehr. Sie lehnen ab, gewähren mir 1000, und ich lasse mich überzeugen, sage ihnen aber, daß das für ein so großes Tier wie mich ein elender Lohn ist.

So vergehen einige Monate, aber auf die Dauer gehen mir diese Arbeitsstunden auf den Wecker, beengen mich wie ein zu knapper Hemdkragen. Mir beginnt diese Plackerei beim Hals herauszuhängen, und ich ersuche den Chef der Geologen, mich mitzunehmen, wenn er eine Erkundungsexpedition in hochinteressante Gebiete macht, selbst wenn sie gefährlich sein sollte.

Diese Expeditionen haben die geologische Erkundung der Sierra Perija zum Ziel, einer Gebirgskette, die Venezuela von Kolumbien westlich vom Maracaibosee trennt. Das ist das Reich einer kriegerischen und sehr wilden Indianerrasse, der Motilones, weshalb man häufig die Sierra Perija die *Sierra de los Motilones* nennt. Man kennt noch nicht genau die Herkunft dieser Rasse, die sich in Sprache und Gebräuchen stark von den Nachbarstämmen unterscheidet und bei der die »Zivilisation« kaum begonnen hat. Zur Zeit, da ich dies schreibe, ist es sehr gefähr-

lich, in ihr Gebiet einzudringen. Sie leben in Gemeinschaftshütten zu fünfzig oder hundert Personen, Männer, Frauen und Kinder völlig durcheinander. Ihr einziges Haustier ist der Hund. Sie sind derartig wild, daß man von häufigen Fällen berichtet, wo Motilones, wenn sie von »Zivilisierten« gefangen und manchmal verwundet wurden, trotz guter Behandlung es kategorisch ablehnten, zu essen und zu trinken, und schließlich Selbstmord begingen, indem sie sich die Adern an der Handwurzel mit ihren eigenen, zum Fleischzerkleinern zugeschliffenen Schneidezähnen öffneten. In der Zwischenzeit haben sich Kapuzinerpater mutig am Ufer des Rio Santa Rosa, einige Kilometer von der nächsten Gemeinschaftshütte der Motilones entfernt, niedergelassen. Der Pater Superior der Mission bedient sich sogar der modernsten Mittel, indem er vom Flugzeug Lebensmittel, Kleider, Decken und Fotos von Kapuzinern über den Hütten abwerfen läßt. Ja er läßt sogar mit dem Fallschirm Stroh-puppen in Kapuzinerkuten, die Taschen voller Lebensmittel und Kondensmilch, abwerfen. Kein Schwachkopf, der Pater Superior. Wenn er eines Tages zu Fuß ankommt, werden sie glauben, daß er vom Himmel gefallen ist.

Aber als ich ersuchte, an diesen Expeditionen teilnehmen zu dürfen, schrieb man das Jahr 1948, lange vor den ernstlichen Versuchen der »Zivilisierten«, die praktisch erst gegen 1965 begannen.

Für mich haben diese Expeditionen drei positive Aspekte: Erst einmal wird es ein ganz anderes Leben sein als in der Küche des Camp der Richmond Co., von der ich allmählich die Nase voll habe. Es wird wieder ein Abenteuer sein, mitten in einer grandiosen Natur, doch diesmal ein Abenteuer in allen Ehren. Klar ist auch ein echtes Risiko dabei, wie bei jedem Abenteuer. Es kommt nicht selten vor, daß eine Expeditionsgruppe um ein oder zwei Mitglieder dezimiert zurückkehrt. Denn die Motilones sind ausgezeichnete Bogenschützen, und, wie man in diesem Gebiet sagt, wohin sie das Auge richten, richten sie den Pfeil. Wird man aber getötet, fressen sie einen nicht, denn sie sind keine Kannibalen. Wenigstens ein kleiner Trost.

Zweiter Aspekt: Dieser Turnus von drei Wochen, mitten im unerforschten, gefährlichen Urwald ist sehr gut bezahlt. Ich werde mehr als das Doppelte verdienen als jetzt hinter meinen Kochtöpfen. Ein sehr positiver Punkt in meiner derzeitigen Einstellung den Dingen gegenüber.

Drittens: Dieser Geologentrupp gefällt mir, lauter kräftige Kerle. Ich weiß zwar genau, daß es zu spät ist, Bekanntschaften zu schließen, die aus mir einen anderen Menschen machen könnten, aber ich habe das Gefühl, daß ich im Verkehr mit diesen »Halbgelehrten« meine Zeit nicht unnütz vertun werde.

Kurzum, voll Begeisterung und Vertrauen ziehe ich mit ihnen los. Ein Kochbuch ist nicht nötig. Konserven genügen und daß man weiß, wie man Pfannkuchen macht und Brot bäckt.

Mein neuer Freund, der Chefgeologe der Expedition, heißt Crichton. Er ist von der California Exploration Co. zur Richmond überstellt. Er weiß absolut alles über die Geologie, Sparte Erdöl. Was das übrige angeht, so weiß er, daß es einen Krieg gegeben hat, weil er ihn mitgemacht hat, aber er ist nicht ganz sicher, ob Alexander der Große vor oder nach Napoleon gelebt hat. Übrigens pfeift er vollkommen drauf, er braucht keine Kenntnisse der Weltgeschichte, um es sich gutgehen zu lassen, um eine vorzügliche Frau zu haben, Kinder zu machen und der Erdölgesellschaft die geologischen Informationen zu liefern, die sie benötigt.

Dennoch nehme ich an, daß er mehr weiß, als er zu erkennen gibt, und ich habe gelernt, dem Humor dieser halben Engländer zu mißtrauen, der sich so oft von dem in der Ardèche unterscheidet. Wir verstehen uns gut.

Eine solche Expedition dauert gewöhnlich zwanzig bis fünfundzwanzig Tage, nach der Rückkehr gibt es acht Tage Urlaub. Die Gruppe besteht aus einem Geologen, dem Chef der Expedition, zwei weiteren Geologen und zwölf bis achtzehn Trägern oder Helfern, von denen nichts anderes verlangt wird, als kräftig und diszipliniert zu sein. Sie haben ihre getrennten Zelte und ihren eigenen Koch. Ich bin nur den drei Geologen beigegeben. Die Männer sind keineswegs stumpfsinnig, und unter ihnen ist

ein Aktivist der A. D. (Demokratische Aktion), der auf die Einhaltung der Gewerkschaftsgesetze achtet. Er heißt Carlos. Es besteht im allgemeinen ein gutes Einvernehmen, und ich bin es, der die Überstunden verrechnet, die sie mehr oder weniger genau nehmen.

Ich bin regelrecht begeistert von dieser ersten Expedition. Die Suche nach geologischen Anzeichen von Erdöllagern vollzieht sich in recht eigenartiger Weise. Das Ziel ist, so weit als möglich entlang der Flüsse in die Berge zu steigen, bis dorthin, wo sie sich einen Durchbruch zwischen den Felsen schaffen. So weit als möglich fährt man auf Lastwagen, dann mit dem Jeep. Sobald man am Ende der Trasse angekommen ist, fährt man flußaufwärts in Paddelbooten, und wenn das Wasser nicht mehr tief genug ist, wird ausgestiegen und die Boote werden flußaufwärts, der Quelle entgegen, gestoßen, bis es nicht mehr weitergeht. Ein Teil des Materials wird von den Männern getragen, ungefähr 45 Kilogramm von jedem, mit Ausnahme der Köche und der drei Geologen.

Warum steigt man so weit in die Berge? Weil man an den Wänden und an den Bruchstellen, die die Flüsse verursacht haben, wie in einem Schulbuch alle aufeinanderfolgenden geologischen Formationen ablesen kann. Dann sammelt man Gesteinsproben, die man aus den Wänden bricht, jede wird registriert, klassifiziert und in einen kleinen Beutel gegeben. Man zeichnet die Richtung der verschiedenen Schichten bis zur Ebene hinunter auf. Auf diese Weise läßt sich an Hand von Hunderten von geologischen Daten, an verschiedenen Punkten erkundet, eine Karte der Schichten erstellen, die man in der Ebene zwischen hundert und tausend Meter Tiefe finden muß. Und wenn die Berechnungen auf Grund aller dieser Informationen richtig sind, macht man eines Tages in hundert Kilometer Entfernung an einer Stelle ein Bohrloch, wo niemand vorher geahnt hätte, daß in dieser und dieser Tiefe eine Erdölschicht zu finden wäre. Was die Wissenschaft fertigbringt, ist wirklich erstaunlich!

Alles ginge sehr gut, wären nicht die Motilonen. Oft gibt es durch ihre Pfeile Verwundete oder Tote. Das erleichtert die

Werbung für die Expeditionen keineswegs und kostet die Gesellschaften viel.

Ich mache mehrere Expeditionen mit und erlebe einiges.

Einer der Geologen ist Holländer. Er heißt Lapp. Eines Tages sammelt er Kaimaneier. In der Sonne getrocknet, schmecken sie köstlich. Man findet sie leicht, indem man die Spur verfolgt, die der Bauch des Kaimanweibchens hinterläßt, wenn es vom Fluß zu der trockenen Stelle hinkriecht, wo es seine Eier gelegt hat, um sie Stunden und Stunden zu bebrüten. Lapp nutzt die Abwesenheit des Kaimanweibchens aus, gräbt die Eier aus der Erde und kommt seelenruhig ins Lager zurück. Kaum hat er die Lichtung betreten, wo wir uns eingerichtet haben, kommt das Kaimanweibchen angesaut wie ein Rennwagen. Das Biest ist dem Dieb auf die Spur gekommen und will ihn bestrafen. Es ist mehr als drei Meter lang und stößt einen röchelnden Atem aus, als ob es Laryngitis hätte. Lapp fängt zu rennen an und kurvt um einen großen Baum, während ich mich krümme vor Lachen beim Anblick dieses langen Teufels in Shorts, der riesige Sprünge macht und um Hilfe brüllt. Crichton und andere Männer kommen angelaufen. Zwei Gewehrschüsse mit Explosivpatronen stoppen das Kaimanweibchen. Lapp jedoch, bleich wie der Tod, fällt auf den Arsch.

Alle sind entrüstet über mein Verhalten. Ich erkläre ihnen, daß ich ohnehin nichts hätte tun können, denn ich trage niemals ein Gewehr, weil es mir zu lästig ist.

Am Abend bei Tisch, während wir im Zelt mein aus Konservbüchsen zusammengestelltes Essen verzehren, sagt mir Crichton: »Sie nicht sehr jung, mindestens vierunddreißig, was?«

»Etwas mehr, warum?«

»Sie leben und benehmen wie ein zwanzig Jahre Mann.«

»Wissen Sie, eigentlich bin ich nicht viel älter, sechsundzwanzig.«

»Stimmt nicht!«

»Doch, und ich werde Ihnen erklären, warum. Ich habe dreizehn Jahre in einem Wandschrank zugebracht. Diese dreizehn Jahre muß ich nachleben, denn ich habe sie nicht gelebt. Neun-

unddreißig weniger dreizehn macht sechsundzwanzig. Ich bin also sechsundzwanzig.«

»Ich verstehe nicht.«

»Macht nichts.«

Dabei ist es wirklich wahr: ich habe die Seele von einem Bengel von zwanzig. Keine Frage — ich muß sie leben, ich brauche sie, ich muß sie zurückgewinnen, diese dreizehn Jahre, die man mir gestohlen hat. Ich muß sie vollständig abbrennen lassen, auf alles pfeifen, so wie man mit zwanzig ist, das Herz voll von Bohème und Lebensfreude.

Eines Morgens, knapp vor Tagesanbruch, weckt uns plötzlich ein spitzer Schrei. Im gleichen Augenblick, da er die Sturmlaterne aufhängte, um den Kaffee zu kochen, wurde der Mannschaftskoch von zwei Pfeilen getroffen, der eine ging in die Seite, der andere in den Schenkel. Er muß sofort nach Maracaibo zurückgebracht werden. Vier Mann tragen ihn auf einer Art überdachter Bahre bis zum Boot, das ihn bis zum Jeep bringen soll, der ihn dann zum Lastwagen fährt.

Der Tag vergeht in lastender Stimmung. Wir spüren um uns im Busch die Anwesenheit der Indianer, ohne sie je zu sehen oder zu hören. Je mehr wir vorrücken, desto mehr hat man das Gefühl, in ihrem Jagdgebiet zu sein. Es gibt nicht wenig Wild, und da alle Männer Gewehre haben, schießen sie von Zeit zu Zeit einen Vogel ab oder eine Art Hasen. Jeder ist ernst, niemand singt, und wenn sie Gewehrschüsse abgegeben haben, sprechen sie hinterher blöderweise mit leiser Stimme, als ob sie Angst hätten, daß jemand sie hört.

Allmählich wird die ganze Mannschaft von Furcht gepackt. Sie wollen, daß die Expedition abgebrochen wird. Crichton selbst, der Chef, will weiter aufsteigen. Der Gewerkschaftsvertreter Carlos ist zwar ein mutiger Bursche, aber auch er ist aufgereg.

Er nimmt mich zur Seite: »Enrique, drehen wir um?«

»Warum, Carlos?«

»Die Indianer.«

»Indianer sind da, das stimmt, aber sie können uns genauso auf dem Rückweg anfallen.«

»Das ist nicht sicher, Francés. Vielleicht sind wir nicht weit von ihrem Dorf. Schau dir diesen Stein an — hier wurde Korn gemahlen.«

»Nicht blöd, was du sagst, Carlos. Gehen wir zu Crichet.«

Der Ami hat die Landung in der Normandie mitgemacht, ihn regt nicht so leicht etwas auf, und sein Beruf ist für ihn wie eine Leidenschaft. Alle Mann sind versammelt, und er sagt, daß wir uns überdies an einer der an geologischen Hinweisen reichsten Stellen befinden. Er kommt in Rage, und in seiner Wut schleudert er den einzigen Satz hin, den er nicht hätte aussprechen sollen: »Wenn ihr Angst habt, gut, dann zieht ab! Ich bleibe!«

Alle Männer sind abgezogen, außer Carlos und mir. Aber auch ich bleibe nur unter der Bedingung, daß wir vor unserem Abzug das Material eingraben, weil ich nichts Schweres tragen will. Seit ich mir nämlich bei einem mißlungenen Ausbruchversuch in Baranquilla beide Füße gebrochen habe, werde ich rasch müde, wenn ich mit einer Last marschiere. Carlos wird die Gesteinsproben tragen.

Fünf Tage bleiben wir ohne Hilfsmannschaft, Crichet, Lapp, Carlos und ich. Es ist nichts vorgefallen, aber offen gesagt, ich habe selten so aufregende Tage erlebt, wo man sich täglich vierundzwanzig Stunden von wer weiß wie vielen unsichtbaren Augen beobachtet wußte. Wir haben aufgegeben, als Crichet, der sich ans Flußufer zurückgezogen hatte, um einem dringenden Bedürfnis nachzugeben, sah, wie die Rosensträucher sich bewegten und zwei Hände sie langsam auseinandersoben. Das nahm ihm die Lust, das zu tun, was er vorgehabt hatte, und mit seiner üblichen Ruhe, als ob nichts vorgefallen wäre, kehrte er den Rosensträuchern den Rücken und kam in unser Lager zurück.

»Ich glaube«, sagte er zu Lapp, »daß der Moment gekommen ist, nach Maracaibo aufzubrechen. Wir haben genügend Gesteinsproben, und ich bin nicht sicher, ob es wissenschaftlich notwendig ist, den Indianern vier interessante Proben der weißen Rasse zu überlassen.«

Wir kommen ohne Zwischenfall nach La Burra, einer Sied-

lung von etwa fünfzehn Häusern. Wir heben einen, während wir auf den Lastwagen warten, der uns abholen soll, als ein einheimischer Mestize, voll wie eine Strandkanone, mich beiseite zieht und mir sagt: »Du bist Franzose, nicht wahr? Na, es lohnt sich nicht, Franzose zu sein, wenn man gar so ahnungslos ist.«

»Ja, wieso?«

»Ich werde es dir sagen. Ihr dringt in das Gebiet der Motilones ein, und was macht ihr? Ihr schießt nach rechts und links auf alles, was fliegt, läuft oder schwimmt. Was ihr macht, ist keine wissenschaftliche Erkundung, das ist eine gigantische Jagdpartie.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Mit diesem Vorgehen zerstört ihr das, was die Indios als ihren Nahrungsvorrat ansehen. Sie haben nicht soviel davon. Sie selbst töten nur grad soviel, wie sie für einen oder zwei Tage brauchen. Nicht mehr. Mehr noch: mit ihren Pfeilen töten sie geräuschlos und jagen das Wild nicht in die Flucht, während ihr alles vernichtet und mit euren Gewehrschüssen die Tiere verschreckt, so daß sie sich anderswohin verziehen.«

Nicht blöd, was der Kerl mir sagt. Er interessiert mich.

»Was möchtest du trinken? Ich zahle.«

»Einen doppelten Rum, Francés, danke.«

Und er fährt fort: »Eben darum schießen die Motilones auf euch mit Pfeilen. Sie meinen, daß sie euretwegen Schwierigkeiten haben werden, sich Nahrung zu verschaffen.«

»Kurzum, wenn ich dich recht verstehe, plündern wir ihre Speisekammer.«

»Genau, Francés. Und noch mehr. Hast du nie bemerkt, daß, wenn ihr euch flußaufwärts bewegt und zu den engen Stellen kommt oder zu den zu seichten und ihr deswegen aussteigen und die Boote schieben müßt, hast du da nicht bemerkt, daß ihr dabei so eine Art Dämme aus Zweigen und Bambusrohren zerstört?«

»Ja, häufig.«

»Na also, was ihr einfach so mir nichts, dir nichts zerstört, das sind nämlich richtige Fischfallen der Motilones, und damit rich-

tet ihr ihnen schweren Schaden an. Es ist ein gutes Stück Arbeit, diese Fallen zu bauen. Sie bestehen aus einer Art komplizierter Labyrinth, durch die im fortlaufenden Zickzack die Fische geleitet werden, die gegen die Strömung hinaufschwimmen, bis sie in eine letzte große Reuse geraten, aus der sie nicht mehr herauskönnen. Vor ihnen eine Bambussperre und keine Möglichkeit, den Eingang wieder zu finden, weil er aus dünnen Lianen besteht, die sie beiseite geschoben haben, um durchzukommen, und die von der Strömung gegen den Eingang gepreßt werden, sobald die Fische in der Reuse sind. Ich habe Fallen gesehen, die mehr als fünfzig Meter lang waren. Eine bewundernswerte Arbeit!«

»Du hast hundertmal recht! Da muß man schon solche Vandalen sein wie wir, um eine derartig mühevollen Arbeit zu zerstören!«

Während unserer Rückfahrt denke ich über das nach, was mir der Mestize in seinem Rumdusel gesagt hat, und ich beschließe, etwas zu versuchen. Nach unserer Ankunft in Maracaibo, sogar noch bevor ich nach Hause gehe, um meine acht Ruhetage zu verbringen, hinterlege ich bei Mr. Blanchet, dem Personalchef, einen Brief, in dem ich ihn bitte, mich am nächsten Tag zu empfangen.

Er empfängt mich, und bei ihm treffe ich auch den Hauptchef der Geologen. Ich erkläre ihnen, daß es bei den Expeditionen keine Verwundeten oder Toten mehr geben würde, wenn man mir die Leitung anvertraut. Selbstverständlich wird Crichton offiziell der Leiter bleiben, aber faktisch werde ich es sein, der die Disziplin der Expedition sichert. Es wird beschlossen, einen Versuch zu machen, der ihnen deshalb gelegen kommt, weil Crichton in seinem Bericht geschrieben hat, daß, falls man noch höher hinaufstiege als bei der letzten Expedition, also in ein noch gefährlicheres Gebiet, eine wahre Fundstätte von Informationen erster Ordnung zu entdecken wäre. Was die Bedingungen meiner neuen Funktionen anlangt, die zu der des Kochs — ich bleibe der Koch der Geologen — hinzukommen, werden sie nach meiner Rückkehr festgesetzt. Selbstverständlich habe ich

nichts von den Umständen gesagt, unter denen ich die Sicherheit der Expeditionen garantieren könnte, aber da die Amis praktische Leute sind, stellen sie mir keine Fragen. Auf das Resultat kommt es an!

Nur Crichton wird von der Sache informiert. Und da sie ihm sehr in den Kram paßt, ist er einverstanden und schenkt mir Vertrauen. Er ist überzeugt, daß ich ein sicheres Mittel entdeckt habe, die Zwischenfälle zu vermeiden. Und dann hat ihm auch die Tatsache einen günstigen Eindruck gemacht, daß ich einer von den dreien gewesen bin, die bei ihm blieben, als alle anderen ihn verließen.

Ich gehe zum Provinzgouverneur und erkläre ihm meine Angelegenheit. Er zeigt sich verständig und entgegenkommend, und dank seinem Empfehlungsschreiben erreiche ich von der Nationalgarde, daß sie ihrem letzten Posten vor dem Gebiet der Motilones den Befehl gibt, allen denen, die ich bezeichnen werde, die Waffen abzunehmen, bevor man uns durchläßt. Sie werden sich einen einleuchtenden Vorwand einfallen lassen. Denn wenn die Leute bei der Abfahrt von Maracaibo wissen, sie müssen ins Gebiet der Motilones ohne Waffen gehen, geht keiner von ihnen mit. Ich muß sie an Ort und Stelle in den Griff bekommen, auf Vertrauensbasis.

Alles läuft gut ab. Beim letzten Posten in Burra werden alle entwaffnet, außer zweien, denen ich den Auftrag gebe, nur bei unmittelbarer Gefahr zu schießen, niemals aber zum Jagen oder zum Spaß. Ich habe einen Revolver, das ist alles.

Keine Geschichten mehr mit unseren Expeditionen von diesem Tag an. Die Amerikaner haben es festgestellt, und da sie vor allem für Leistung sind, fragen sie mich nicht nach der Ursache.

Ich verstehe mich gut mit den Leuten, und sie hören auf mich. Ich bin richtig begeistert von meiner Rolle. Jetzt umgehen wir mit unseren Booten die Fischfallen, ohne sie im geringsten zu beschädigen. Noch was: Da wir wissen, daß die Hauptsorge der Motilones der Hunger ist, lasse ich, immer wenn ein Lager abgebrochen wird, Dosen voll Salz, Zucker und, wenn wir es haben, auch eine Machete, ein Messer, eine kleine Axt zurück. Auf

dem Rückweg, wenn wir wieder an diesen Lagerplätzen vorbeikommen, ist nichts mehr davon da. Alles ist verschwunden, sogar die leeren Dosen.

Meine Taktik hat sich also als nützlich erwiesen, und da in Maracaibo niemand das Warum kennt, geht das Gerücht um, daß ich ein *brujo* bin, ein Zauberer, oder daß ich ein Geheimbündnis mit den Motilones habe, was mich erst recht zum Lachen bringt.

Im Laufe einer dieser Expeditionen nehme ich eine ungewöhnliche Lektion im Fischen. Wie fängt man einen Fisch ohne Köder, ohne Haken, ohne Leine, einfach indem man ihn von der Wasseroberfläche aufnimmt? Mein »Professor« ist der Tapir, ein Tier etwa von der Größe eines ausgewachsenen Schweines. Er wird bis zu zwei Meter lang, manchmal auch mehr. Eines Nachmittags, ich befinde mich in der Nähe des Flusses, sehe ich zum erstenmal einen. Er kommt aus dem Wasser, und ich beobachte ihn, ohne mich zu rühren, um ihn nicht zu verjagen. Seine Haut ähnelt der des Rhinocerosses. Vorn hat er kürzere Pfoten als hinten, und statt des Mauls einen kurzen, aber klar ausgeprägten Rüssel. Er nähert sich einer bestimmten Lianenart und frißt davon eine reichliche Menge, ist also ein Pflanzenfresser. Dann sehe ich ihn wieder zum Fluß hinuntersteigen, ins Wasser gehen und sich zu einer Zone stillen Wassers hinbewegen. Er hält an und, ähnlich wie eine Kuh, macht er ein paar Rülpsen. Also ist er ein Wiederkäuer, denke ich. Schließlich erbricht er eine grüne Flüssigkeit. Sehr geschickt vermischt er diese Flüssigkeit mit dem Wasser, indem er seinen dicken Kopf hin und her bewegt. Ich frage mich, was er mit dem Ganzen bezweckt, als ich wenige Minuten später die Überraschung erlebe, Fische mit dem Bauch nach oben auftauchen zu sehen, die sich langsam, als ob sie betäubt oder schläfrig wären, bewegen. Und jetzt beginnt mein Tapir in aller Ruhe, sich einen Fisch nach dem andern zu schnappen und gemächlich zu verspeisen. Ich komme aus dem Staunen nicht heraus.

Später habe ich selbst die Methode versucht. Ich hatte mir die Lianen gut gemerkt, die er vor mir gefressen hatte, und pflückte

davon einen richtigen Haufen, zerdrücke sie zwischen zwei Steinen und fange den Saft mit einer Kürbisschale auf. Dann gehe ich zu einer Stelle des Flusses, wo die Strömung des Wassers gering ist, und schütte den Saft hinein. Sieg! Einige Minuten später sehe ich die Fische an die Oberfläche kommen — eingeschläfert! Wie beim Tapir. Eine einzige Vorsichtsmaßnahme ist zu treffen: Die Fische sofort ausnehmen, denn zwei Stunden später sind sie verfault. Nach dieser Erfahrung werden an der Tafel der Geologen häufig vorzügliche Fische gegessen. Der Mannschaft habe ich eines aufgetragen: Niemals, unter keinen Umständen, einen so sympathischen Fischer wie meinen Tapir zu töten. Um so mehr, als es harmlose Tiere sind.

Bei diesen Expeditionen ergibt es sich, daß ich als Führer eine Familie von Kaimanjägern, die Fuenmayor, den Vater und zwei Söhne, mithabe. Das ist für alle günstig, denn sie kennen sich im Gebiet sehr gut aus, sind sie aber allein, werden sie zur leichten Beute für die Motilones. Sind sie mit uns, dann führen sie uns tagsüber als Gegenleistung für ihren Unterhalt und gehen nachts auf Kaimanagd. So hat jeder etwas davon.

Es sind Leute aus Maracaibo, Maracuchos, sehr gesellige Menschen. Sie singen beim Sprechen, haben einen sehr entwickelten Freundschaftskult. Mit ihrem Anteil an indianischem Blut haben sie auch alle Eigenschaften der Indianer übernommen und sind außerdem sehr intelligent und schlau. Ich habe noch heute wunderbare und unzerstörbare Freundschaften mit Maracuchos, sowohl mit Männern als auch mit Frauen, denn die Frauen sind schön und verstehen zu lieben und sich lieben zu lassen.

Die Jagd auf den Kaiman, der bis zu drei Metern erreicht, ist sehr gefährlich. Eines Nachts bin ich mit dem Vater und dem älteren Sohn jagen gegangen. In einem ganz engen und leichten Einbaum sitzt der Vater hinten am Ruder, ich in der Mitte und der Sohn vorn. Es ist pechschwarze Nacht, man hört nur die Geräusche des Urwalds und kaum das Plätschern des Wassers gegen das Boot. Es wird nicht geraucht, keinerlei Geräusch gemacht. Auf keinen Fall darf die Ruderstange, die das Boot vorwärtsstößt und zugleich steuert, den Bootsrand streifen.

In gewissen Abständen wird dann der Scheinwerfer einer riesigen elektrischen Lampe eingeschaltet, der über die ganze Wasseroberfläche streicht und paarweise angeordnete rote Punkte aufleuchten läßt, wie es die Scheinwerfer der Autos mit den phosphoreszierenden Reklamen am Straßenrand tun. Zwei rote Punkte: ein Kaiman. Man weiß, daß sich vor den Augen an der Oberfläche die Nasenlöcher befinden, denn Augen und Schnauze sind das einzige, was vom Krokodil aus dem Wasser ragt, wenn es an der Oberfläche ausruht. Bei der Wahl des Opfers entscheidet die kürzeste Distanz zwischen dem Jäger und den zwei roten Punkten. Sobald man ein Tier ausgewählt hat, nähert man sich ihm mit ausgelösctem Licht. Vater Fuenmayor ist ganz große Klasse darin, bei einem sekundenlangen Lichtstrahl die Stelle, wo sich der Kaiman befindet, genau auszumachen. Rasch bewegen wir uns auf ihn zu, und wenn man schätzt, nahe genug zu sein, wird der Lichtstrahl auf das Tier gerichtet, das beinahe immer geblendet bleibt. Nun verläßt der Lichtstrahl das Tier nicht mehr, bis man auf zwei bis drei Meter herangekommen ist. Vorn im Boot richtet der junge Fuenmayor seine Lampe mit der linken Hand auf das Tier und mit der rechten schleudert er aus aller Kraft eine mit zehn Kilogramm Blei belastete Harpune, die allein eine derart widerstandsfähige Haut zu durchbohren und in das Fleisch einzudringen vermag.

Jetzt muß man rasch sein, denn kaum ist das Tier harpuniert, taucht es unter, und wir müssen mit unseren drei Rudern schnell ans Ufer gelangen. Es heißt losspringen, denn wenn man ihm Zeit läßt, kommt der Kaiman wieder an die Oberfläche, stürzt vor, bringt das Boot mit einem einzigen Schlag seines Schwanzes zum Kentern und macht aus den Jägern, zumindest aus zweien, Wildbret für andere Kaimane, die von der Geschichte aufgeschreckt worden sind. Kaum ist das Ufer erreicht, läuft man los und schlingt die Harpunenleine um einen Baum.

Er kommt, man riecht ihn förmlich, um nachzusehen, woran er angebunden ist. Er weiß nicht, was mit ihm geschehen ist, bis auf die Schmerzen im Rücken. Er kommt, Erkundigungen einzuziehen. Langsam, ohne anzureißen, wird die Leine gestrafft

und am Baum gesichert. Er beginnt aufzutauchen, ganz nah am Ufer. Im Augenblick, da er den Kopf herausstreckt, versetzt ihm der junge Fuenmayor, der auf Armeslänge eine schmale, scharfgeschliffene amerikanische Axt hält, einen wuchtigen Schlag auf den Kopf. Manchmal sind drei Schläge notwendig, damit der Kaiman tot ist. Nach jedem Schlag führt auch er einen Schlag mit dem Schwanz, der den Axtmann, wenn er ihn erwischen sollte, ebenfalls in den Himmel schicken würde. Wenn die Axtschläge nicht tödlich waren, was zuweilen vorkommt, muß die Harpunenleine schnell nachgelassen werden, damit das Tier ins tiefe Wasser zurück kann. Denn mit seiner gewaltigen Kraft würde es die Harpune herausreißen, so tief sie auch in seinem Körper sitzt. Man wartet eine Weile und beginnt dann wieder anzuziehen.

Es war eine ungewöhnliche Nacht, wir erlegten mehrere Kaimane. Wir haben sie am Ufer liegen gelassen. Bei Tag werden die Fuenmayor kommen und die Haut am Bauch und unter dem Schwanz abziehen. Die Rückenhaut ist zu hart, um verwendet zu werden. Dann vergräbt man die riesigen Tiere; man darf sie nicht ins Wasser zurückwerfen, weil sonst der Fluß vergiftet würde. Und die Kaimane fressen einander nicht, auch nicht verendete Tiere.

Mehrere Expeditionen habe ich auf diese Weise mitgemacht, dabei gut verdient und mir eine Menge Geld erspart. Als plötzlich das außerordentliche Ereignis meines Lebens eintritt.

Manchmal vergaß ich in den Kerkern von Saint-Joseph einfach meine Umwelt und baute Luftschlösser, um die Einsamkeit und die Stille zu vergessen. Oft sah ich mich bereits in Freiheit, hatte den »Weg der Verdammnis« schon hinter mir gelassen und irgendwo, in einer großen Stadt, ein neues Leben begonnen. Die verschiedensten Bilder gaukelte meine Phantasie mir vor, eines aber kehrte immer wieder: die Gestalt eines Mädchens, dessen Schönheit nur mit seiner Güte vergleichbar war. Sie war weder groß noch klein, an das blonde Haar erinnere ich mich wie heute, und ebenso an ihre haselnußbraunen Augen mit den riesigen Pupillen, aus denen Lebensfreude und Klugheit leuchteten. Aus ihrem unvergleichlich schönen Mund lugten die weißesten Zähne der Welt. Ganz deutlich sah ich ihren herrlichen Körper vor mir und war mir sicher, diese Frau würde eines Tages mir gehören — für immer.

Dieser Abgöttin, der Schönheitskönigin meiner Träume erfand ich eine Seele. Güte, Reinheit, Aufrichtigkeit, alle Eigenschaften verlieh ich ihr, die eine Frau braucht, um ihrem Gefährten Geliebte und Freundin zugleich zu sein. Ich war mir sicher: eines Tages würde ich ihr begegnen, und dann begänne ich mit ihr das Leben eines geachteten Mannes.

In der brennenden, erstickenden Schwüle von Saint-Joseph, wenn den Gefangenen das Atmen schwerfiel, ihr Herz den Dienst versagen wollte, wenn der unauslöschliche Durst sie plagte und sie den Mund aufrissen, um auch das kleinste Teilchen frischer Luft aufzuschnappen, wenn ich, selbst bereits halb erstickt, inmitten der Dunstschwaden mich in meine Luftschlösser zurückzog und dort die frische Luft genoß, die herrlichen grünen Bäume, das sorglose Leben der Reichen — dann tauchte sie stets auf, meine »schöne Prinzessin«, wie ich sie nannte. Nie sah sie anders aus, jede Kleinigkeit stimmte, ihre

Gestalt war mir so vertraut, daß es mir einfach selbstverständlich schien, wenn sie mir in meinen Träumen erschien.

Eines Tages kam ich von einer geologischen Erkundung zurück und beschloß, meine Zimmer im Camp aufzugeben und mir im Zentrum von Maracaibo eine Bleibe zu suchen. Meinen Koffer in der Hand, springe ich vom Lastwagen des Unternehmens und stehe auf einem kleinen, schattigen Platz in der Stadt. Die größeren Sachen habe ich im Camp gelassen. Ich weiß, daß es hier in der Gegend mehrere Pensionen und Hotels gibt, und so gehe ich einfach die Via Venezuela entlang, die die beiden großen Plätze Maracaibos, Plaza Bolivar und Plaza Baralt, verbindet. Die Straße ist eng, die Häuser haben nur ein Geschloß, selten zwei. Es ist furchtbar heiß, und ich muß im Schatten der Gebäude gehen.

»Hotel Vera Cruz.« Ein hübsches Haus im Kolonialstil, vielleicht hundert Jahre alt, hellblau angestrichen. Es sieht sauber und richtiggehend nett aus. Durch einen kühlen Gang komme ich in den Patio. Und dort, in diesem kühlen und schattigen Innenhof sitzt ein Mädchen — sie. Sie ist es, kein Irrtum möglich. Sie ist es, wie ich sie tausendmal in meinen Träumen gesehen habe. Da, vor mir, sitzt sie, in einem Schaukelstuhl, meine »schöne Prinzessin«. Ich bin sicher, ich brauche nur näher zu gehen, um ihre haselnußbraunen Augen zu sehen und das winzige Muttermal in ihrem Gesicht. Alles ist mir vertraut, längst bekannt, ich kann mich einfach nicht irren: die Prinzessin meiner Träume sitzt hier, vor meinen Augen, und erwartet mich.

»*Buenas dias, señora!* Haben Sie ein Zimmer frei?«

Den Koffer habe ich schon hingestellt. Ich bin sicher, daß sie ja sagen wird. Ich sehe sie nicht an, nein, ich verschlinge sie geradezu mit den Augen. Sie ist offenbar erstaunt, von einem Unbekannten so angestarrt zu werden. Als sie aufsteht und mir zulächelt, sehe ich auch die blendendweißen Zähne, die ich längst kenne.

»Ja, ich habe ein Zimmer frei«, sagt sie auf französisch.

»Woher wissen Sie, daß ich Franzose bin?«

»Man merkt es an Ihrem Spanisch. Für einen Franzosen ist

mancher Laut des Spanischen nicht leicht auszusprechen. Bitte, kommen Sie.«

Ich nehme meinen Koffer wieder auf und folge ihr. Sie führt mich in ein sauberes und helles Zimmer, nett möbliert, mit Blick auf den Innenhof.

Zuerst duschen und rasieren. Als ich dann eine Zigarette rauche und mich auf das Bett setze, kommt es mir erst richtig zum Bewußtsein, daß ich nicht träume. Sie ist da, du hast sie gefunden, Papillon. Die Frau, die dir in den schlimmsten Stunden der Haft geholfen hat. Sie ist da, nur wenige Meter trennen dich von ihr. Aber dreh jetzt nicht durch, Papillon. Mein Herz schlägt wie rasend. Zuerst einmal muß ich mich beruhigen. Vor allem, Papillon, niemandem diese verrückte Geschichte erzählen, auch ihr nicht. Wie willst du, ohne dich zum Narren zu machen, jemandem erklären, daß du diese Frau vor Jahren gekannt hast, berührt, geliebt, besessen, während du in Wirklichkeit in den Zellen eines Straflagers im Begriff warst zu verfaulen. Kein Wort, zu niemandem! Hauptsache, die Prinzessin ist jetzt da. Mach dir bloß jetzt keine Sorgen: du hast sie endlich getroffen, jetzt kann nichts mehr schiefgehen. Aber sachte, nur sachte. So wie sie aussieht, ist sie sicher die Besitzerin des Hotels.

Die ersten Worte der Liebe sage ich ihr im *Patio*, in einer wunderbaren Tropennacht. Man hätte glauben können, auch sie habe auf mich gewartet. Sie stammt aus Tanger und ist völlig frei und unabhängig. Ihre Augen sehen mich an und glänzen wie die Sterne über uns. Ich bin ehrlich und sage ihr gleich, daß ich in Frankreich verheiratet bin, daß ich seit Jahren nichts mehr von meiner Familie gehört habe und mich, aus schwerwiegenden Gründen, jetzt auch nicht näher erkundigen kann. Eigentlich stimmt das auch. Ich kann nicht nach Hause schreiben, nicht einmal, um mir irgend etwas amtlich bestätigen zu lassen. Wer weiß, wie die Behörden darauf reagieren würden. Vielleicht würden sie sofort einen Auslieferungsantrag stellen. Aber meine Vergangenheit verschweige ich ihr. Nichts lasse ich unversucht, um sie zu überzeugen. Diese Chance kann ich nicht ungenutzt lassen, eine größere kommt nicht, das spüre ich genau.

»Du bist schön, Rita, wunderschön. Laß dich von mir lieben. Auch ich habe niemanden auf der Welt, aber ich brauche Liebe, und ich will dich lieben. Viel Geld habe ich zwar nicht, und du, mit deinem kleinen Hotel, bist fast reich, aber glaube mir, ich möchte dich lieben, auf ewig, bis zum Tod. Sag ja, Rita! Du bist schöner als die schönsten Blumen dieses Landes, schöner als jede Orchidee. Hör mir zu, ich kenne dich schon seit Jahren, liebe dich seit Jahren. Es ist unwahrscheinlich, aber es ist wahr.«

Aber wie zu erwarten, hatte ich mit Rita kein leichtes Spiel. Drei Tage dauerte es, bis sie sich mir hingab, und dann bat sie mich noch, nur heimlich auf ihr Zimmer zu kommen, als schämte sie sich. Und dann, eines Tages, ist es soweit, wir zeigen unsere Zuneigung offen, und als wäre es ganz natürlich, trete ich nach und nach auch als Hausherr auf.

Unser Glück ist vollkommen, und für mich beginnt ein neues Leben. Ich, der Paria, der geflüchtete Bagnosträfling, habe den »Weg der Verdammnis« verlassen, habe ein Zuhause, eine Frau. Die einzige Wolke auf dem Himmel unseres Glücks: ich kann sie nicht heiraten, weil ich in Frankreich eine Frau habe.

Lieben, geliebt werden. Ein Zuhause. O Gott, wie bist du großmütig, mir das alles geschenkt zu haben!

Die Vagabunden der Straße und die Vagabunden der Meere, die Abenteurer, die das Wagnis ebenso brauchen, wie der gewöhnliche Sterbliche Brot und Wasser: sie alle verbindet ein gemeinsames Leiden: keiner von ihnen hat irgendwann in einem Leben ein Zuhause gehabt. Und wenn das Schicksal sie doch dazu führt, dann nehmen sie es an wie ich, als verwandelter Mensch.

Wie alle anderen Sterblichen, wie mein Vater, meine Mutter, meine Schwestern, meine ganze Familie, habe auch ich jetzt ein Zuhause und eine Frau, die mich liebt.

Eines ist klar, Rita ist eine außergewöhnliche Frau. Sonst hätte ich nicht ihretwegen mein ganzes Leben geändert, gespürt, daß sie den Umschwung in meiner Existenz bedeutet.

Wie ich ist sie auf der Flucht nach Venezuela gekommen. Natürlich nicht aus dem Gefängnis, wie ein schwerer Junge,

aber immerhin. Vor sechs Monaten ist sie aus Tanger gekommen, zusammen mit ihrem Mann, der sie inzwischen verlassen hat, weil er hunderte Kilometer von Maracaibo sich in ein Abenteuer stürzte und Rita ihn nicht begleiten wollte. So ist sie allein im Hotel zurückgeblieben. In Maracaibo hat sie noch einen Bruder. Er ist Vertreter und reist viel herum.

Rita hat mir auch ihr Leben erzählt. Sie ist in einem Armenviertel von Tanger geboren. Von den drei Buben und den drei Mädchen ist Rita die jüngste. Die verwitwete Mutter zieht mit viel Geduld die sechs Kinder auf. Von frühester Kindheit an ist die Straße ihr Revier. Sie will nicht ständig in den zwei Zimmern kleben bleiben wie die anderen. In der Stadt fühlt sie sich wohl, in den Parks, in den Basaren, wo die Menschen essen und trinken, singen und in allen Sprachen der Welt schreien. Immer geht sie barfuß, und die Leute in ihrem Viertel nennen sie Riquita. Wie alle Gleichaltrigen ist sie mehr am Hafen oder am Strand zu finden als in der Schule, und sie weiß sich zu behaupten, wenn es darauf ankommt. Schuhe zieht sie erst mit zehn an.

Wie die ganze Bande ihrer Freunde ist sie aufgeweckt und interessiert sich für alles. Stundenlang sitzt sie mit den Erwachsenen im Kreis und hört den arabischen Märchenerzählern zu. Einer wird einmal richtig böse, immer diese Kleine in der ersten Reihe sitzen zu sehen, die nie bezahlt. Als er ihr einen Fußtritt gibt, setzt sie sich von da an in die zweite . . .

Viel hat sie nicht gelernt, aber um so sehnächtiger träumt sie von der großen, unbekannten Welt, aus der die Schiffe kommen, die sie im Hafen sieht. Weg von zu Hause, reisen, davon hat sie immer schon geträumt, das ist die große Leidenschaft, von der sie nie mehr losgekommen ist, bis heute nicht. Aber die kleine Riquita hat ihre eigenen Ansichten von der Geographie. Nordamerika und Südamerika, das sind für sie das Amerika von oben und das Amerika von unten. Das obere Amerika, das ist New York, der ganze Kontinent. Alle Leute dort sind reich, und es gibt nur Filmschauspieler. Im Amerika von unten leben die Indianer, sie spielen Flöte und schenken den Mädchen Blumen. Arbeiten muß man nicht, weil die Neger alles erledigen.

Aber in dieser Welt der Basare, Kameltreiber und Märchenerzähler gilt ihre größte Liebe dem Zirkus. Zweimal war sie dort, einmal hat sie sich hineingeschmuggelt, das andere Mal hat irgendein alter Knacker an dem hübschen Mädchen einen Narren gefressen und ihr den Eintritt bezahlt. Sie will mit dem Zirkus reisen, die Manege zieht sie an wie ein Magnet. Eines Tages wird sie auf dem Hochseil tanzen, Pirouetten drehen und bejubelt werden. Der Zirkus reist ab, fährt nach Amerika, dem unteren. Sie will mit, unbedingt. Weg aus Tanger, einfach weg. Reich werden und dann zurück zur Familie, die Arme voller Geld.

Der Zirkus fuhr allein ab, aber Rita kam doch noch zu ihrer Reise, als die Familie nach Casablanca übersiedelte. Weit war es nicht, aber immerhin. Der Hafen ist dort größer, die fremden Schiffe mit den seltsamen Namen ziehen sie immer noch an. Reisen, wegfahren, irgendwann, weit, weit weg.

Sechzehn ist sie mittlerweile geworden und trägt schon hübsche Kleider. Sie näht sie sich selbst, denn sie arbeitet in einem Stoffgeschäft — »Aux tissus de France« —, und die Besitzerin schenkt ihr oft Stoffreste. Ihr Traum von der weiten Reise in fremde Länder kann nicht verblassen, arbeitet sie doch ganz in der Nähe der berühmten Fluggesellschaft Latécoère. Oft kommen die Flieger in das Geschäft, die berühmtesten jener Zeit, Mermoz, Saint-Exupéry, Lécivain-Servoz, den sie »Mimile l'écrivain« nannten, Delaunay, Didier und wie sie alle hießen. Lauter schöne Männer, und dazu noch die mutigsten »Reisenden« ihrer Zeit. Sie kennt sie alle, und alle machen sie ihr den Hof. Manchmal läßt sie sich küssen, mehr nicht. Aber wie oft ist sie in Gedanken mit ihnen in die weite Welt geflogen, mit ihnen in der engen Pilotenkabine gesessen, während sie ihnen in der kleinen Konditorei nebenan gegenüber sitzt und ihren Erzählungen lauscht. Alle haben sie gern, betrachten sie als ihren Schützling und machen ihr manchmal kleine Geschenke. Auch Verse widmen sie ihr, die manchmal sogar erscheinen.

Mit neunzehn heiratet sie einen Exportkaufmann, der Obst nach Europa verkauft. Sie arbeiten viel, ein Mädchen kommt

zur Welt und sie sind glücklich. Sie haben zwei Autos, leben gut, und Rita kann ihrer Familie unter die Arme greifen.

Bis eines Tages zwei Orangenladungen verfault in Europa ankommen, beide völlig unbrauchbar. Das ist der Ruin. Der Mann hat bereits große Schulden und müßte wahrscheinlich jahrelang arbeiten, um sie abzuzahlen. So entschließt er sich, vor seinen Gläubigern nach Südamerika zu fliehen. Rita zu überzeugen ist nicht schwer; im Land ihrer Träume liegen das Gold, die Diamanten und das Erdöl geradezu auf der Straße, man braucht sich nur zu bücken und den Reichtum dieses Schlaraffenlands aufzuheben. Die Tochter vertrauen sie Ritas Mutter an, und nun wartet sie geduldig auf das große Schiff, das sie »hinüber« bringen soll.

Das große Schiff, stellt sich bald heraus, ist ein verkommener kleiner Dampfer, zehn Meter lang, fünfeinhalb breit. Der Kapitän, ein nicht ganz astreiner Este, bringt sie und noch eine ganze Reihe anderer ohne Papiere nach Venezuela und verlangt dafür, nach heutigen Maßstäben, tausend Dollar. Die langersehnte Reise tritt Rita also im Laderaum dieses alten Fischkutters an, in Gesellschaft von zehn spanischen Republikanern auf der Flucht vor Franco, einem Portugiesen auf der Flucht vor Salazar und zwei Frauen: einer Deutschen, etwa 25 Jahre alt, einer wahren Zuchtstute, Freizeitbeschäftigung des Kapitäns, und Maria, einer dicken Spanierin, der Frau von Antonio, dem Koch.

Hundertzwölf Tage bis Venezuela, und dazwischen noch ein langer Aufenthalt auf den Kapverdischen Inseln, denn das Schiff ist leck und wäre beinahe gesunken.

Während es repariert wird und die Passagiere an Land sind, beschließt Ritas Mann, sich nach einer anderen Überfahrt umzusehen. Es sei ein Wahnsinn, den Atlantik auf diesem verfaulten Stück Holz überqueren zu wollen. Rita hat die größte Mühe, ihn zu beruhigen, schließlich sei der Kapitän ein Wikinger — die größte Seefahrernation der Welt — und man könne ihm voll und ganz vertrauen.

Um so entsetzter ist sie dann, als ihr die Spanier berichten, der

Kapitän sei ein Schwein und inzwischen mit anderen Leuten handelseins geworden, die er mitnehmen wolle. Während sie an Land nichtsahnend schlafen, will er in See stechen und sie hier zurücklassen.

Die völlig unerwartete Nachricht ruft einen wahren Aufstand hervor, der Kapitän wird zur Rede gestellt und bedroht. Die Spanier haben Messer, und schließlich verspricht er, sie nach Venezuela mitzunehmen. Einer der Passagiere bleibt die ganze Nacht in seiner Nähe, und am nächsten Tag sind sie wieder auf dem Atlantik.

Nach fünfundzwanzig Tagen sind die Testigos-Inseln erreicht, die bereits zu Venezuela gehören, und da ist alles vergessen, die Stürme, die Haie und Delphine, die Mehlwürmer und selbst der Zwischenfall auf den Kapverdischen Inseln. Rita ist so glücklich, endlich anzukommen, daß sie den Verrat des Kapitäns Verrat sein läßt und ihn vor Freude abküßt. Und zum letztenmal hören sie die Ballade, die die Spanier während der Überfahrt komponiert haben — denn wo ein Spanier ist, ist auch eine Gitarre nicht weit.

*A Venezuela nos vamos
Aunque no hay carretera.
A Venezuela nos vamos
En un barquito de vela.*

Nach Venezuela fahren wir,
obwohl es keine Straße gibt.
Nach Venezuela fahren wir,
in einem kleinen Segelboot.

Am 16. April 1948 treffen sie nach einer Reise von 4900 Seemeilen im Hafen von La Guaira ein, nur noch fünfundzwanzig Kilometer von Caracas entfernt.

Der Sanitätskontrolle signalisiert der Kapitän ihre Ankunft mit einem Unterrock, den er in der Luft schwenkt. Und wie groß ist die Freude, als dann das Boot näherkommt und sie die

sonnengebräunten Gesichter der Venezolaner sehen. Venezuela, es ist geschafft!

Rita hat die Reise gut überstanden, obwohl sie zehn Kilogramm abgenommen hat. Nie eine Klage, nie ein Zeichen der Angst, und Grund dafür hätte es bei Gott genug gegeben. Einmal nur war sie schwach, aber niemand hat es bemerkt. Bei der Abreise hatte sie einige Bücher mitgenommen, um die Fahrt zu verkürzen, und darunter das einzige, das wirklich fehl am Platz war, nämlich Jule Vernes »Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer«. Als eines Tages wieder hohe See war, hatte sie es nicht mehr ausgehalten und das Buch über Bord geworfen: Denn seit Tagen schon träumte sie von einem Kraken, der ihr Schiff wie die »Nautilus« in die Tiefe ziehen würde...

Schon wenige Stunden nach der Ankunft hatten die Behörden Venezuelas sie zugelassen, obwohl keiner von ihnen Papiere hatte. Später würden sie schon Ausweise bekommen, hatte man ihnen gesagt. Zwei Kranke kommen in ein Spital, die anderen bekommen mehrere Wochen lang Kleidung, Unterkunft und Nahrung. Dann geht jeder seines Wegs.

Das also ist Ritas Geschichte.

Ist es nicht seltsam, daß ich hier die Frau finden muß, die zwei Jahre lang Ziel meiner Tagträume auf Saint-Joseph gewesen ist, auf der Flucht hier angekommen wie ich, ebenfalls ohne Papiere und von diesem Volk so herzlich und großmütig aufgenommen...

Unser Glück bleibt mehr als drei Monate ungetrübt. Aber eines Tages rauben Unbekannte den Panzerschrank der Richmond & Co. aus, für die ich nach wie vor als Geologe und Expeditionsleiter arbeite. Wie die Polypen hier im Ort die Wahrheit über meine Vergangenheit aufgestöbert haben, weiß ich nicht. Jedenfalls werde ich als Hauptverdächtiger festgenommen und sitze also eines Tages wieder, diesmal im Gefängnis von Maracaibo.

Rita wird natürlich verhört, und so erfährt sie plötzlich von der Polizei, was ich ihr verschwiegen habe: Interpol hat den

hiesigen Greifern alles mitgeteilt. Aber Rita läßt mich nicht allein und hilft mir, so gut sie kann. Sie findet sogar einen Rechtsanwalt, Echeta La Roche, der meine Verteidigung übernimmt und in vierzehn Tagen meinen Freispruch erreicht. Meine Unschuld ist erwiesen. Doch das Unglück ist schon geschehen.

Rita ist sehr bewegt, aber auch sehr traurig, als sie mich vom Gefängnis abholt. Sie sieht mich anders an als früher. Ich spüre, daß sie Angst vor mir hat, daß sie zögert, mich wieder bei sich aufzunehmen. Irgendwie habe ich den Eindruck, alles ist verloren. Und richtig, gleich fängt sie an:

»Warum hast du mich belogen?«

Nein, ich will sie nicht verlieren.

»Rita, du mußt mir glauben. Als ich dich kennengelernt habe, hast du mir so gefallen, habe ich mich so in dich verliebt, daß ich Angst hatte, du würdest mich nicht wollen, wenn ich dir meine Vergangenheit bekenne. Erinnerst du dich, was ich über mich sagte? Natürlich, es war erfunden, aber damals wollte ich dir nur Dinge sagen, von denen ich dachte, du würdest sie gerne hören.«

»Du hast mich belogen... Du hast mich belogen...« sagt sie immer wieder. »Und ich habe dich für einen ehrenwerten Mann gehalten!«

Sie ist in richtiger Panikstimmung. Sie hat Angst. Ja, sie hat Angst, Angst vor dir, Papillon!

»Und was beweist dir, daß ich kein ehrenwerter Mann geworden bin? Ich glaube, ich verdiene es genauso wie jeder andere Mensch, eine Chance zu bekommen. Auch ich kann wieder gut, ehrlich und glücklich werden. Rita, vergiß doch nicht, daß ich dreizehn Jahre gegen die ärgste Strafjustiz gekämpft habe, nur um aus der Verdammnis herauszukommen. Glaube mir, das war nicht leicht. Ich liebe dich, Rita, ich liebe dich wirklich, so wie ich heute bin, nicht als der Papillon von damals. Glaube mir: ich habe dir nichts von meiner Vergangenheit erzählt, weil ich Angst hatte, dich zu verlieren. Ich dachte: damals habe ich falsch gelebt, als schlechter Mensch, aber meine Zukunft an deiner Seite wird alles ändern. Unser ganzes Leben sah ich vor mir, klar

und rein, in fröhlichen und zufriedenen Farben. Ich schwöre es dir, Rita, ich schwöre es beim Leben meines Vaters, der soviel wegen mir leiden mußte.«

Und dann kommen mir die Tränen. Ich kann einfach nicht mehr.

»Stimmt das auch, Henri? Hast du dein Leben und unsere Zukunft wirklich so glücklich, so anders gesehen?«

Ich habe mich wieder gefangen, aber meine Stimme ist immer noch rau, als ich ihr antworte: »So muß es sein, weil es ab jetzt in unseren Herzen so geschrieben steht. Spürst du es nicht auch? Du und ich, wir haben keine Vergangenheit. Nur die Zukunft und die Gegenwart dürfen für uns zählen.«

Rita umarmt mich: »Henri, weine nicht. Hörst du den Wind? Unsere Zukunft beginnt. Aber schwöre mir eins: Nie wieder darfst du etwas Unrechtes tun. Versprich mir, daß du mir nie wieder etwas verheimlichen wirst und daß wir uns in unserem neuen Leben nie mehr schämen müssen.«

Und während wir uns noch umarmen, verspreche ich es ihr. Ich spüre, daß in genau diesem Augenblick die Chance für mein ganzes Leben liegt. Ich verstehe plötzlich, dieser aufrichtigen und mutigen Frau hätte ich nicht verheimlichen sollen, daß ich ein Zuchthaussträfling, ein »Lebenslänglicher« bin.

Ich erzähle ihr alles, alles ohne die geringste Auslassung, in einem Zug. Mein Inneres ist in Aufruhr, alles was mich seit mehr als achtzehn Jahren bewegt, kommt hervor, die fixe Idee, die Wahnvorstellung meiner Rache. Und ich beschließe, darauf zu verzichten, ich lege Rita meine Rache zu Füßen, als Beweis meiner Aufrichtigkeit. Ich kann es selbst noch nicht glauben. Sie kann die Tragweite meiner Worte gar nicht erfassen, aber für mich ist es wie ein Wunder, als ob ein ganz anderer zu ihr spräche: »Um dir zu beweisen, wie sehr ich dich liebe, Rita, bringe ich dir das größte Opfer, das es für mich gibt. Von jetzt an verzichte ich auf meine Rache. Sollen sie doch alle in ihren Betten krepieren, der Staatsanwalt, die Polypen, der bestochene Zeuge, alle, die für meine Leiden verantwortlich sind. Ja, Rita, du hast recht. Um eine Frau wie dich besitzen zu dürfen, muß ich

die Vorstellung aufgeben, alle zu bestrafen, die für meine Leiden verantwortlich sind — verzeihen kann ich ihnen nicht. Rita, vor dir steht ein völlig neuer Mann, der alte Papillon ist tot.«

Rita hat wahrscheinlich den ganzen Tag über dieses Gespräch nachgedacht, denn nach der Arbeit, abends, sagt sie: »Und was ist mit deinem Vater? Du bist jetzt seiner nicht mehr unwürdig, du mußt ihm so schnell wie möglich schreiben.«

»Seit 1933 haben wir voneinander nichts mehr gehört. Seit Oktober 33, ich weiß es ganz genau. Ich war dabei, als man den Sträflingen die Post verteilte, die Briefe, in denen man nichts schreiben konnte, weil die Polypen sie alle öffneten. Auf den Gesichtern der armen Schweine sah man die Verzweiflung, keine Post zu haben, die Enttäuschung, wenn in dem langersehnten Brief nichts von dem stand, was sie erwarteten. Ich habe zugesehen, wie sie die Briefe zerknüllten und zerrissen, während Tränen der Wut und Verzweiflung auf die Tinte fielen und diese langsam zerrann. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, damals, wie diese Briefe in Frankreich aufgenommen wurden. Wenn der Briefträger die Marken von Guayana sah, sagte er wohl jedesmal zu den Nachbarn oder wenn er im Café saß: ›Der Sträfling hat geschrieben. Also lebt er immer noch.‹ Ich konnte mir vorstellen, wie sich die Leute schämten, wenn man sie fragte: ›Nun, wie geht es Ihrem Sohn?‹ Da habe ich meiner Schwester Yvonne einen Brief geschrieben, den einzigen, und ihr gesagt: ›Wartet nie auf Nachrichten von mir und schreibt mir auch nicht. Ich werde allein sterben.‹«

»Henri, das ist jetzt alles vorbei. Wirst du deinem Vater schreiben?«

»Ja. Morgen.«

»Nein, gleich.«

Und so schrieb ich einen langen Brief nach Frankreich, sagte nur, was man erzählen konnte, ohne meinem Vater weh zu tun. Kein Wort von den Leiden, von der Sträflingszeit, nur vom neuen Leben, von Rita, dem Glück. Der Brief kam zurück. Absender verzogen, Anschrift unbekannt.

O Gott, wo ist mein Vater nur hin, um sich und seine Schande

zu verstecken? Die Leute sind gehässig, sie haben ihn sicher vertrieben aus unserer kleinen Heimatstadt, wo sie mich noch alle kannten.

Rita beschließt: »Ich fahre nach Frankreich und suche deinen Vater. Gib deine Arbeit bei den Geologen auf. Sie ist auch zu gefährlich. Während ich weg bin, wirst du dich um das Hotel kümmern.«

Ich habe mich in Rita nicht getäuscht. Sie zögert nicht, allein diese weite Reise zu unternehmen, ja mehr noch, sie vertraut mir so sehr, mir, dem Sträfling, daß sie ihr ganzes Hab und Gut unter meiner Aufsicht zurücklassen will. Aber sie hat recht, sie kann mir vertrauen.

Sie hat das Hotel nur gemietet, allerdings mit Option auf den Kauf. Zuerst also heißt es, das Hotel zu kaufen, bevor es uns jemand anderer vor der Nase wegschnappt. Jetzt merke ich zum erstenmal, was es heißt, sich einen Platz an der Sonne auf ehrliche Weise zu ergattern.

Ich kündige bei Richmond & Co., und mit meinen 6000 Bolivar und Ritas Ersparnissen können wir der Besitzerin des Hotels die Hälfte des Preises bezahlen. Und dann beginnt der Kampf. Tag und Nacht müssen wir arbeiten, um Geld zu verdienen und unsere Raten abzahlen zu können. Achtzehn Stunden, manchmal neunzehn, jeden Tag, Rita genauso wie ich. Und doch haben diese Anstrengungen, dieser Wille, um jeden Preis das Ziel zu erreichen, etwas Herrliches an sich. Noch nie waren wir mehr vereint als in der Arbeit, und keiner spricht je von Müdigkeit. Ich besorge die Einkäufe, helfe in der Küche mit, empfangen die Gäste, mache dies, mache das. Ohne Unterbrechung sind wir auf den Beinen, lächeln, obwohl wir schon im Stehen einschlafen könnten. Und am nächsten Tag wieder. Tag für Tag.

Am Marktplatz, auf der Plaza Baralt, verdiene ich noch etwas nebenbei, indem ich Kleider verkaufe, die ich billig in der Fabrik bekomme, weil sie einen Fabrikationsfehler haben. In der stechenden Vormittagssonne preise ich lauthals meine Waren an, und eines Tages geht meine Begeisterung so weit, daß ich eine

Herrenweste in der Mitte auseinanderreiße, nur weil ich zeigen will, wie robust sie ist. An diesem Tag kann ich den Leuten noch so oft erklären, ich sei der stärkste Mann von Maracaibo, das Geschäft geht trotzdem schlecht.

Die Plaza Baralt ist das Geschäftszentrum von Maracaibo, stets in Bewegung und immer voll mit Menschen. Der Markt ist gegenüber der Kirche, und zu kaufen gibt es einfach alles. Fleisch, Wild, Fische, Schalentiere und die großen Iguans, die man mit ihren Krallen derart ineinander verstrickt, daß sie nicht fort kriechen können, Kaimaneier, Schildkröten, auch den *morocoy*, die herrlich schmeckende Landschildkröte. Früchte aller Art und natürlich auch frische Palmherzen. Alle Menschenrassen bunt durcheinander, die Hautfarben verschieden wie die Formen der Augen, von den geschlitzten der Chinesen bis zu den großen, runden der Neger.

Wir hatten Maracaibo gern, obwohl es in Venezuela kaum einen heißeren Ort geben dürfte. Was aber diese Kolonialstadt so anziehend macht, ist das dort lebende lustige Völkchen mit seiner singenden Sprache, seiner Güte und Großherzigkeit. Das spanische Blut ist hier nur schwach vertreten, aber von den Indianern haben die Leute das Beste übernommen. Die Männer sind hitzig, aber sie halten die Freundschaft hoch und stehen zu ihr. Gegen alles, was aus Caracas kommt, hat der *Maracuchó*, wie der Einwohner von Maracaibo hier heißt, eine tiefverwurzelte Abneigung. Es ist ihm nicht recht, daß man in der Hauptstadt nur zu leicht auf ihn vergißt, obwohl doch er es ist, der das ganze Land mit seinem Erdöl und seinem Geld versorgt. Er ist eigentlich der Reiche im Land — und dabei behandeln ihn die anderen wie einen armen Verwandten, obwohl sie ihr Geld nur ihm verdanken. Die Frauen sind schön, treu und als gute Mütter bekannt.

Und alle diese Menschen sind ständig auf der Plaza Baralt, könnte man meinen, wo die Kleider ebenso bunt sind wie die Häuser und die Früchte. An allen Ecken und Enden stehen kleine Gelegenheitsschmuggler, die ihre Ware — Alkohol und Zigaretten — fast offen zur Schau stellen, als wären alle hier

eine große Familie. Der Polizist dreht sich diskret um, ganz kurz nur, aber doch lang genug, damit die Flasche Cognac oder Whisky, die Stange Zigaretten den Besitzer wechseln kann. Die verschiedensten Waren strömen von überall her nach Maracai-bo, die Leute haben genug Geld, die Währung ist gut.

Ein Hotel zu führen ist nicht einfach. Als Rita gekommen war, hatte sie zuerst einmal mit einer venezolanischen Sitte auf-geräumt, die viel zu teuer kam. Die Gäste waren es nämlich ge-wöhnt, ausgiebig zu frühstücken, Maiskuchen, Schinken mit Ei, Pökelfleisch, Käse und vieles mehr. Da das Hotel nur Voll-pension hatte, war das Menü des Tages immer auf einer Tafel angeschrieben. Gleich am ersten Tag ging sie hin, löschte alles aus und schrieb mit Entschiedenheit: »Frühstück — Kaffee, Brot und Butter.« Sehr schön, müssen die Gäste gedacht haben, und wenige Tage später war die Hälfte ausgezogen.

Dann kam ich. Rita hat nur einige Änderungen durchge-bracht. Bei mir ist das anders, ich krempel alles um.

Erstens: die Preise werden verdoppelt.

Zweitens: nur noch französische Küche.

Drittens: Klimaanlage in allen Zimmern.

Die Leute waren nicht wenig erstaunt, in einem alten, zum Hotel umgebauten Kolonialhaus in allen Räumen Klimaanlage vorzufinden, und nach und nach kamen andere Gäste. Zuerst fast nur Vertreter. Eines Tages kam auch ein Baske. Er ver-kaufte »Schweizer« Uhren, Marke Omega, die in Peru herge-stellt wurden. Seine Geschäfte wickelte er stets in seinem Zim-mer ab und verkaufte nur an Einzelhändler, die sich ihrerseits ihre Opfer an den Haustüren oder in den Erdölcamps suchten. Obwohl im Hotel nichts passieren kann, hat er an seiner Zim-mertür drei schwere Schlösser anbringen lassen, denn er ist wahnsinnig mißtrauisch. Und eines Tages muß er feststellen, daß von Zeit zu Zeit eine Uhr verschwindet. Tagelang glaubt er an Geister und Spuk — bis sich herausstellt, daß der Dieb Bouclette ist, unser Hund. Bouclette ist ein vorwitziger Pudel, der sich unter den Augen des Uhrenhändlers vorsichtig, ganz vorsichtig ins Zimmer schleicht und mit Begeisterung ein Armband oder

eine Uhr mitgehen läßt. Und mein Baske fängt an zu schreien, ich hätte den Hund abgerichtet, ich wollte ihn bestehlen. Ich lache ihm geradewegs ins Gesicht, und nach zwei, drei Gläsern Rum glaubt er mir dann, daß ich wirklich nicht an seinen falschen Schweizer Uhren interessiert bin. Ich würde mich sogar schämen, sie zu verkaufen, das Talmi stinkt ja zum Himmel. »Mr. Omega« hat sich beruhigt und zieht sich in sein dreifach versperrtes Zimmer zurück.

Die seltsamsten Vögel kommen ins Hotel. Maracaibo ist übervoll, es ist fast unmöglich, ein Quartier zu bekommen. In der Stadt treibt sich eine Gruppe von Neapolitanern herum, die den Leuten Stoffe andrehen. Der Trick dabei ist, sie so geschickt zu falten, daß man glaubt, es sei genug für vier Anzüge. Wenn sie dann weg sind, stellt sich heraus, es reicht nicht einmal für zwei. Sie ziehen sich an wie Seeleute, wandern von Tür zu Tür und verschonen auch die Camps nicht. Wie sie unser Hotel entdeckt haben, ist mir schleierhaft, aber eines Tages sind sie einfach da. Die Zimmer sind alle besetzt, und so können sie höchstens im Hof schlafen. Einverstanden. Gegen sieben Uhr abends kommen sie meist. Da sie abends bei uns essen, haben wir auch gelernt, echte Spaghetti zu kochen. Sie sind eigentlich gute Gäste und geben nicht wenig aus.

Abends werden die Eisenbetten in den Patio hinausgetragen, und Rita richtet mit zwei Mädchen alles her. Ich verlange immer Vorauszahlung, und so gibt es jeden Abend das gleiche Gezeter: sie finden es zu teuer, wenn sie nur im Freien wohnen. Und jeden Abend erkläre ich ihnen aufs neue, es sei im Gegenteil sehr logisch und völlig korrekt, nachdem wir abends die Betten hinaus- und jeden Morgen wieder hineinräumen müssen. Eigentlich sei diese viele Arbeit überhaupt unbezahlbar. »Und kommt nicht immer reklamieren, sonst erhöhe ich die Preise. Ich gehe ja drauf, diese ganze Einrichtung ständig auf- und abzubauen. Eigentlich zahlt ihr nicht für die Übernachtung, sondern für den Bettentransport.«

Schließlich zahlen sie dann, und wir scherzen und lachen wieder. Und obwohl sie genug Geld verdienen, beginnt der ganze

Zirkus allerdings am nächsten Abend wieder. Noch größer ist das Gezeter, wenn es einmal in der Nacht geregnet hat und sie sich mit Kleidern und Matratzen in den Speisesaal flüchten mußten.

Eines Tages bekomme ich den Besuch einer Puffmutter. Fünf Kilometer außerhalb der Stadt, in La Cabeza de Toro, hat sie ein großes Etablissement, das »Tibiri Tabara«, wo fast 120 Mädchen für sie arbeiten. Elénore gefällt mir, trotz ihres riesigen Volumens. Sie hat herrliche Augen und ist nicht dumm.

Einige Mädchen, Französinnen, wollen weg, erklärt sie mir. Sie wollen nicht Tag und Nacht im Bordell bleiben. Von neun Uhr abends bis vier Uhr früh arbeiten, okay. Aber sie wollen gut essen und vor allem bequem wohnen, ohne ständig den Lärm hören zu müssen.

Mit Elénore kann ich mich arrangieren. Die Französinnen und die Italienerinnen dürfen kommen. Die Preise werden natürlich gleich um zehn Bolivar erhöht, die Mädchen sind froh, im Hotel »Vera Cruz« bleiben zu dürfen, wo sie unter Franzosen sind, und Geld haben sie auch genug. Eigentlich sollten nur sechs kommen, aber einen Monat später haben wir bereits doppelt so viele bei uns.

Rita hat von allem Anfang an für Ordnung gesorgt. Die Mädchen sind alle jung und hübsch, Männerbesuche sind strengstens verboten, auch im Hof und im Speisesaal. Aber im Hotel benehmen sich die Mädchen ohnehin wie Damen. Am Abend werden sie von Taxis abgeholt. Ganz diskret und ohne Aufsehen gehen sie jeden Abend in die »Firma«, wie sie es ausdrücken. Manchmal kommt auch einer der Zuhälter, aus Paris oder einfach aus Caracas. Er darf natürlich ins Hotel, aber die Herren versuchen ohnehin alle, so wenig wie möglich aufzufallen. Einkassieren, ein bißchen guter Zuspruch, und schon sind sie wieder weg, genauso still und leise, wie sie gekommen sind.

Wir führten kein isoliertes Leben, wir waren keineswegs vom Rest der Welt abgeschnitten, sondern lebten in Venezuela, mit all seinen wirtschaftlichen und politischen Strömungen. Und 1948 war die Politik wirklich kein ruhiges Geschäft. Seit 1945

herrschten Gallegos und Betancourt über das Land und versuchten als erste in der Geschichte Venezuelas, die Demokratie einzuführen.

Am 13. November 1948, kaum drei Monate nachdem ich mit Rita begonnen hatte, richtiggehend zu arbeiten, um das Hotel zu kaufen, tönte der erste Kanonenschlag gegen die beiden. Major Thomas Mendoza versuchte ganz allein einen Volksaufstand zu organisieren. Das Unternehmen schlug fehl.

Elf Tage später übernahmen die Militärs die Macht; der Staatsstreich war bis ins letzte Detail vorbereitet gewesen und forderte kaum Opfer. Gallegos, der bekannte Schriftsteller, trat als Präsident der Republik zurück. Betancourt, der Vollblutpolitiker, erhielt in der kolumbianischen Botschaft Asyl.

Wir in Maracaibo erleben spannende Stunden. Im Radio hört man plötzlich eine Stimme: »Arbeiter, auf die Straßen! Man will euch eure Freiheit rauben, die Gewerkschaften auflösen, euch eine Militärdiktatur aufzwingen. Das ganze Volk soll ... « Klick. Aus. Man hat ihm das Mikrophon entrissen, und dann eine ernste, ruhige Stimme: »Bürger! Die Streitkräfte haben heute die Macht jenen Männern entzogen, die sie nach dem Sturz von General Medina aus ihren Händen empfangen hatten. Sie haben die Macht mißbraucht. Fürchtet nichts! Wir respektieren die Freiheit und den Besitz jedes einzelnen. Es lebe die Armee! Es lebe die Revolution!« Mehr haben wir hier von dieser Revolution nicht erlebt, und am nächsten Morgen werden in der Zeitung die drei Obristen der Militärjunta bekanntgegeben: Delgado Chalbaud als Präsident, Perez Jimenez und Llovera Paez. Anfangs fürchteten wir, die neuen Machthaber würden die Bürgerrechte einschränken, doch es geschah nichts, das Leben ging unverändert weiter, und man merkte kaum, daß in Caracas andere Leute an der Macht waren oder daß das Land von Militärs regiert wurde.

Zwei Jahre später wird Delgado Chalbaud ermordet. Eine unangenehme Geschichte, von der zwei Varianten kursieren: Entweder sollten alle drei umgebracht werden, und er war als erster dran, oder einer der beiden anderen, vielleicht auch alle bei-

de, haben ihn umbringen lassen. Die Wahrheit darüber ist nie bekannt geworden, und der Mörder wurde auf dem Transport ins Gefängnis auf offener Straße erschossen. Besser hätte es nicht kommen können. Jedenfalls geht aus diesem Machtkampf Perez Jimenez als Sieger hervor und wird 1952 auch offiziell als Diktator eingesetzt.

Unser Leben aber geht in denselben Bahnen weiter, und obwohl wir keine Abwechslung haben, das Wort Ausflug oder Spaziergang für uns völlig seinen Sinn verloren hat, sind wir glücklich. Unsere Liebe wird von Tag zu Tag größer, und das, woran wir bauen, wird eines Tages, dank unserer Anstrengungen, unser Zuhause sein. Wir werden glücklich sein, froh, niemandem etwas verdanken zu müssen, und vereint, wie es nur zwei Menschen sein können, die einander so lieben wie wir.

Und Clotilde wird zu uns kommen, Ritas Tochter wird auch meine Tochter sein, und mein Vater wird kommen und uns allen ein Vater sein. Und unser Haus wird allen meinen Freunden offenstehen, sie werden sich bei uns wohl fühlen.

In diesem Haus des Glücks werden wir so zufrieden sein, daß ich nie mehr daran denken muß, mich an denen zu rächen, die mich und die Meinen haben leiden lassen.

Dann ist der Tag endlich da, wir haben gewonnen. Im Dezember 1950 wird beim Notar das Dokument aufgesetzt — das Hotel gehört uns.

VATER

Nach einigen Vorbereitungen ist Rita heute abgereist. Voller Hoffnung ist sie weggefahren, sie will meinen Vater suchen, den Ort finden, wohin er sich zurückgezogen hat, vielleicht gar verstecken mußte.

»Hab Vertrauen, Henri. Ich bringe deinen Vater mit.«

Das Hotel muß ich jetzt allein führen, und dazu muß ich den Verkauf ramponierter Kleider auf dem Marktplatz aufgeben. Schade, das hatte mir in wenigen Stunden nicht wenig Geld eingebracht. Aber Rita ist meinen Vater holen gefahren, jetzt muß ich mich um alles kümmern.

Meinen Vater holt sie, den Dorflehrer aus der Ardèche, den ich zum letztenmal vor zwanzig, mein Gott, vor zwanzig Jahren gesehen habe. Als er mich nach meiner Verurteilung im Gefängnis besuchte, konnte er mich nicht einmal mehr umarmen, weil das Gitter der Besucherzelle uns trennte. Und meine Rita wird ihm sagen können: »Ich komme als Ihre Tochter, ich komme, um Ihnen zu sagen, daß Ihr Sohn es durch seine eigene Kraft geschafft hat, er ist frei, er hat sich ein Leben als ehrenwerter und angesehener Mann aufgebaut und wartet auf Sie.«

Jetzt muß ich jeden Morgen um fünf aufstehen. Beim Einkaufen begleiten mich der Hund Minou und Carlitos, ein kleiner Junge, den ich aufgelesen habe, als sie ihn nach einer Jugendstrafe aus dem Gefängnis entlassen haben. In eineinhalb Stunden habe ich die Einkäufe für den ganzen Tag erledigt, und Carlitos trägt die Körbe mit dem Fleisch, den Fischen und dem Gemüse. Jeden Morgen kommen wir beladen wie die Packesel ins Hotel zurück, wo die beiden Küchengehilfinnen schon auf uns warten, um alles zu verstauen.

Der schönste Augenblick in diesem rastlosen, aber glücklichen Leben ist für mich die Frühstückszeit. Um halb sieben sitze ich im Speisesaal, auf meinen Knien die vierjährige Tochter Rosas,

der Köchin. Kohlrabenschwarz ist die Kleine. Wenn sie nicht auf meinen Knien sitzen darf, will sie nicht essen. Ihr kleiner, nach Seife duftender Körper, ihre Augen, die mich vertrauensvoll ansehen, der Hund, der sich jeden Morgen kläffend ärgert, wenn ich ihm die Kleine vorziehe, Ritas Papagei, der neben meiner Kaffeetasse Brotkrumen aufpicks — alle diese wunderbaren Kleinigkeiten machen das Frühstück für mich zum angenehmsten Punkt des ganzen Tagesablaufs.

Nicht ein einziger Brief von Rita. Warum wohl? Sie ist schon über einen Monat weg! Es sind zwar sechzehn Tage Überfahrt, aber immerhin müßte sie schon seit zwei Wochen in Frankreich sein und rührt sich immer noch nicht. Hat sie noch nichts erreicht, verschweigt sie mir etwas? Ein Telegramm würde schon genügen, ein kurzes, ganz kurzes Telegramm.

Den ganzen Tag warte ich auf den Briefträger und verlasse das Haus nur, wenn es sein muß. Die Einkäufe, die Besorgungen, alles erledige ich so schnell es geht, um nur ja immer im Hotel zu sein. In Venezuela tragen die Telegrammboten zwar keine Uniform, aber man erkennt sie daran, daß sie immer jung sind.

Kaum betritt ein Bürschchen den Patio, gehe ich schon auf ihn zu, versuche zu erkennen, ob er eines der grünen Telegrammformulare in der Hand hat. Nichts, wieder nichts. Meistens sind es gar keine Telegrammboten, und wenn es wirklich einer ist und ich ihm das grüne Papier schon aus der Hand reißen will, dann ist es nicht für mich.

Das Warten macht mich nervös und ängstlich, und ich stürze mich in die Arbeit, um nicht ständig daran zu denken. Mich ruhig hinzusetzen, halte ich einfach nicht mehr aus. So geht es einfach nicht weiter. Ich helfe in der Küche mit, erfinde neue Speisen, kontrolliere die Zimmer, manchmal sogar mehrmals am Tag, dann spreche ich mit den Gästen, irgend etwas muß ich immer tun, sonst werde ich verrückt. Nur nicht daran denken, daß noch immer kein Brief da ist, nur nicht bewußt warten. Jede Nacht gegen zwei Uhr steigt ein Poker — aber da will ich nicht mittun, das habe ich mir geschworen.

Das Hotel läuft auch in Ritas Abwesenheit ganz gut, und die Gäste sind zufrieden.

Ein einziger echter Zwischenfall, aber der ist nicht von schlechten Eltern. Carlitos hat anstatt Benzin Petroleum gekauft, um den Küchenboden zu putzen, und als die Mädchen nachher ahnungslos Feuer im Herd machen, steht plötzlich die ganze Küche in Flammen. Beide haben Verbrennungen von den Füßen bis zum Bauch, und nur durch Zufall konnte ich gerade noch die Kleine von Rosa in eine Decke wickeln und retten. Sie hat fast nichts abbekommen, aber die beiden anderen sehen gar nicht gut aus. Ich lasse sie in ihren Zimmern im Hotel pflegen und hole mir einen Koch aus Panama.

Das Hotelleben geht weiter, aber ich werde immer unruhiger. Noch immer keine Post, Rita fehlt mir sehr.

Siebenundfünfzig Tage war sie fort, und jetzt kommt sie, in zwanzig Minuten ist sie da. Ich bin schon am Flughafen. Warum nur hat sie dieses lakonische Telegramm geschickt, »Ankomme Dienstag 15 Uhr 30 Flug 705 Küsse Rita«? Hat sie niemanden gefunden? Ich will mir jetzt keine Fragen mehr stellen, in einer Viertelstunde ist alles vorbei, werde ich alles wissen.

Da ist sie!

Sie steigt als fünfte aus dem Flugzeug. Sie sieht mich sofort, und wir winken uns zu. Sie geht ganz normal. Ich versuche, ihren Gesichtsausdruck zu erkennen, nein, sie lacht nicht, sie lächelt nur. Sie kommt nicht mit siegessicherer Miene zurück, sie hat mir nicht aus Freude zugewunken, nur einfach so, um mir zu zeigen, daß sie mich gesehen hat.

Als sie nur noch zehn Meter entfernt ist, verstehe ich, daß sie als Geschlagene zurückkommt.

Ja, meinen Vater hat sie gefunden, er liegt in einem kleinen Dorffriedhof in der Ardèche.

Sie hält mir ein Foto hin. Ein ordentliches Grab, aus Beton, und darauf: »J. CHARRIERE.« Vier Monate vor ihrer Ankunft ist er gestorben. Und die Fotografie seines Grabes ist das einzige, was Rita mir bringen kann.

Mein Herz droht stillzustehen, so voll der Hoffnung war ich,

als Rita abfuhr. In mir ist etwas zerbrochen, alle Illusionen des erwachsenen Mannes, der sich angesichts seines Vaters immer wie ein Kind gefühlt hatte. Mein Gott, warum hast du mich in der Jugend bestraft und es mir auch jetzt verwehrt, meinen Vater zu umarmen, seine Stimme zu hören. Ich bin sicher, er hätte mir gesagt: »Komm in meine Arme, mein kleiner Riri. Das Schicksal war unerbittlich, die Justiz hat dich unmenschlich behandelt, aber ich liebe dich immer noch, mein Sohn, ich habe dich nie verleugnet und bin stolz, daß du es geschafft hast.«

Immer wieder erzählt mir Rita das Wenige, das sie erfahren konnte, sich von den Leuten geradezu erbetteln mußte, erzählt mir vom Leben meines Vaters nach meinem Prozeß. Ich bleibe stumm, ich kann einfach nichts sagen, meine Stimme versagt den Dienst. Und plötzlich, als hätten sich Schleusen geöffnet, ist der Wille nach Rache wieder da, stärker als je zuvor. Ihr verdammten Polypen, euch werde ich den Sprengstoffkoffer schon in den Quai des Orfèvres bringen, aber nicht einer soll dabei draufgehen, nicht zwei, nein, hundert, zweihundert, tausend, alle sollt ihr in die Luft fliegen. Und du, Goldstein, du hast gelogen, gegen mich ausgesagt, dich werde ich auch noch erledigen, das kannst du mir glauben, du kriegst, was du verdienst. Und auch du, Herr von Staatsanwalt, sollst mich noch kennenlernen. Du wolltest unbedingt, daß man mich verurteilt. Dir werde ich die Zunge herausreißen, warte nur, ich komme schon noch drauf, wie ich dir am meisten Schmerzen zufügen kann.

»Rita, wir müssen uns trennen. Versuch mich, bitte, zu verstehen, sie haben mein Leben ruiniert. Sie haben es nicht zugelassen, daß ich meinen Vater umarme, sie haben verhindert, daß er mir verzeihen konnte. Ich muß mich rächen, Rita, sie dürfen mir nicht entkommen. Morgen fahre ich. Es ist unsere letzte Nacht. Wo ich das Geld für die Fahrt und die Durchführung meines Plans hernehme, weiß ich schon. Du mußt mir nur 5000 Bolivar geben, von unserem Ersparten, für die ersten Spesen.«

Und in der langen Stille verschwindet das Gesicht Ritas, nur noch die Einzelheiten meines Plans laufen wie in einem Film vor meinem Auge ab.

Wieviel brauche ich? Eigentlich nicht einmal 200 000 Bolivar. Früher habe ich alles überschätzt, aber das muß reichen. Zwei Sachen habe ich nie angerührt, aus Respekt vor diesem Land. El Callao und seinen von meinen Exkumpeln bewachten Goldschatz, und jetzt, mitten in Caracas, den Kassierer einer großen Firma, den ich mir ganz leicht schnappen könnte, da er ohne Bewachung ist. Der Hausflur eignet sich sehr gut, er ist schlecht beleuchtet, außerdem kann ich es allein machen, ich brauche nur etwas Chloroform. Beschissen ist nur, daß sie zu dritt sind, wenn wirklich viel Geld transportiert wird. Es dann auch noch allein zu machen, hat keine hundertprozentigen Erfolgchancen mehr. El Callao ist natürlich einfacher. Dort brauche ich mir nur zu nehmen, was ich brauche — mehr als dreißig Kilo sind es ohnehin nicht —, und dann irgendwo vergraben. Wenn etwas schiefgeht, kann ich mich bei Maria einquartieren. Aber warum sollen sie es überhaupt gleich merken. Alles kinderleicht: ich schlafe bei Maria, und wenn sie schläft, genügt ein bißchen Chloroform, damit sie nicht aufwacht. In der Nacht sieht mich ohnehin niemand, nackt und schwarz angestrichen. Der Wächter schon gar nicht.

Die Flucht muß über Britisch-Guayana gehen. In Georgetown komme ich mit ganz wenig Gold an, in Klumpen natürlich, und die Barren zu schmelzen ist ja kein Problem. Einen Käufer finde ich sicher. Das Ganze wird natürlich nur mit halbierten Geldscheinen abgewickelt, so braucht keiner Angst zu haben, gerollt zu werden. Die zweite Hälfte der Banknoten bekomme ich erst bei Übergabe der Ware, am britischen Ufer des Caroni, wo das Versteck ist.

In Georgetown kann ich eigentlich ruhig wieder auftauchen, schließlich habe ich mich vor einigen Jahren ja heimlich abgesetzt. Sollte man je etwas von mir wissen wollen, kann ich immer noch sagen, ich war im Busch, Naturgummi suchen, oder Gold, und sei deswegen so lange weggewesen.

Julot ist ja auch noch in Georgetown. Er ist ein echter Kumpel und wird mich schon bei sich aufnehmen. Ausgehen kann ich natürlich nur nachts, oder besser überhaupt nicht, er wird

alles für mich besorgen. Der große André ist, glaube ich, auch noch da und hat einen kanadischen Paß, der mir blendend zu Gesicht stehen würde. Ein neues Foto, andere Stempel, und *avanti*, Papillon. Und wenn nicht, ist auch nichts passiert, es gibt genug Leute, die froh sind, ihren Paß in Geld umzusetzen, ganz zu schweigen von den Seeleuten, denen alles recht ist, wenn die Kasse stimmt.

Das Geld wird nach Buenos Aires überwiesen, viele Devisen sollte ich nicht bei mir haben. Von Trinidad aus mit dem Flugzeug nach Rio, Paß wechseln, und auf nach Argentinien.

Dort ist überhaupt alles einfach! Dort habe ich Freunde, und die Schubladen der alten Nazis gehen vor falschen Pässen nur so über. Von Buenos Aires aus nach Portugal, mit vier verschiedenen Pässen und I-Karten. Verschiedene Nationalität, ja, aber der gleiche Name, sonst irre ich mich noch.

In Lissabon nehme ich mir ein Auto und fahre nach Barcelona, von dort aus nach Frankreich, wieder mit dem Auto, mit einem Paß aus Paraguay. Spanisch kann ich jetzt gut genug, jedenfalls genug, um zu bluffen, wenn ein Polizist an der Grenze den Schlaunen spielen will.

Die Hälfte des Geldes ist schon in Frankreich, beim »Crédit Lyonnais« vielleicht, der Rest als Reserve in Buenos Aires.

Und alle Leute, die mich unterwegs, in Südamerika, gesehen haben, müssen glauben, daß ich unterwegs nach Italien bin, wo meine Frau auf mich wartet, um in einem Seebad einen Laden zu eröffnen.

In Paris steige ich im »George V.« ab. Nachts darf ich natürlich nie ausgehen, das Abendessen wird am Zimmer eingenommen und jeden Abend um zehn Tee bestellt. Jeden Tag. Daran erkennt man den ordentlichen Gast, der einem genauen Tagesablauf folgt. In einem Hotel spricht sich so etwas schnell herum.

Schnurrbart und anders geschnittene Haare, natürlich. Vielleicht ein Bürstenschnitt, wie ein Offizier. Wenig sprechen, und wenn es schon sein muß, dann nur mit spanischem Akzent. Nicht vergessen, jeden Tag spanische Zeitungen kommen zu lassen.

Tausendmal habe ich mir überlegt, an welchem Ende ich beginnen soll, damit man keine Verbindung zwischen mir und den Ereignissen herstellen kann.

Als erstes kommen die Polypen dran, ein Koffer mit Sprengstoff, frei ins Haus, Quai des Orfèvres 36, bitte sehr. Wenn ich es richtig anstelle, ist es völlig ausgeschlossen, daß man nachher auf mich verfällt. Zuerst muß ich mir alles genau ansehen, »den Tatort inspizieren«. Die Zeit muß auch gestoppt werden: Wie lange brauche ich bis hinauf in den ersten Stock, wo der Journaldienst ist, und wieder zurück. Zum Einstellen des Zünders brauche ich niemanden, das habe ich in der Garage zur Genüge praktiziert.

Ankunft in einem Lieferwagen, Firma Sowieso, Büromaterial. Arbeitsmantel, wie ein Lieferant, den Koffer auf dem Arm, keine Schwierigkeit. Es muß einfach gehen. Einen Namen muß ich mir verschaffen, ein hohes Vieh mit Büro im ersten Stock, damit ich ihn den Wachhabenden unter die Nase reiben kann. Oder den Auftragszettel vorzeigen, als könnte ich mich nicht an den Namen erinnern. Und dann, Feuer! Es müßte schon mit dem Teufel zugehen, wenn man hier auf Papillon käme! Ein anarchistisches Attentat, wird man annehmen.

Und Pradel, dieses Schwein, wird auch nicht verstanden haben, was wirklich gespielt wird. Für ihn werde ich eine Villa mieten, mit dem paraguayischen Paß. Vielleicht kann ich mir auch einen französischen Ausweis besorgen. Lieber nicht. Es wird auch mit dem falschen Ausländerpaß gehen, und ich muß nicht unbedingt in den Kreisen auftauchen, wo man ohne Schwierigkeiten Dokumente bekommt.

Das Haus muß in der unmittelbaren Nähe von Paris sein, an der Seine, weil ich es auch vom Fluß her erreichen können will. Ich kaufe ein kleines Boot, leicht, schnell und mit einer Kabine, mit einem Ankerplatz vor der Villa und einem anderen mitten in Paris. Ein Auto brauche ich auch, unauffällig und wendig. Bevor ich Pradel entführe und in der Villa einsperre, muß ich erst erfahren, wie sein Tagesablauf ist, wo er arbeitet, wie er lebt. Wo verbringt er das Wochenende, fährt er mit der Stadtbahn, mit

dem Autobus oder mit dem Taxi. Hat er ein eigenes Auto? Wo ißt er zu Mittag?

Wichtig ist, festzustellen, wann er allein ist. Wenn ich ihn dann im Keller des Hauses habe... dann gnade dir, Pradel! 1931, beim Prozeß — ich sehe dein Raubvogelgesicht noch ganz genau vor mir —, schienst du mir zu sagen: »Mir kommst du nicht aus, Bürschchen, was immer ich gefunden habe, werde ich gegen dich vorbringen; dein Fall wird so gewichtig sein, daß die Richter dich für immer und ewig aus der Gesellschaft verbannen werden.« Pradel war von den Anwälten gefürchtet, und er warf seine ganze Kraft, sein ganzes Können in die Waagschale, um mich, einen Vierundzwanzigjährigen, so hinzustellen, daß die zwölf idiotischen, völlig überforderten Geschworenen mich für verdorben und nicht mehr besserungsfähig halten mußten. Lebenslänglich. Pradel muß ich mindestens eine Woche quälen können, bevor er mir draufgeht, und das ist noch zuwenig!

Als letzter ist Goldstein an der Reihe, der »Zeuge«. Ihn muß ich als letzten vornehmen, denn er ist für mich am gefährlichsten. Wenn er einmal tot ist, wird man seinen Akt ganz genau unter die Lupe nehmen, und die Polypen sind nicht völlig vertrottelt, sie werden sehr bald auf meinen Prozeß stoßen und die Rolle, die er darin gespielt hat. Daß ich geflüchtet bin, wissen sie auch, und von da an ist es kein weiter Schritt mehr bis zu der Annahme, daß Papillon wieder Pariser Luft atmet. Dann wird es gefährlich, sehr gefährlich: Hotels, Bahnhöfe, Häfen, Flugplätze, alles werden sie kontrollieren. Dann heißt es, keinen Fehler zu begehen. Ganz schnell muß ich mich absetzen.

Goldstein müßte eigentlich nicht schwer zu finden sein. Ich brauche ihn nur beim Pelzgeschäft seines Vaters abpassen und ihm folgen. Möglichkeiten, ihn umzulegen, gibt es genug, aber ich will unbedingt, daß er mich vorher erkennt. Am liebsten würde ich ihn erwürgen, wie ich es so oft geträumt habe. Ganz langsam die Hände um seinen Hals schließen, immer fester, und hören soll er mich auch noch. Auch die Toten stehen manchmal wieder auf, Goldstein. Das hast du dir nicht erwartet, unter meinen Händen zu sterben, nicht wahr, sag schon? Dabei geht

es dir noch gut, du gehst in wenigen Minuten drauf, aber mich hast du dazu verurteilt, mein ganzes Leben lang im Dreck der Gefängnisse draufzugehn.

Hoffentlich komme ich noch aus Frankreich raus. Wenn Goldstein tot ist, wird es wirklich brenzlig. Innerhalb kürzester Zeit werden sie herausbekommen, daß ich es war. Wenn schon! Und wenn ich dabei draufgehe! Hauptsache, ich habe ihnen die Rechnung präsentiert. Was sie mir angetan haben, hätte ich ihnen noch verzeihen, aber daß mein Vater sterben mußte, ohne mich gesehen zu haben, nein! Vater, dein Riri lebt, er hat es geschafft, hätte ich ihm gesagt. Aber daß er in Verzweiflung gestorben ist, sich vielleicht vor seinen Freunden verstecken mußte, nicht einmal gewußt hat, ob ich noch lebe, was aus mir geworden ist, nein, das nicht, das kann ich ihnen nie verzeihen!

Und während ich mir alle Phasen meines Plans noch einmal, zum hundertsten Male durch den Kopf gehen lasse, hat Rita zu meinen Füßen gesessen, den Kopf an mich gelehnt. Kein Wort hat die Stille durchbrochen, man hätte glauben können, sie habe den Atem angehalten.

»Rita, Liebling, morgen fahre ich.«

»Du wirst nicht fahren.«

Sie ist aufgestanden, hat die Arme auf meine Schultern gelegt und sieht mir tief in die Augen.

»Du darfst nicht fahren. Du kannst nicht fahren. Auch für mich hat sich die Lage verändert, verstehe mich doch. Ich habe die Übersiedlung meiner Tochter in die Wege geleitet. Du weißt doch, ich habe sie dort gelassen, weil ich sie nicht kommen lassen wollte, ohne ihr etwas zu bieten. Jetzt bin ich soweit, jetzt hätte sie einen Vater. Und du? Willst du dich drücken, hast du Angst vor der Verantwortung? Willst du alles zerstören, was wir uns aufgebaut haben? Glaubst du, nichts zählt mehr, nur weil du die Leute umbringen willst, die für deine Leiden, vielleicht für den Tod deines Vaters verantwortlich sind? Ist das die einzige Lösung, glaubst du wirklich? Dein Schicksal ist mit meinem untrennbar verbunden, Henri, für immer. Denk an mich, denk an das Mädchen, das zu uns kommen wird. Sie wird dich gern ha-

ben, ich spüre es. Ich verlange nicht von dir, daß du verzeihst, aber gib die Rache auf, endgültig. Du hattest es doch beschlossen! Dein Vater stirbt, und schon sind alle guten Vorsätze vergessen. Hör mir zu, Henri: Wenn dein Vater noch am Leben wäre, glaubst du, daß dieser aufrechte Dorfschullehrer deine Rache gutheißen könnte, nachdem er sein ganzes Leben lang unzähligen Kindern erklärt hat, man müsse gut sein, ehrlich, fleißig, die Gesetze achten, nichts Schlechtes tun. Glaubst du wirklich? Nein! Er würde dir sagen, daß die Polypen, der bestochene Zeuge, der Staatsanwalt, die armen Idioten von Geschworenen, wie du sie nennst, und sämtliche Gefangenenerwärter der Welt zusammen nicht so viel wert sind wie eine Frau, die dich liebt, ein Mädchen, das dich zum Vater braucht, ein ehrlich erworbenes Zuhause und ein anständiges Leben. Das würde *er* dir sagen. So einfach stelle ich mir deine Rache nicht vor, Henri. Hinfahren und alle umbringen. Nein, das geht nicht. Im Gegenteil, unsere Familie soll für alle zum Inbegriff eines glücklichen Lebens werden. Dein Verstand soll uns, mit meiner Hilfe, auf ehrliche Weise zu einem angenehmen Leben führen. Wenn man von dir spricht, sollen alle nur sagen, der Franzose, das ist ein aufrechter Mann, ehrlich und gerade, wenn er etwas sagt, so kann man ihm glauben. So sollte deine Rache sein, so stelle ich sie mir vor: allen zu zeigen, daß sie sich in dir geirrt haben, daß du es zu etwas gebracht hast, weil du deine Vergangenheit überwunden hast, trotz eines mittelalterlichen Strafsystems, trotz der Gemeinheit der Menschen. Das ist die einzige Rache, die meiner Liebe und meines Vertrauens in dich würdig ist.«

Letzten Endes hat Rita dann gewonnen. Die ganze Nacht haben wir diskutiert, und ich habe den Kelch weiß Gott bis zur Neige geleert. Alles muß ich wissen von ihrer Reise, jede Einzelheit. Rita liegt auf dem großen Sofa, völlig erschöpft von der Reise und von der Anstrengung, mich zu überzeugen. Und ich überschütte sie mit Fragen, nach jeder Kleinigkeit frage ich doppelt und dreifach, bis ich nach und nach alles erfahren habe, auch das, was sie mir verschweigen wollte.

Schon bei der Abreise von Maracaibo nach Caracas, wo sich

Rita einschiffen sollte, schien sich alles gegen sie zu verschwören, als sollte sie nie bis nach Frankreich kommen. Als sie sich auf der »Colombie« einschiffen will, merkt sie plötzlich, daß ihr eines der vielen Visa fehlt. Zurück nach Caracas, im Kampf gegen die Uhr, denn das Schiff wartet nicht, noch dazu die elende Bergstraße, ich kenne sie von früher her. Endlich ist auch das erledigt. Zurück zum Hafen, dazu die Angst, das Schiff könnte schon weg sein. Plötzlich bricht ein gewaltiges Gewitter aus, die Wassermassen waschen die Straße aus. Die Lage wird so gefährlich, daß der Taxichauffeur es mit der Angst zu tun bekommt und umkehrt. Rita bleibt allein am Straßenrand, das Gewitter hört nicht auf. Drei Kilometer muß sie zu Fuß gehen, bis ihr endlich durch Zufall ein Taxi begegnet, das auf dem Weg nach Caracas ist und wegen des Unwetters wieder zum Hafen zurückfährt. Von dort kann man bereits die Sirenen hören, und Rita bleibt nur die Hoffnung, daß es nicht ihr Schiff ist.

Als sie endlich in ihrer Kabine ist, kommt es an Bord zu einem Zwischenfall, und die Abfahrt verzögert sich um mehrere Stunden. Alles scheint verhext, als ob der Himmel ihr einen Wink geben wollte.

Endlich in Frankreich, Le Havre — Paris — Marseille ohne Aufenthalt. Dort holt eine Bekannte sie ab und bringt sie mit einem Beamten zusammen, der ihr ohne zu zögern einen Brief an einen seiner Freunde mitgibt: an einen gewissen Henri Champel. Er wohnt in Vals-les-Bains, einem kleinen Dorf in der Ardèche.

Weiter geht die Reise, und erst bei den Champels kommt Rita dazu, Atem zu holen, sich auf die Suche zu begeben. Aber die Schwierigkeiten sind noch lange nicht vorbei.

Henri Champel und seine Frau sind reizend, sie bringen Rita nach Aubenas, wo Dr. Testud wohnt, der Rechtsanwalt unserer Familie. Und dieser herzlose Spießbürger hat nichts Besseres zu tun, als ihr gleich im ersten Augenblick schonungslos ins Gesicht zu sagen, daß Vater tot ist. Dann verbietet er ihr noch, aus eigenem, ohne irgend jemanden zu fragen, sich mit der Schwester meines Vaters und deren Mann in Verbindung zu setzen,

die als pensionierte Lehrer in Aubenas leben. Jahre später, als ich sie wiedersah, nahmen sie uns mit offenen Armen auf und waren entsetzt, als sie hörten, daß dieser unglückselige Notar Rita verboten hatte, sie aufzusuchen. Bei meinen beiden Schwestern ist es das gleiche, er weigert sich, Rita die Adresse zu geben. Doch wenigstens den Ort gibt er preis, wo mein Vater begraben ist, Saint-Peray.

Auf nach Saint-Peray also. Henri Champel und Rita finden das Grab und bringen auch noch etwas anderes in Erfahrung. Nachdem er zwanzig Jahre Witwer war, hat mein Vater noch einmal geheiratet, während ich bereits im Bagno war. Eine pensionierte Lehrerin, die entfernt zur Familie gehörte. Wir nannten sie Tante Ju, als wir klein waren.

Eine bewundernswerte Frau, berichtet Rita. Sie war großmütig genug, in meinem Vater die Erinnerung an seine erste Frau nicht auszulöschen, und hatte in den Zimmern noch große Fotos von ihr hängen, die meinen Vater an seine vergötterte erste Frau erinnerten. Rita hatte mit eigenen Augen noch die alten Möbel gesehen, mit der Hand darüber streichen können, und diese Tante Ju, die plötzlich in mein Leben trat, obwohl ich gleichzeitig den Eindruck hatte, sie immer schon gut gekannt zu haben, Tante Ju hatte alles unternommen, um für Rita die Atmosphäre lebendig zu machen, die mein Vater und sie selbst zu Hause aufrechterhalten hatten: die Erinnerung an meine Mutter und die Gegenwart des kleinen Riri, der ich für meinen Vater geblieben war.

Am 16. November, meinem Geburtstag, weinte mein Vater immer. Zu Weihnachten blieb jedesmal ein Sessel für mich frei, und wenn die Polizei kam, um ihnen zu sagen, daß Henri wieder einmal die Flucht gelungen war, hätten sie die Gendarmen am liebsten abgeküßt, so froh waren sie beide. Denn Tante Ju, die mich kaum kannte, hatte mich wie einen Sohn in ihr Herz geschlossen und vergoß mit meinem Vater Freudentränen, wenn sie hörte, daß ich wieder einmal ausgebrochen war.

Besser als Tante Ju hätte niemand Rita aufnehmen können, aber auch Tante Ju gab ihr die Adresse meiner Schwestern nicht.

Warum? Warum nur hat Tante Ju, die Frau meines Vaters, diese Adressen nicht nennen wollen? Plötzlich komme ich darauf: sie wird nicht gewußt haben, wie man dort die Nachricht aufnehmen würde, daß ich wieder aufgetaucht bin. Sie muß gewichtige Gründe gehabt haben, Rita nicht zu sagen, schnell, gehen Sie dorthin, sie werden sich wahnsinnig freuen, daß ihr Bruder lebt, daß es ihm gut geht. Vielleicht wußte Tante Ju, daß sich weder Yvonne noch Hélène, von ihren Männern ganz zu schweigen, besonders gefreut hätten, die Frau ihres Bruders, des entflohenen Kettensträflings, zu sehen, den man zu lebenslänglichem Bagno verurteilt hatte. Sicher, das wird es wohl gewesen sein, Tante Ju wollte keine Unruhe in deren geordnetes kleinbürgerliches Leben bringen.

Mein Gott, sie sind verheiratet, haben Kinder, und diese Kinder wissen wahrscheinlich gar nicht, daß es mich gibt. Sie wird sich gedacht haben, es ist besser, vorsichtig zu sein, die gute Tante Ju. Wenn ich mir vorstelle, daß ich in dreizehn Jahren Haft in Gedanken mit ihnen gelebt habe, nur durch sie, und daß sie in den dreizehn Jahren alles getan haben, um mich zu vergessen, aus ihrem Leben zu verdrängen... Und meine Frau hat nichts anderes zurückgebracht als ein bißchen Erde vom Grab meines Vaters und ein Foto der Stätte, wo er sich genau vier Monate vor ihrer Ankunft in Frankreich zur letzten Ruhe gelegt hat!

Aber durch Ritas Augen habe ich alles gesehen, Champel hat sie überallhin geführt, zur Brücke, wo ich als Kind mit meinen Freunden spielte, zur Schule, in deren Obergeschoß wir damals wohnten, genau oberhalb der Klassenzimmer. Das Soldatendenkmal, das man vom Garten aus sehen konnte, der Garten selbst, und Rita kann mir berichten, nichts, fast nichts hat sich verändert. Alles, was du mir oft und oft beschrieben hast, ist noch genauso. Fast könnte ich glauben, Henri, ich erkenne Dinge wieder, die ich vor langer, langer Zeit bereits gesehen habe.

Sehr oft noch verlangte ich abends von Rita, mir noch einmal dieses oder jenes zu erzählen. Das Leben im Hotel geht unver-

ändert weiter, aber in mir ist etwas anders geworden, der Tod meines Vaters ist für mich etwas Unerklärliches. Es ist, als hätte nicht ein vierzigjähriger Mann in der Blüte seines Lebens die Nachricht vom Tod seines Vaters erhalten, den er zwanzig Jahre nicht gesehen hat, sondern ein zehnjähriger Junge, der aus Trotz die Schule geschwänzt hat und bei seiner Rückkehr erfahren muß, daß sein Vater gestorben ist.

Clotilde, Ritas Tochter, ist gekommen. Sie ist fünfzehn vorbei, aber noch so zart und schwächlich, daß man sie auf zwölf schätzen würde. Klein, schwarzes gelocktes Haar fällt ihr bis auf die schmalen Schultern, und ihre glänzenden schwarzen Augen verraten Neugier und Vorwitz. Auch im Gesicht ist sie noch ein echtes Kind, und man erwartet immer, sie mit einer Puppe im Arm anzutreffen. Wir haben uns vom ersten Augenblick an verstanden. Man spürt, daß sie begriffen hat, in diesem Mann, der mit ihrer Mutter lebt, den besten Freund gefunden zu haben, der sie immer gern haben und beschützen wird.

Seit Clotilde da ist, habe ich etwas Neues entdeckt: die Beschützerrolle. Ich möchte, daß sie glücklich ist, daß sie in mir eine Stütze sieht, bei der sie immer Zuflucht findet, vielleicht auch einen Vater.

Da Rita wieder zurück ist, muß ich nicht mehr ganz so früh auf den Markt. Clotilde nehme ich mit, und jeden Morgen stolzisiert sie mit Minou an der Leine, Carlitos und seine Körbe nebenher mit mir zum Markt, wo alles für sie neu ist. Alles muß sie sehen, und wenn sie wieder etwas Neues entdeckt hat, will sie sofort wissen, was es ist. Am meisten ist sie von den Indianerinnen beeindruckt, deren farbige Kleider sie ebenso faszinieren wie die bemalten Wangen oder die Pantoffeln mit den bunten Wollquasten.

Ganz fest drückt sie meine Hand und will vor einer eingebildeten Gefahr geschützt werden, klammert sich an mich, um mich in dieser bewegten, schreienden, handelnden und feilschenden Menschenmenge nicht zu verlieren, und ruft damit bei mir ein neues unbekanntes Gefühl hervor: die Vaterliebe.

Ich weiß, der Leser erwartet sich einen Bericht meiner Erlebnisse und Abenteuer, nicht etwa eine Geschichte Venezuelas. Er möge mir daher verzeihen, wenn ich auf einige politische Ereignisse eingehe, die sich während meines Aufenthalts abgespielt haben. Zwei Gründe haben mich dazu veranlaßt. Erstens hat das politische Geschehen den Ablauf meines Lebens und meine Entscheidungen direkt beeinflußt, und darüber hinaus habe ich bei meinen Reisen in mehrere Länder, wo »Papillon« erschienen ist, merken müssen, daß man von Venezuela im allgemeinen ganz falsche Vorstellungen hat.

Für die meisten ist Venezuela ein südamerikanischer Staat — viele könnten nicht einmal sagen, wo er genau liegt —, der Ölvorkommen hat und von den Amerikanern wie eine Kolonie ausgebeutet wird.

Letzteres ist keineswegs richtig. Der Einfluß der Erdölgesellschaften war zwar bedeutend, aber nach und nach haben die Intellektuellen des Landes es verstanden, Venezuela völlig aus der Einflußsphäre der amerikanischen Politik herauszuhalten.

Heute ist die politische Unabhängigkeit Venezuelas weitgehend unbeschnitten, was auch klar aus der Haltung hervorgeht, die das Land bei den Vereinten Nationen und auch bei anderen Gelegenheiten vertritt. Was die zahlreichen politischen Parteien verbindet, ist der gemeinsame Wille, die Handlungsfreiheit Venezuelas anderen Staaten gegenüber unter allen Umständen zu sichern. So unterhalten wir seit der Machtübernahme durch Caldera zu allen Staaten der Welt, unabhängig von ihrer politischen Orientierung, diplomatische Beziehungen.

In der Wirtschaft ist Venezuela natürlich vom Erdöl abhängig, aber man hat es verstanden, den Preis dafür in die Höhe zu treiben, und manche Erdölgesellschaften zahlen dem Staat bis zu 85 Prozent ihrer Gewinne.

Aber Venezuela — das ist nicht nur Erdöl und Eisen. Das Land hat auch Menschen, ein riesiges Reservoir an Menschen, die ihre Heimat von jedem wirtschaftlichen Druck befreien wollen, von welcher Seite immer er auch kommt. Menschen, die den Beweis angetreten haben, daß es in Venezuela eine Demokratie geben kann, die man ebenso respektieren muß wie in jedem anderen Land.

An den Universitäten, den Brutstätten der politischen Ideen, träumt die Jugend von sozialer Gerechtigkeit und radikaler Veränderung des Gesellschaftssystems. Diese Jugend glaubt daran und ist sich ihres Erfolges sicher, wenn sie sagt, sie wolle die Demokratie verwirklichen, ohne die Freiheit unterdrücken zu müssen, sie wolle das Glück des ganzen Volks, ohne in eine Diktatur »rechter« oder »linker« Prägung zu verfallen. Natürlich geht das alles nicht ohne Demonstrationen ab, ohne Gewalt, und wenn die Presseagenturen das dann in aller Welt verbreiten, vergessen sie ganz einfach, die Hintergründe mitzuliefern. Ich habe Vertrauen zur Jugend dieses Landes, denn sie wird aus Venezuela einen Staat machen, den man später als Beispiel für sein echtes demokratisches Regime und für seine Wirtschaft zitiert werden wird. Man sollte nicht vergessen, daß die riesigen Rohstoffreserven bereits in naher Zukunft vollständig industrialisiert sein werden. Wenn es soweit ist, wird Venezuela eine große Schlacht gewonnen haben. Und es wird sie gewinnen, davon bin ich überzeugt.

Aber nicht nur fast grenzenlose Möglichkeiten der Industrialisierung hat das Land, Venezuela ist auch das ideale Land für den Tourismus der Zukunft. Nichts fehlt ihm dazu: von Kokosbäumen beschattete Sandstrände, mehr Sonnentage als irgend ein anderes Land der Welt, Fischgründe im stets angenehm warmem Wasser, Flugplätze auch für die größten Maschinen, niedrige Preise, unzählige Inseln und freundliche, hilfsbereite Bewohner, denen, um nur ein Beispiel zu nennen, das Rassenproblem völlig fremd ist. Nur eine Flugstunde von Caracas, und schon ist man bei den Indianern, am See von Maracaibo oder im ewigen Schnee der Anden.

In kurzer Zeit wird Venezuela zahlreiche Touristen aufnehmen können, und keiner wird es je bereuen, gekommen zu sein, so groß ist die Vielfalt der Möglichkeiten. Die politische Polarisierung der Venezolaner bezieht sich nur auf eigene, innenpolitische Fragen, und das Volk hier ist viel zu ausgeglichen, als daß es Fremde danach beurteilen würde, woher sie kommen und welche Ideen ihr Land vertritt.

Ich habe immer schon davon geträumt, daß die großen Gewerkschaften sich entschließen, in der Urlaubszeit Familien nicht in großen Hotels unterzubringen, sondern in Bungalows, wo sie die Möglichkeit haben, den Tag so zu verbringen, wie sie wollen. Die Flugzeuge werden immer schneller, die Charterflüge haben die Kosten erheblich gesenkt. Warum sollten also die großen Gewerkschaften der Welt nicht Grundstücke kaufen und ihren Mitgliedern Urlaubsmöglichkeiten bieten, wie sie sonst nur Leute mit dickeren Brieftaschen haben?

Man könnte sagen, daß die wirtschaftlichen Möglichkeiten Venezuelas so groß sind, daß das Land eigentlich nicht von einem Politiker, sondern von einem Buchhalter regiert werden sollte.

1951... Hier habe ich bei meinen Aufzeichnungen wieder den Eindruck, daß es nichts mehr zu erzählen gibt. Man erzählt von Stürmen, von Abenteuern auf Stromschnellen, aber wenn das Wasser wieder tief und ruhig geworden ist, wenn sich alles wieder zum Guten gewendet hat, möchte man am liebsten die Augen schließen und kein Wort mehr sagen. Und dann beginnen wieder die Regenfälle, die Bäche steigen, die Wasser werden gefährlich, man wird von einem Strudel mitgerissen, und selbst wenn man in Frieden leben wollte, abseits von allen Gefahren, weit weg vom Abenteuer, der Einfluß der äußeren Ereignisse ist so stark, daß man sich aufs neue in die Fluten stürzen muß, den Gefahren ausweichen will und wieder einmal versucht, den Hafen der Sicherheit und Geborgenheit zu erreichen.

Nach der ungeklärten Ermordung von Chalbaud, Ende 1950, übernimmt in Wahrheit Perez Jimenez die Macht, wenn er sich

auch diesmal noch hinter Flamerich verschanzt, den er als Präsidenten der Junta vorgeschoben hat. Damit beginnt in Venezuela die Diktatur. Zuerst wird die Meinungsfreiheit beschränkt, Radio und Presse zensuriert. Die Opposition sammelt sich im Untergrund, und die gefürchtete *Seguridad Nacional*, die politische Polizei, tritt in Aktion. Kommunisten und *Adecos*, die Mitglieder der »Demokratischen Aktion«, der Partei Betancourts, werden gleichermaßen verfolgt.

Mehrmals finden einige von ihnen bei uns Unterschlupf. Wir öffnen unsere Tür jedem, wer immer es sei, ohne zu fragen. Es macht mir Freude, diesen Anhängern Betancourts, dem ich meine Freiheit verdanke, zu helfen. Jedesmal riskieren wir, unser Hab und Gut zu verlieren, aber Rita versteht, daß ich nicht anders handeln kann.

Das Hotel ist überhaupt zum Zufluchtsort für alle Franzosen geworden, die in der Tinte sitzen, wenn sie fast mittellos nach Venezuela kommen und nicht wissen, wohin. Bei uns können sie umsonst wohnen und essen, bis sie Arbeit gefunden haben. In Maracaibo nennen sie mich schon den Konsul der Franzosen...

Unter diesen armen Teufeln war auch Georges Arnaud, den wir beherbergten, verköstigten und ausstaffierten, bevor er das nötige Geld, ebenfalls von uns, bekam, um nach Kolumbien zu gelangen. Mit dem, was ich ihm damals erzählte, hat er später »Lohn der Angst« geschrieben, und zum Dank für das alles hat er uns später in einem seiner letzten Bücher verleumdet.

Ich bin wieder mit meiner Familie in Kontakt. Nach der Abreise Ritas aus Frankreich hatte Tante Ju meinen Schwestern geschrieben, und jetzt bekomme ich von allen regelmäßig Post. Nach zwanzig Jahren ist das große Schweigen endlich vorbei, und als der erste Brief kam, zitterten mir die Hände.

Gott sei Dank! Die Briefe waren ein einziger Freudenschrei — daß ich lebte, daß es mir gut ging, daß meine Frau lieb und nett war, wie von Tante Ju beschrieben. Ich habe meine Schwestern wiedergefunden, aber gleichzeitig auch ihre Familien, die nun *meine* Familien geworden sind.

Hélène, die ältere, hat drei Mädchen und einen strammen Buben, und selbst ihr Mann hat mir geschrieben. Er mag mich immer noch, er freut sich, daß es mir gut geht, daß ich überhaupt am Leben bin. Und Fotos, immer neue Fotos, und seitenlange Briefe, Erinnerungen, ihr Leben, der Krieg, die Kinder... Jedes einzelne Wort lese ich immer wieder, um nur ganz genau alles zu verstehen, nichts auszulassen.

Langsam kommt meine Kindheit wieder zum Vorschein. Mein lieber Riri, schreibt meine Schwester. Mein Gott, Riri! Ich sehe noch meine Mutter vor mir, wie sie mich rief, Riri!, und mir dabei zulächelte. Auf einem der Fotos, die ich ihnen geschickt habe, bin ich Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, schreiben sie. Wenn ich ihm äußerlich so ähnlich bin, meint meine Schwester, muß ich auch sonst wie er sein. Nein, sie und ihr Mann fürchten sich nicht davor, daß ich wieder auftauche. Die Polizei hat von Ritas Aufenthalt erfahren und der Familie Fragen gestellt. Ja, wir wissen, wo er ist, hat ihnen mein Schwager gesagt, es geht ihm sehr gut, und er ist glücklich, danke der Nachfrage.

Yvonne, meine andere Schwester, lebt in Paris. Sie hat einen Rechtsanwalt geheiratet, einen Korsen. Zwei Mädchen, ein Bub, es geht ihnen gut. Und wieder: Du bist frei, Du hast jemanden, der Dich liebt, Du hast ein Zuhause, es geht Dir gut, bravo, Riri! Mein Mann, unsere Kinder und ich danken Gott, daß er Dich aus dem Bagno gerettet hat.

Hélène, die ältere, will Clotilde bei sich aufnehmen, damit sie in eine bessere Schule kommt. Ein wunderbarer Vorschlag, den wir natürlich annehmen.

Aber das wunderbarste für mich ist wohl, daß keiner sich zu schämen scheint, mich, einen ehemaligen Sträfling, in der Familie zu haben.

Mitten in diesen Reigen guter Nachrichten platzt noch eine weitere: Roesberg, ein französischer Arzt hier in Maracaibo, hat mir die Adresse von meinem Freund Doktor Guibert-Germain verschafft. Er war im Bagno Arzt und behandelte mich damals wie einen Freund, wie jemanden aus seiner eigenen Familie. Ich konnte bei ihm ein und aus gehen, er bewahrte mich vor Dumm-

heiten und hielt meinen Mut und meinen Glauben an die Welt aufrecht. Ihm hatte ich es auch zu verdanken, daß ich auf die Teufelsinsel versetzt wurde, von wo mir dann die Flucht gelang. Eines Tages bekomme ich Antwort auf meinen Brief:

»Lyon, 21. Februar 1952. — Mein lieber Papillon, wir haben uns sehr gefreut, endlich von Dir ein Lebenszeichen zu erhalten. Ich hatte mir schon gedacht, Du wärest es, der versucht hatte, mir zu schreiben, denn während ich in Dschibuti war, teilte mir meine Mutter mit, es sei ein Brief aus Venezuela gekommen, aber sie wisse nicht genau, von wem. Und vor kurzem habe ich Deinen Brief über die Roesbergs erhalten. Also haben wir Dich doch wieder gefunden. Seit ich im September 45 Royale und Saint-Joseph verlassen habe, hat sich einiges getan.

(...) Jetzt, im Oktober 1951, habe ich meine Versetzung nach Indochina bekommen, und in Kürze, am 6. März, muß ich auf zwei Jahre hin. Diesmal allein, aber vielleicht gelingt es mir dort, meine Frau nachkommen zu lassen.

Du siehst also, ich habe einige Kilometer zurückgelegt, seit wir uns das letztmal gesehen haben. Von all diesen Ereignissen habe ich mir schöne Erinnerungen erhalten, aber leider habe ich nicht einen einzigen von denen wiedergefunden, die damals zu meinen Freunden zählten. Von Ruche, meinem Koch, erhielt ich noch längere Zeit Post, er hatte sich in Saint-Laurent niedergelassen, aber als ich nach Dschibuti mußte, war es auch damit vorbei.

Aber wie dem auch sei, wir haben uns gefreut, zu erfahren, daß Du glücklich bist und daß es Dir gut geht. Das Leben spielt uns seltsame Streiche, aber ich erinnere mich, Du hattest schon damals nicht verzweifeln wollen, und wie man sieht: Du hast recht behalten.

Das Foto mit Deiner Frau hat uns gefreut, danke. Man sieht, daß Du das Leben gemeistert hast. Vielleicht kommen wir Dich eines Tages besuchen, wer weiß! Das Leben ist schneller als wir, wir hinken ihm nur nach. Das Foto hat uns gezeigt, daß Du guten Geschmack hast. Deine Frau scheint charmant zu sein, und auch das Hotel macht einen guten Eindruck. Mein lieber

Papillon — Du wirst verzeihen, daß ich bei diesem Spitznamen bleibe, aber er erinnert uns an so vieles!

(...) So, nun weißt Du, wie es uns geht. Wir haben oft von Dir gesprochen und über manche lustige Geschichte aus dieser häßlichen Zeit gelacht.

Anbei ein Foto von uns, Papillon, es ist noch gar nicht alt, wir haben es vor zwei Monaten in Marseille aufnehmen lassen.

Ich hoffe, Du schreibst von Zeit zu Zeit, wir freuen uns, von Dir zu hören. Meine Frau und ich grüßen Dich recht herzlich, und Deine Frau natürlich auch. A. Guibert-Germain.«

Dann noch vier Zeilen von seiner Frau: »Mit allen meinen Glückwünschen für Ihren Erfolg und meinen besten Grüßen, auch fürs neue Jahr. Ich denke oft an Sie zurück. — M. Guibert-Germain.«

Ihrem Mann nach Indochina folgen konnte sie nicht mehr. Er kam ums Leben, und es ist mir nicht vergönnt, diesen ehrlichen und bescheidenen Arzt wiederzusehen, der mit Major Péan von der Heilsarmee und einigen wenigen anderen damals den Mut aufgebracht hatte, für eine menschliche Behandlung der Sträflinge einzutreten. Die Sprache ist nicht reich genug, um auszudrücken, wieviel Respekt man Menschen wie ihm und seiner Frau zollen mußte. Gegen die Meinung aller anderen, und auf die Gefahr hin, seine Karriere zu ruinieren, meinte er stets, ein Mensch bleibe ein Mensch und würde nie für die Menschheit verloren sein, wie schwer auch seine Tat gewesen sein möge.

Tante Ju schreibt auch fleißig. Sie schreibt vom Leben meines Vaters, der immer den Gesetzen und der Gesellschaft treu geblieben war und doch sagte: Mein kleiner Riri war unschuldig, ich weiß es, und diese Halunken haben ihn verurteilt. Wo mag er jetzt wohl sein, nach seinem Ausbruch? Lebt er überhaupt noch? — Jedesmal wenn während der Besatzung die *résistance* in der Ardèche eine Aktion unternahm, sagte er, wenn Henri da wäre, er wäre bei ihnen. Und dann vergingen wieder Monate, in denen er den Namen seines Sohnes nicht erwähnte. Man hätte meinen können, er konzentrierte seine ganze Liebe und Zärtlichkeit auf seine Enkel, die er unmäßig verwöhnte.

Alle diese Nachrichten nehme ich begierig auf. Alle Briefe meiner Familie, die ersten Verbindungen nach mehr als zwanzig Jahren, heben wir sorgfältig auf, lesen sie immer wieder, behandeln sie wie Reliquien. Eigentlich muß es Gott gut mit mir meinen, daß die Meinen trotz des bürgerlichen Milieus, in dem sie leben, ausnahmslos den Mut aufbringen, um sich über Redereien hinwegzusetzen und mir offen mitzuteilen, wie sehr sie sich freuen, daß ich lebe, daß ich frei und glücklich bin. Und es gehört nicht wenig Mut dazu, denn die Gesellschaft verzeiht einem nicht so leicht, einen Delinquenten in der Familie zu haben. Es gibt sogar Leute, die einander zutuscheln: Seht sie euch nur an, diese Leute, alles potentielle Zuchthäusler...

1953 verkaufen wir das Hotel. Die ständige Hitze in Maracaibo hat uns ausgepumpt, und überhaupt wollen Rita und ich wieder Neues erleben, anstatt hier in Ruhe auf unseren Tod zu warten. Ich habe von einem wahren »Eisenrausch« erfahren, der in Venezolanisch-Guayana ausgebrochen sein soll, als man dort einen Erzberg entdeckte. Die Gegend liegt am anderen Ende des Landes. Also auf nach Caracas, dort werden wir schon weitersehen.

In meinem offenen De Soto verlassen wir eines schönen Tages, vollbeladen mit Gepäck, Maracaibo. Hinter uns bleiben fünf Jahre strebsamen, ruhigen Glücks und zahlreiche Freunde.

Caracas. Aber ist es überhaupt noch Caracas? Sind wir nicht in der falschen Stadt gelandet?

Dieser Kerl von einem Perez Jimenez hat sich nach Ablauf des Interims von Flamerich zum Präsidenten ernennen lassen und sich daran gemacht, aus der veralteten Kolonialstadt Caracas eine hypermoderne City zu machen. Und das alles in einer Zeit ausgeübter Brutalität und Gewalt zwischen Regierung und verbotener Opposition. So entgeht Caldera, der seit 1970 Präsident ist, mit knapper Not einem fürchterlichen Attentat. Während er mit seiner Frau und einem seiner Kinder schläft, wird eine Bombe in das Zimmer geworfen. Wie durch ein Wunder kommt niemand ums Leben, und mit unwahrscheinlicher Kaltblütigkeit, ohne die geringste Panik, knien er und seine Frau

noch im verwüsteten Zimmer nieder, um Gott für die Rettung zu danken. Das war 1951, und ich möchte noch unterstreichen, daß er schon damals Christdemokrat war und es nicht erst nach diesem »Wunder« geworden ist.

Aber Perez Jimenez hat es trotz aller politischen Schwierigkeiten während seiner Regierungszeit verstanden, die Hauptstadt, und nicht nur sie, radikal zu verändern.

Die alte Straße, die von Caracas zum Flughafen von Maiquetia und bis hinab zum Meer nach La Gueira und dem Hafen führt, gibt es immer noch, aber Perez Jimenez hat eine herrliche und auch technisch bemerkenswerte Autobahn bauen lassen, auf der man in weniger als einer Viertelstunde am Meer ist, während man früher zwei Stunden gebraucht hat. Im Stadtbezirk Silencio, den Medina erbaut hat, läßt er Wolkenkratzer errichten, mitten durch das Stadtzentrum läßt er eine dreibahnige Autostraße führen, ganz zu schweigen vom allgemeinen Ausbau des Straßennetzes und vom beispielhaften Wohnungsbau für Arbeiter und Vertreter des Mittelstands. Millionen Dollar werden investiert, und im seit Jahrhunderten verschlafenen Venezuela kommen ungeahnte Energien zum Ausbruch. Damit ändert sich auch die Einstellung der anderen Länder, und plötzlich findet man nicht nur Kapital, sondern auch spezialisierte Fachkräfte für nahezu alle Branchen. Das tägliche Leben ändert sich, Einwanderer tauchen auf, und dieses frische, dem neuen Leben aufgeschlossener Blut bewirkt, daß der neue Rhythmus des Lebens sich positiv auswirkt. Einen einzigen schweren Irrtum hat man, glaube ich, begangen. Man hätte die Anwesenheit ausländischer Techniker ausnutzen sollen, um die Jugend auszubilden.

In Caracas gehe ich gleich zu einigen Freunden und versuche herauszubekommen, was aus Piccolino geworden ist. In den letzten Jahren habe ich regelmäßig Bekannte zu ihm geschickt, die ihn besuchten und ihm jedesmal etwas Geld von mir überbrachten. 1952 noch hat er mich um Geld bitten lassen, weil er nach La Guaira, zum Hafen, übersiedeln wollte, und ein Freund, den ich jetzt in Caracas getroffen habe, hat es ihm auch

gegeben. Oft habe ich Piccolino geschrieben, er solle zu uns nach Maracaibo kommen, aber jedesmal ließ er mir antworten, daß es nur in der Hauptstadt die Ärzte gebe, die er braucht. Er spreche wieder fast völlig normal und den rechten Arm könne er auch wieder bewegen, erzählte man mir. Niemand weiß mehr, wo er ist, man sah ihn noch ein paarmal am Hafen, und dann war er eines Tages weg. Vielleicht ist er nach Frankreich zurück, ich habe nie wieder von ihm gehört.

Ich machte mir damals schwere Vorwürfe, nicht früher nach Caracas gefahren zu sein, um ihn zu uns nach Maracaibo zu holen.

Die Lage ist ziemlich eindeutig: Wenn wir in Venezolanisch-Guayana nicht das Richtige finden, kommen wir zurück und bleiben in Caracas. Im Run auf das Eisenerz hat in dieser entlegenen Provinz ein Architekt, General Racard, es sich in den Kopf gesetzt, die Natur, ihre grenzenlosen Urwälder und reißenden Flüsse zu zähmen.

Mit unserem wieder bis obenhin vollgepackten grünen De Soto fahren wir nach Ciudad Bolivar, der Provinzhauptstadt am Ufer des Orinoko. Mehr als acht Jahre sind vergangen, seit ich das letztemal hier war, aber die Leute sind immer noch so nett und gastfreundlich wie früher.

Die Nacht verbringen wir im Hotel. Als wir am nächsten Morgen auf der Terrasse sitzen und frühstücken, bleibt auf einmal ein Mann vor uns stehen. Groß, mager, von der südamerikanischen Sonne braungebrannt, etwa fünfzig, steht er mit seinem kleinen Strohhut vor mir, kneift die Augen zusammen und blickt mich scharf an.

»Entweder bin ich verrückt, oder du bist Franzose und heißt Papillon.«

»Sehr diskret bist du ja nicht, Kumpel. Was ist, wenn die Dame hier nichts davon weiß?«

»Entschuldige, aber ich war so überrascht, daß ich gar nicht gemerkt habe, wie blöd ich bin.«

»Ist ja egal. Komm, setz dich.«

Es ist Marcel, ein alter Freund, und wir kommen schnell ins Erzählen. Er ist ganz erstaunt, mich in so guter Verfassung zu sehen, und spürt gleich, daß ich es geschafft habe. Ich sage ihm, ich hätte vor allem eine gehörige Portion Glück gehabt. Irgendwie muß ich ihn trösten, man sieht ihm ja an, daß es ihm nicht so gut ergangen ist. Natürlich lade ich ihn zum Essen ein, und nach einigen tiefen Blicken ins Gläschen legt er los.

»Ja, Madame, so wie ich vor Ihnen stehe, war ich einmal ein ordentlicher Bursche, in meiner Jugend, und der mußte noch geboren werden, der mir damals Angst eingejagt hätte. Nach meinem ersten Ausbruch bin ich bis nach Kanada gekommen, stellen Sie sich das einmal vor, Madame, und dort war ich bei der berittenen Polizei. Ich war ja schon früher bei der Kavallerie. Mein ganzes Leben hätte ich dort in Ruhe verbringen können, aber dann haben wir uns geprügelt, ich war besoffen, stinkbesoffen, und der andere ist mir ins Messer gefallen. Ganz wie ich Ihnen sage, Madame Papillon, ins Messer ist er mir gefallen, dieser lausige Kanadier.

Sie glauben mir wohl nicht? Die kanadische Polizei hätte mir auch nicht geglaubt, und so habe ich mich, eins, zwei, drei, davongemacht, in die Staaten hinunter, und dann nach Paris. Irgendein Trottel hat mich dann verpiffen, und wie die Greifer mich wieder gefaßt haben, hat man mich zu den Schweren geschickt. Ihren Mann kenne ich von dort, und wir waren gute Freunde.«

»Und was machst du jetzt, Marcel?«

»Ich baue Tomaten an, in El Morichales.«

»Na, und bringt das was ein?«

»Wenig, leider. Manchmal kommt die Sonne nicht durch, du spürst, sie ist da, aber du siehst sie nicht. Dafür kommen irgendwelche beschissene Strahlen durch, und in wenigen Stunden sind deine Tomaten gewesen.«

»Pfui? Und warum eigentlich?«

»Ein Geheimnis der Natur, lieber Mann. Den Grund kenn' ich nicht, aber was daraus wird, das braucht mir keiner zu erzählen.«

»Und von den Ehemaligen, sind viele da?«

»Fast zwanzig.«

»Und, zufrieden?«

»Mehr oder weniger.«

»Brauchst du irgendwas, kann ich dir helfen?«

»Papi, ich schwöre dir, wenn du nicht davon angefangen hättest, ich hätte nichts gesagt. Aber ich sehe ja, daß es dir recht gut geht, so kann ich dich um etwas Wichtiges bitten.«

Hoffentlich ist es nicht zu teuer, denke ich insgeheim.

»Also was brauchst du, Marcel, sag schon.«

»Eine Hose, ein Paar Schuhe, ein Hemd und eine Krawatte.«

»Also komm schon, steig ein«, sage ich und lasse den Motor an.

»Das gehört dir?« meint er mit einem bewundernden Blick auf den De Soto. »Na, mein Lieber, vom Unglück scheinst du ja nicht gerade verfolgt zu sein!«

»Ja, du hast recht, wir haben viel Glück gehabt.«

»Wann fährst du wieder?«

»Heute abend.«

»Schade, du hättest die Brautleute in deinem Karren mitnehmen können.«

»Was für Brautleute?«

»Ach ja, ich habe dir ja gar nicht gesagt, daß ich den Anzug für eine Hochzeit brauche, einer von uns heiratet.«

»Kenne ich ihn?«

»Keine Ahnung, Maturette heißt er.«

»Was? Maturette?«

»Was ist denn? Kein Freund von dir?«

»Aber doch, ganz im Gegenteil!«

Ich kann es kaum glauben. Maturette! Der kleine Warme! Er hatte uns den Ausbruch aus dem Spital von Saint-Laurent-du-Maroni überhaupt erst ermöglicht, und dann hatte er auch noch die zweitausend Kilometer auf dem Meer in der kleinen Nußschale mit uns mitgemacht.

Na, jetzt ist es mit der Abreise natürlich Essig, und am nächsten Tag sind wir bei der Hochzeit Maturettes mit einer entzük-

kenden kaffeebraunen Einheimischen. Was blieb uns andres übrig, als alle einzuladen und auch noch die drei Kinder auszustaffieren, die die beiden noch vor dem Kirchgang produziert hatten. Dies war eine der seltenen Gelegenheiten, wo es mir leid tat, nicht getauft worden zu sein. Ich wäre allzugern Trauzeuge gewesen.

Maturette wohnt in einem Armenviertel, wo mein De Soto nicht wenig Aufsehen erregt, aber er hat es doch zu einem kleinen sauberen Ziegelhaus mit Küche, Dusche und eigenem Esszimmer gebracht. Er hat mir von seinem zweiten Ausbruch nichts erzählt, und auch ich habe über meine Geschichte geschwiegen. Nur eine einzige Anspielung auf die Vergangenheit macht er während der ganzen Zeit: »Mit ein wenig mehr Glück hätten wir schon zehn Jahre früher frei sein können.«

»Ja, aber unsere Schicksale wären doch wieder verschieden gewesen. Ich bin glücklich, Maturette, und du scheinst es auch zu sein.«

Der Abschied ist schwer, und lange noch hören wir die Abschiedsrufe hinter uns. Auf dem Weg nach Ciudad Piar, der Stadt, die jetzt neben dem Erzberg aus dem Boden schießt, erzähle ich Rita von Maturette und seinem bewegten Leben. Zwanzigmal ist nach dem Ausbruch unser Boot beinahe gekentert, alles haben wir riskiert, und dann haben sie uns doch wieder gefaßt, zurückgeschleppt, zwei weitere Jahre Zwangsarbeit — und jetzt treffe ich ihn durch einen unwahrscheinlichen Zufall wieder, am Vorabend seiner Hochzeit, und er hat es auch geschafft.

In Ciudad Piar finden wir nicht, was wir uns vorgestellt haben, und so geht es zurück nach Caracas, wo wir irgendein gutgehendes Geschäft kaufen wollen.

Recht schnell finden wir etwas, das nicht nur unseren Fähigkeiten, sondern auch unserer Geldbörse entspricht, und so kaufen wir das »Aragon«, ein Restaurant in der Nähe des Park Carbobo. Der Anfang ist nicht leicht, denn die früheren Besitzer waren von den Kanarischen Inseln, und so müssen wir die ganze Einrichtung ändern. Aber bald geht es besser, wir haben

teils französische, teils venezolanische Küche, und die Zahl der Stammkunden nimmt zu, Ärzte kommen, Wissenschaftler, Anwälte, Industrielle. In dieser für uns neuen und doch angenehmen Umgebung vergehen die Monate, ohne daß etwas geschieht.

An einem Montagmorgen um neun Uhr ist es soweit. Der 6. Juni 1956 — ein Bescheid des Innenministeriums: mein Ansuchen um die venezolanische Staatsbürgerschaft ist positiv erledigt!

Heute ist der große Tag gekommen, die Belohnung dafür, daß ich zehn Jahre in Venezuela gelebt habe, ohne daß die Behörde am zukünftigen Staatsbürger Henri Charrière etwas aussetzen gehabt hätte. Nationalfeiertag, 5. Juli 1956, und ich werde auf die Fahne meiner neuen Heimat schwören, die mich akzeptiert, obwohl sie meine Vergangenheit kennt. Dreihundert sind wir auf dem Hauptplatz, während Rita und Clotilde in der Menge unter den Zuschauern sitzen. Es ist schwer zu sagen, was ich empfinde, zu vieles schießt mir durch den Kopf. Ich denke an die Venezolaner, an die Hilfe, die ich von ihnen bekommen habe, materiell und moralisch, ohne daß man auch nur ein einziges Mal meine Vergangenheit erwähnt hätte. Die Legende der Jano-Mamos fällt mir ein, eines Indianerstammes an der brasilianischen Grenze. Sie halten sich für die Söhne Peribos, des Mondes. Peribo soll ein großer Krieger gewesen sein, und als die feindlichen Pfeile ihn bedrohten, sprang er so hoch, daß er bis in den Himmel flog. Höher und höher ging sein Flug, und aus seinen zahlreichen Wunden tropfte das Blut, das sich beim Aufprall auf der Erde in Jano-Mamos verwandelte. Ich frage mich, ob nicht Simon Bolivar, der Befreier dieses Landes, auch sein Blut über Venezuela verstreut hat und daraus die großmütigen Menschen dieses Landes geworden sind.

Nationalhymne. Alle stehen auf. Und während ich die Sternenflagge flattern sehe, kommen mir die Tränen.

Laut, ganz laut singe ich die Hymne mit, ich, Papillon! Wer hätte gedacht, daß ich noch einmal eine Hymne singen würde!

»*Abajo cadenas...*« — Nieder mit den Ketten!

»Schwört bei dieser Fahne, die nun die eure ist, die Treue zu Venezuela.«

Und feierlich schwören wir, alle dreihundert. Frankreich mag mein Land sein, Venezuela ist jetzt mein Himmelreich.

Auf einmal ging dann alles sehr schnell. Als venezolanischer Staatsbürger konnte ich jetzt einen Paß beantragen — und bekam ihn auch sehr rasch. Ich zittere vor Aufregung, als man ihn mir gibt. Und als ich ihn von der spanischen Botschaft, mit einem herrlichen Dreimonatsvisum versehen, zurückbekomme, zittere ich noch immer, zittere, als wir, Rita und ich, uns auf der »Napoli« einschiffen, die uns nach Europa, nach Barcelona, bringt — und als mir an der spanischen Grenze der Beamte der *guardia civil* den Paß anstandslos zurückgibt, zittere ich wieder — vor Erregung und vor Freude. Mit diesem Paß bin ich wieder Bürger eines Landes, und er ist für mich so kostbar, daß mir Rita auf jede der Innentaschen meiner Weste Reißverschlüsse genäht hat, damit ich ihn nur ja nicht verliere.

Alles an dieser Reise ist herrlich, selbst das wütende, aufgepeitschte Meer, selbst der Regen, der aufs Deck prasselt, und selbst der griesgrämige Wächter, der mich nur widerstrebend in den Laderaum läßt, als ich überprüfen will, ob der nagelneue Lincoln, den wir gekauft haben, auch richtig festgezurrt ist. Alles ist herrlich, weil Rita und ich in Feststimmung sind. Im Speisesaal, an der Bar, wo immer wir sind, egal, ob uns jemand dabei zusieht oder nicht, unsere Augen finden einander immer wieder zum stummen Zwiegespräch. Denn unsere Reise nach Spanien hat einen gewichtigen Grund, einen Grund, auf den ich seit Jahren nicht mehr zu hoffen gewagt habe.

Durch diese überhastet vorbereitete Reise werde ich endlich, nach sechsundzwanzig Jahren, meine Familie wiedersehen. Alle waren sie einverstanden, nach Spanien zu kommen, wo die französische Polizei mir nichts anhaben kann. Ich habe sie eingeladen, einen Monat mit uns zu verbringen, im August, wenn die Kinder Ferien haben.

Tag um Tag vergeht. Oft gehe ich zum Vorderschiff, als ob

ich auf diesem Teil der »Napoli« meinem Ziel schon näher wäre. Gibraltar liegt bereits hinter uns, das Land ist wieder außer Sicht gekommen, aber wir sind fast da.

Während ich bequem in einem Liegestuhl sitze, die Füße auf der weißlackierten Stütze vor mir, versuche ich, als erster Land am Horizont zu entdecken. Von einem Augenblick zum anderen muß Europa vor mir auftauchen, Europa, die Erde Spaniens — und dahinter liegt mein Frankreich!

1930 — 1956: sechsundzwanzig Jahre. Ich war vierundzwanzig, jetzt bin ich fünfzig. Ein ganzes Leben, manche sterben früher... Ganz laut fängt mein Herz zu pochen an, als ich die Küste erkenne. Das Schiff gleitet rasch über das Meer, zerpflegt es in ein großes V, dessen Balken sich immer mehr voneinander entfernen, bis man sie nicht mehr erkennt und sie wieder mit der See eins werden.

Als ich Frankreich damals an Bord der »Martinière« verließ, dieses verdamnten Schiffes, Vorgeschmack des Bagno, das uns nach Guayana brachte, konnte ich die Küste, das Land, *mein* Land, nicht am Horizont entschwinden sehen, für immer, wie ich damals dachte, denn man hatte uns im untersten Teil des Laderaums in Käfige gesperrt.

Und heute sitze ich mit meiner eleganten Weste da, heute steckt in der Tasche der Weste, von Ritas Reißverschluß geschützt, mein neuer Paß, der Paß meiner neuen Heimat, meines neuen Lebens. Venezolaner. Du bist Venezolaner, du, ein Franzose, der Sohn französischer Eltern, ein durch und durch waschechter Franzose aus einer kleinen Lehrerfamilie in der Ardèche.

Europa kommt immer näher, schon erkenne ich Einzelheiten der Küste. In dieser Erde ruhen meine Mutter, mein Vater, all die Meinen. Meine Mutter, eine Fee, Zärtlichkeiten, die wir austauschten, Verständnis, eine Gleichheit der Wesen...

Fünf Jahre muß ich alt gewesen sein, als mir Opa Thierry das wunderbare Spielzeugpferd mit Pedalantrieb schenkte. Ach, war mein Hengst schön, braun, fast rötlich, und dann die Mähne! Schwarz war sie, aus echtem Roßhaar, und immer hing sie nach

rechts. So fest trat ich in die Pedale, daß Thérèse, unser Mädchen, mir nachlaufen mußte, sobald das Gelände eben war und ich mich richtig ins Zeug legen konnte. Auf dem Weg zur Schule gab es einen kleinen Hang, und da mußte sie hinten anschieben, bevor ich dann auf der anderen Seite mit Begeisterung hinunter »galoppieren« konnte.

Vor der Schule wartete stets Madame Bonnot, die Lehrerin, auf mich und streichelte meine langen Locken, die mir wie bei einem Mädchen bis auf die Schultern fielen. Und dann sagte sie zu Louis, dem Schulwart: »Öffne doch das Tor ganz weit, damit Riri auf seinem großen Pferd herein kann.«

Und stolz wie ein Spanier trete ich in die Pedale, um mit aller Geschwindigkeit in den Schulhof einzureiten. Nach der Ehrenrunde steige ich ab, mein Roß fest am Zaumzeug haltend, damit es nicht fortrollt. Thérèse gibt der Lehrerin noch meine Jause, doch schon haben sich alle meine Freunde, die Buben wie die Mädchen, um das Wunderpferd geschart — das einzige Spielzeugpferd in den beiden Dörfern Pont-d'Ucel und Pont-d'Aubenais.

Eigentlich fiel es mir gar nicht leicht, mein Versprechen an Mama zu halten. Jeden Morgen nahm sie mir mein Ehrenwort ab, daß ich auch ja alle Kinder aufsitzen ließe. Wenn es dann läutete, brachte Louis das Pferd in die Halle, wir stellten uns brav in Zweierreihen an und marschierten in die Klasse.

Ich weiß, meine Art zu erzählen wird manchen lächeln machen, aber man sollte verstehen, daß hier nicht ein fünfundsechzigjähriger Mann seine Kindheitserlebnisse mit literarischen Ansprüchen niederschreibt, sondern daß ich, der kleine Riri aus Pont-d'Ucel, es bin, der seine Kindheit wiedererlebt. Heute noch erinnere ich mich der Ausdrücke, die wir verwendeten. Meine Mutter war für mich meine »Fee«, meine Schwestern waren »die Schwesterchen«, ich war ihr »Brüderchen« und Vater nie etwas anderes als »Papa«.

Meine Kindheit... Der Garten mit den Johannisbeersträuchern, die wir regelmäßig plünderten, lange bevor sie noch reif waren; die verbotenen Birnen — Papa mußte es erst ausdrück-

lich erlauben sie zu pflücken, aber der Birnbaum war so nah, so verlockend —, an die ich mich wie ein Sioux-Indianer anschlich, damit man mich vom Haus nicht sehen konnte, um mir dann den Bauch so vollzuschlagen, daß ich tagelang krank war.

Acht bin ich schon, aber noch oft schlafe ich auf Papas Knien oder in den Armen von Mama ein. Ich merke es gar nicht, wenn man mich auszieht, wenn mir die zarten Finger von Mama den Pyjama überstreifen. Manchmal nur, wenn sie mein Bett richtet, die Decken zurechtzieht, wache ich schlaftrunken auf, lege meine kleinen Arme um sie und drücke sie ganz fest an mich, ganz lange, bis ich endlich wieder einschlafe, ohne bemerkt zu haben, daß sie schon fort ist. Ich werde von uns dreien am meisten verwöhnt, aber das ist schließlich richtig so und normal, nachdem ich der einzige Bub bin, der Stammhalter. Meine Schwestern sind älter, elf und zehn sind sie schon! Also ist das ganz normal, der König im Haus bin ich — nicht wahr, Mama? — und sie sind die Prinzessinnen.

Wie schön meine Mutter ist, zart und groß, und immer elegant! Aber wozu sollte ich sie beschreiben, sie ist die schönste aller Mamas weit und breit, die vornehmste, die zärtlichste. Und wie sie Klavier spielen kann, selbst wenn ich hinter ihr auf einen Stuhl steige, um ihr die Augen zuzuhalten. Ist es nicht herrlich, eine Mama zu haben, die Klavier spielen kann, selbst wenn sie die Musik und die Tasten nicht sieht, Sie sollte gar nicht Lehrerin werden, was denkst du denn! Mein Großvater war sehr reich, und so gingen sie und ihre Schwester Léontine nicht in die öffentliche Schule, sondern in die teuersten und besten Schulen von ganz Avignon, wie die anderen Mädchen der besseren Gesellschaft. Und was konnte sie dafür, daß Opa Thierry auf großem Fuß lebte, zwei Kutschen hatte, eine Kalesche, die er von zwei herrlichen Apfelschimmeln ziehen ließ, und einen Einspanner, aus Teakholz, jawohl, echtem Teakholz, vor den er einen Rappen spannte. Und meine Mama hatte eine herrliche Aussteuer, sie hätte niemals arbeiten müssen, sondern reich heiraten, und doch wurde sie eines Tages eine einfache Lehrerin. Arme Mama, ihr Papa war ja lieb, aber wenn er so richtig das

Leben genoß, man sah es ihm gar nicht an, wenn er es in Avignon recht toll trieb und bei seinen Spazierfahrten übers Land nur zu häufig die fescchen Bäuerinnen besuchte, so ließ er jedesmal so viel Geld dabei aus, daß am Schluß für meine Mama nichts mehr übrigblieb und sie arbeiten mußte.

Das alles habe ich mir natürlich nur aus verschiedenen Gesprächsfetzen zusammengereimt, die ich im Laufe der Zeit auffing, wenn die Großen nicht daran dachten, daß ich da war, vor allem »Tata Ontine«, wie wir Tante Léontine nannten, die Opa später bei sich in Fabras aufnahm. Mama und sie hätten ja noch das Ärgste verhindern können, wenn mein Großpapa nicht die verrückte Idee gehabt hätte, auf den Dächern seiner Häuser hängende Gärten anzulegen. »Er glaubt wohl, er ist in Babylon!« sagte Tante Léontine, aber sanft wies Mama sie jedesmal zu- recht: »Wir müssen ehrlich sein, diese Dachgärten waren einfach wunderbar.«

Daß die Mauern der Häuser dadurch rissig wurden und man Stützen einzementieren mußte, stand auf einem anderen Blatt. Zu guter Letzt wurden unsere Häuser zu einem lächerlichen Preis verkauft.

Und doch, mein Großpapa ist ein wunderbarer Mann. Er hat einen kleinen Ziegenbart und einen schneeweißen Schnurrbart, wie Raymond Poincaré, der frühere Präsident. Morgens gehe ich mit ihm von einem Bauernhof zum anderen, und nachdem er im Bürgermeisteramt von Fabras, wo ich immer die Ferien verbringe, als Sekretär beschäftigt ist — »Irgendwo muß er sich ja sein Taschengeld verdienen, um die Zigaretten zu bezahlen«, meinte Tante Léontine —, hat er immer den einen oder den anderen Akt hin- und herzutragen. Meine Tante hat recht: auf dem einen Hof bleibt er immer etwas länger als bei den anderen, und gerade dort ist die Bäuerin eine schöne Frau. Er erklärt mir natürlich, daß ihr Aussehen rein gar nichts damit zu tun hat, daß er länger bleibt, er spricht nur gern mit ihr, weil sie sehr nett ist und man angenehm mit ihr plaudern kann. Mir ist das nur recht, denn das ist der einzige Hof, wo ich auf dem Esel reiten darf, und außerdem kann ich Mireille mitnehmen. Sie ist

in meinem Alter, und mit ihr kann man viel besser Papa und Mama spielen als mit unserer Nachbarstochter aus Pont-d'Ucel.

»Wie glücklich wir doch sind«, sagt Mama immer, und ich denke es mir auch.

»Gott sei Dank war mein Papa ruiniert, sonst hätte ich deinen Papa wahrscheinlich gar nicht kennengelernt, Riri, deinen wunderbaren, lieben Papa. Und überhaupt, Riri, wenn ich nicht meine Aussteuer verloren hätte, weißt du, dann wärest du ja gar nicht hier.«

»Wo denn?«

»Weit, weit weg, sicher nicht hier.«

»Ach, Mama, was habe ich doch für Glück, daß Großpapa hängende Gärten wollte!«

Ich bin zwar erst acht, aber schon für jede Dummheit gut. Heimlich stehle ich mich von zu Hause fort und gehe in der Ardèche schwimmen. Ich habe es mir im Kanal allein beigebracht. Er ist zwar tief, aber dafür nur fünf Meter breit. Badehose haben wir natürlich keiner eine, und die sieben oder acht splitter nackten Buben, die immer am Kanal sind, müssen höllisch aufpassen, ob nicht der Gendarm oder der Flurhüter kommt. Das »Schwimmen« geht ungefähr so vor sich: man muß einen Anlauf nehmen und so weit als möglich springen, dann fällt man auf den Bauch und kommt, schon durch die Kraft des Absprungs, bis fast ans andere Ufer. Wenn ich dann ordentlich strample und irgendwelche Schwimmbewegungen mache, kann ich mit der einen Hand schon das Schilf erreichen, wo einer von den »Großen« steht und auf uns Kleine aufpaßt. Die »Großen« sind um die zwölf und sich ihrer Verantwortung ganz bewußt. Wenn wir richtig hinüberkommen, strecken sie uns die Hand hin, um uns zu helfen, oder sie hechten ins Wasser, wenn es Schwierigkeiten gibt.

Ach, die herrlichen Sonnentage an der Ardèche! Die Forellen, die wir mit der bloßen Hand fangen... Nach Hause kann ich natürlich erst, wenn ich wieder trocken bin. Vor zwei Jahren hat man meine Mädchenlocken abgeschnitten; auch gut, so trocknen sie schneller.

Neben dem Schulgebäude, in dem wir wohnen, da ja Papa die Buben und Mama die Mädchen unterrichtet, wohnen die Debannes. Sie führen eine Art Kaffeehaus, gleichzeitig mit ihrem Bauernhof, und Mama hat so viel Vertrauen zu ihnen, daß ich immer sage, ich komme von den Debannes, wenn sie mich fragt. Dann gibt's wenigstens keine lästigen Fragen mehr.

1914. Der Krieg. Papa muß weg. Wir bringen ihn noch bis zum Bahnhof, aber er kommt ja schnell zurück, sagt er. Er wurde zu den Alpenjägern eingezogen. »Seid brav, folgt Mama ordentlich. Ihr Mädchen müßt ihr auch im Haushalt helfen, denn sie hat jetzt auch meine Klasse. Ich bin bald wieder da, alle sagen, es ist schnell vorbei.« Lange noch schauen wir alle vier auf dem Bahnsteig dem Zug nach, während Papa uns zuwinkt und den Oberkörper fast ganz aus dem Fenster herausstreckt, um uns länger zu sehen.

Und die vier Kriegsjahre ändern an unserem häuslichen Glück fast nichts. Wir sind nur einfach zusammengerückt, ich schlafe im großen Bett, neben Mama, und habe Papas Platz eingenommen, während er, wie jeder tapfere Mann damals, an der Front ist.

In der Geschichte zählen vier Jahre nichts. Für einen kleinen Jungen aber zählen sie.

Schnell werde ich größer und beginne, mich mit Gleichaltrigen herumzuschlagen. Wir spielen Soldaten oder Krieg, und ich komme oft mit zerrissenen Hosen und blutigen Knien nach Hause. Ob ich gesiegt habe oder nicht, mich freut es immer, und weinen sieht man mich nie. Mama beschränkt sich darauf, die Wunden auszuwaschen oder mir frisches Fleisch auf die geschwollenen Augen zu legen. Selbst wenn sie mich ausschimpft, ist sie zärtlich. Nie schreit sie, es ist mehr ein vorwurfsvolles Flüstern, denn meine Schwestern sollen ja nichts davon erfahren, es geht nur uns beide an. »Sei brav, mein kleiner Riri, Mama ist müde, weißt du. Die sechzig Schüler jetzt, verstehst du, das ist zuviel für mich, ich kann kaum mehr. Du mußt mir helfen, mein Kleiner, du mußt brav sein.« Die Vorwürfe gehen regelmäßig in Verzeihen über, und ich verspreche, brav zu sein,

einen Tag, oder eine Woche, je nachdem. Und diese mündlichen Verträge habe ich immer eingehalten.

Meine ältere Schwester ist schon groß, dreizehn jetzt, und auch Yvonne ist schon zwölf. Ich bin immer noch der Kleine, und alle haben mich gern. Natürlich ziehe ich sie manchmal an den Haaren, aber nicht oft.

Das Klavier wurde an dem Tag, wo Papa in den Krieg mußte, abgesperrt. Es bleibt so, bis er wiederkommt.

Eine Zeitlang wird uns Holz gestohlen, das wir im Schulhof lagern hatten, und Mama, ohnehin schon nervös, hat in der Nacht Angst. Im Bett lege ich mich ganz nah zu ihr hin, und während ich sie mit meinen beiden kleinen Händen halte, habe ich den Eindruck, ich beschütze sie. Ich sage es ihr auch: »Hab' keine Angst, Mama, ich bin im Haus der einzige Mann, ich bin groß genug, dich zu verteidigen!« Ich habe Papas Jagdgewehr aus dem Kasten geholt und mit Schrot geladen, und nachts liegt es immer neben mir. Einmal hat Mama mich aufgeweckt und mir ins Ohr geflüstert: »Ich habe die Diebe gehört, sie haben ein Scheit fallen gelassen.«

»Hab' keine Angst, Mama!«

Ganz vorsichtig stehe ich auf, als ob man vom Hof aus in unserem Zimmer verdächtige Geräusche hören könnte. Mit dem Gewehr in der Hand öffne ich ganz, ganz langsam das Fenster, mein Gott, es quietscht, ich halte den Atem an, und während ich den Haken der Jalousie vorsichtig mit dem Gewehrlauf löse, ziehe ich die Scheibe zur Seite, und alles geht geräuschlos, während ich das Gewehr schon im Anschlag habe. Draußen liegt der Hof im Mondlicht, und man sieht ganz genau, daß nirgends jemand ist. Der Holzstapel ist immer noch wie vorhin, nichts fehlt. »Es ist nichts, Mama, komm, sieh selbst.« Hand in Hand stehen wir noch eine Weile am Fenster, beruhigt, daß es keine Diebe waren, Mama ist ganz stolz auf ihren mutigen Sohn.

Trotz dieses glücklichen Lebens zu Hause fehlt mir mit zehn in gewisser Hinsicht die starke Hand von Papa, und obwohl ich »Mama Fee«, wie ich sie fast nur noch nenne, keine Sorgen machen will, kommt es immer wieder vor, daß ich irgendeinen

Unsinn treibe, doch immer glaube und hoffe ich, daß sie es nicht erfährt! Die Katze, die wir mit dem Schwanz an die Glocke des Nachbarhauses gehängt haben, das Fahrrad des Gendarmen, das wir in die Ardèche geworfen haben, während er zum Fluß hinuntergegangen war, um etwas zu überprüfen, und was nicht noch alles... Monatelang sind wir mit unseren Schleudern auf Vogeljagd, und zweimal — zehn oder elf muß ich gewesen sein — das erregende Abenteuer, Papas Gewehr aus dem Haus zu schmuggeln, um mit Ricky Debanne Jagd auf einen Hasen zu machen, den er am Waldrand gesehen hat. Papas Jagdflinte aus dem Haus zu bekommen und sie ungesehen, fast unter den Augen von Mama, wieder auf ihren angestammten Platz zu bringen — für uns war das damals die größte Mutprobe, die wir uns überhaupt vorstellen konnten.

1917. Papa wurde an der Front verwundet, er hat unwahrscheinlich viele Granatsplitter in den Kopf bekommen, aber es ist nichts Lebensgefährliches. Die Nachricht wurde uns über das Rote Kreuz mitgeteilt, und trotz ihres Ernstes nehmen wir sie zu Hause ohne Wehgeschrei, fast ohne Tränen auf. Ein ganzer Tag ist schon vergangen, Mama unterrichtet, als ob nichts geschehen wäre, und niemand weiß es noch. Ich bewundere meine Mama, ich bin stolz auf sie. Gewöhnlich sitze ich in der ersten Reihe, aber heute bin ich ganz hinten, um alle Schüler zu überwachen. Wehe, wenn einer Unsinn macht! Um halb vier ist Mama am Ende, ich spüre es. Wir hätten Naturgeschichte haben sollen, aber Mama malt ein Rechenproblem an die Tafel und sagt: »Ich muß einige Minuten weg, löst diese Aufgabe und tragt sie in die Rechenhefte ein.«

Ich gehe gleich nach ihr hinaus, und finde sie gegen den Baum gelehnt, gleich rechts neben dem Schuleingang. Sie weint, die Nerven haben nicht durchgehalten. Meine Schwestern sind nicht da, sie sind in Aubenas auf der Schule und kommen erst gegen sechs zurück.

Ich drücke sie ganz fest an mich, meine Mama, ich weine nicht, im Gegenteil, ich versuche sie zu trösten, und als sie sagt, als ob ich es nicht wüßte: »Dein armer Papa ist verwundet wor-

den«, finde ich die einzig richtige Antwort: »Um so besser, Mama, dann ist für ihn wenigstens der Krieg vorbei, und wir sind sicher, daß er lebt und zu uns zurückkommt.« Plötzlich versteht Mama, daß ich recht habe.

»Ja, das stimmt, Riri! Du hast recht, Papa wird zu uns zurückkommen, er lebt!«

Ich fühle ihren Kuß auf meiner Stirn, drücke ihr einen Kuß auf die Wange, und wir gehen zusammen, Hand in Hand, in die Klasse zurück.

Die spanische Küste kommt immer näher, ich sehe schon die weißen Flecke der Häuser, aber ich sehe auch ganz deutlich Papa vor mir: 1917, er war noch invalid und mit der Bewachung der Pulverfabrik von Saint-Chamas beauftragt, während wir gekommen waren, um unsere Ferien mit ihm zu verbringen. Seine Wunden waren nicht besonders ernst, aber er hatte noch winzige Splitter in der Kopfhaut stecken, die man nicht entfernen konnte. Er hat immer noch Schmerzen, und man hat ihn nicht mehr für tauglich befunden, er muß nicht an die Front zurück.

Wohnungen gibt es keine in Saint-Chamas, es sind viel zu viele Leute da, manche müssen sogar in den Höhlen und Grotten der Umgebung wohnen. Papa hat riesiges Glück gehabt: die Lehrerin von Saint-Chamas hat ihm für die ganze Dauer der Ferien ihre Wohnung überlassen, und wir können zwei volle Monate mit Papa verbringen. Zwei Monate! Die Wohnung ist eingerichtet, alles ist da, sogar eine Kochkiste.

Endlich sind wir wieder alle beisammen, fröhlich, glücklich und gesund. Mama ist vor Freude ganz außer sich, wir haben den Krieg noch gut überstanden, aber für die anderen geht er weiter, und sie sagt uns oft: »Wir dürfen nicht egoistisch sein und nur an uns denken oder ans Vergnügen. Ihr dürft nicht den ganzen Tag herumlaufen und Beeren suchen, drei Stunden am Tag müssen wir uns um die anderen kümmern.«

Und so gehen wir jeden Morgen mit Mama ins Spital, wo sie die Verwundeten pflegt und ihnen Mut zuspricht. Jeder von uns muß irgendeine Aufgabe übernehmen: einen Soldaten im Rollstuhl herumführen, mit einem Blinden spaziergehen, Zellstoff

zupfen, Obst verteilen, Briefe schreiben, den Verwundeten zuhören, die unentwegt von ihrer Familie und vor allem den Kindern erzählen.

Und eines Tages, während wir mit dem Zug nach Hause fahren, fühlt sich Mama plötzlich so schlecht, daß wir unterwegs aussteigen und mit ihr nach Lanas gehen, wo Tante Antoinette wohnt, die Schwester meines Vaters, die dort ebenfalls Lehrerin ist.

Wir werden von Mama getrennt, weil der Arzt eine unbekannte, ansteckende Krankheit festgestellt hat, die sie sich sicher in Saint-Chamas geholt hat, wo sie die Indochinakämpfer pflegte.

Meine Schwestern kommen ins Internat, in die Mädchenoberschule von Aubenas, und auch mir bleibt das Internat nicht erspart.

Mama soll es schon besser gehen, aber ich bin immer noch traurig. Heute, am Sonntag, wollte ich nicht mit den anderen spaziergehen. Meine Schwestern sind mich besuchen gekommen und dann wieder in ihr Internat zurückgefahren. Ich begleite sie bis hinaus und gehe noch ein Stück Wegs mit ihnen. Als ich dann wieder allein bin, werfe ich verbissen mein Messer gegen einen Baum. Immer wieder. Meist bleibt es stecken.

Meine freien Stunden verbringe ich immer auf der Straße, fast gegenüber vom Schulgebäude, allein und das Herz voll Trauer. Die Straße führt zum Bahnhof von Aubenas, der kaum fünfhundert Meter von der Schule entfernt ist. Ich höre jedesmal den Zug pfeifen, wenn er ankommt oder abfährt. Aber was soll ich mich um die Leute kümmern, die vom Bahnhof kommen.

Wieder und wieder werfe ich mein Messer gegen den Baum. Auf meiner Uhr ist es fünf Uhr nachmittags, und die tiefstehende Sonne blendet mich. Ich gehe auf die andere Straßenseite — und da sehe ich, wie der Tod auf mich zukommt.

Die Boten des Todes, den Kopf gesenkt, die Gesichter hinter schwarzen Schleiern versteckt. Ich erkenne sie trotzdem, Tante Ontine, Tante Antoinette, meine Großmutter und dahinter die Männer, als ob sie sich hinter den Frauen verstecken wollten: mein Vater und meine beiden Großväter, ganz in Schwarz.

Ich bin ihnen nicht entgegengegangen, habe mich nicht einmal gerührt, so unfähig war ich, auch nur den kleinen Finger zu bewegen. Das Blut stockte mir in den Adern, das Herz wollte mir stehenbleiben, und ich hatte so sehr das Verlangen zu weinen, daß ich nicht eine einzige Träne vergießen konnte.

Mehr als zehn Meter vor mir bleiben sie alle stehen. Sie trauen sich nicht, nein, mehr noch, ich spüre es, sie schämen sich, mir in die Augen zu sehen, sie würden lieber selbst tot sein, als mir in die Augen zu sehen und zu sagen, was ich längst weiß, ohne daß irgend jemand auch nur ein Wort gesagt hat. »Mama ist tot, sie ist allein gestorben, niemand war bei ihr.« Niemand. Wer sollte auch bei ihr gewesen sein, nur ich zählte für sie, und ich war nicht da. Tot und begraben, ohne daß sie mich gesehen hat, ohne daß sie mir noch einen Kuß gegeben hat. Papa kommt jetzt nach vorn, sein armes, vom Leid zerfurchtes Gesicht ist tränenüberströmt. Ich rühre mich noch immer nicht, aber er streckt die Arme nicht aus, um mich zu trösten, er muß doch wissen, daß ich mich nicht bewegen kann. Endlich ist er ganz nah an mich herangekommen. Ohne ein Wort nimmt er mich in die Arme. Aber als er dann noch sagt: »Ihr letztes Wort war dein Name«, kommen auch mir die erlösenden Tränen. Und dann wurde ich ohnmächtig.

Mein Haus... Dieses Haus, wo jetzt Tante Antoinette eingezogen ist, um Mamas Nachfolge — auch für den Schulbetrieb — anzutreten, dieses Haus mit meinen alten, zu alten Großeltern, den Eltern Mamas; dieses Haus, wohin ich zurück mußte, weil man Angst hatte, mich im Internat zu lassen; das Haus, wo ein Greis und zwei alte Damen mir Zärtlichkeit und Liebe geben wollen, denn Papa ist noch immer nicht da; das Haus, wo jedes Zimmer für mich ein Heiligtum ist, jedes Möbelstück eine Reliquie; das Haus, das mir selbst jetzt, in der Spätsommersonne, finster und traurig vorkommt, mich mit Verzweiflung erfüllt; dieses Haus, in dem Opa von meinem Papa spricht, der bald kommen soll und doch immer noch nicht da ist; dieses Haus, wo mich jede Kleinigkeit an zu vieles erinnert, jede Ein-

zelheit schon durch ihren Anblick verletzt, wo jedes Wort für mich hohl und falsch klingt, jede gutgemeinte Geste sich ins Gegenteil verkehrt — nein, dieses Haus ist nicht mehr mein Haus.

»Nein, Mama hätte dies oder jenes anders gesagt oder getan, und überhaupt, sie haben kein Recht zu glauben, daß man eine Mutter wie meine ersetzen kann.« Es kommt bald soweit, daß ich keine freundlichen Worte mehr vertrage, kein Zeichen der Zuneigung, und vor allem halte ich es nicht aus, wenn sich jemand zu mir wie eine Mutter, wie meine Mama verhalten will. Ich will von niemandem mehr verwöhnt oder verhätschelt werden, und ich sage es ihnen auch, ohne Schreie, ohne Aufbegehren, mehr wie ein Gebet.

Ich glaube, diese beiden Frauen, die nur mein Bestes wollten, haben es sogar verstanden.

»Ich will nicht mehr hier leben. Gebt mich ins Internat zurück; in den Ferien habe ich Zeit genug, in diesem Haus zu leben, während der Schulzeit brauche ich es nicht auch noch zu sehen.«

Ferien, wie könnte ich *hier* Ferien verbringen? Nein, das ist unmöglich, hier könnte ich nicht wieder lachen und spielen. In den Ferien werde ich zu Tante Ontine nach Fabras fahren, mit meinen Freunden Schafe und Ziegen hüten, dort bin ich sicher, nicht an einem Ort zu sein, wo Mama je gewesen ist.

Der Krieg ist aus, Papa ist wieder hier. Ein Mann ist ihn besuchen gekommen, er hat Käse gegessen und von unserem Rotwein getrunken: Sie haben über den Krieg gesprochen, und als sie dann die Toten aufzählten, meinte er: »Wir, wir haben uns noch gut aus der Affäre gezogen, nicht wahr, Monsieur Charrière? Und Ihr Schwager auch. Gewonnen haben wir nichts, aber verloren auch nicht.«

Ich bin vor ihm aus dem Haus gegangen, die Nacht war schon angebrochen, — und als er dann vorbeigeht, treffe ich ihn mit meiner Schleuder genau auf den Hinterkopf. Er beginnt zu brüllen wie verrückt und rennt zu den Nachbarn, um seine Wunde verbinden zu lassen. Er versteht nicht, wer mit einem Stein auf ihn geschossen hat und warum. Er weiß nicht, daß er

in der Liste der Opfer dieses Krieges die wichtigste Person vergessen hat, deren Verlust unersetzlich ist: meine Mama.

Und jedes Jahr im Herbst gehe ich wieder nach Crest, im Departement Drôme, ins Internat, wo ich mich auf die Aufnahmeprüfung für die Kunstgewerbeschule von Aix-en-Provence vorbereite.

Und jedes Jahr im Sommer ziehen wir, Papa, meine Schwestern und ich, nach Fabras, nur um nicht in unserem Haus zu leben. Eigentlich sind die Ferien herrlich, denn Papa hat von meiner Mama die Worte, die Gesten, und, vor allem, die Wärme und Zärtlichkeit.

In der Schule werde ich zusehends wilder und brutaler. Ich werde in die Rugbymannschaft aufgenommen und habe bald den Ruf eines fairen, aber harten Spielers.

Sechs Jahre bin ich schon in Crest, ein guter Schüler, vor allem in Mathematik, aber im Betragen immer die schlechtesten Zensuren. Bei allem, was wild und verboten ist, bin ich dabei. Ein- oder zweimal im Monat prügeln sich mich mit den Mitschülern, immer nur an Donnerstagen, denn sonntags spiele ich Rugby oder gehe zu meinem »Vertrauensmann«. Bei jedem Internatszögling muß die Familie jemanden damit beauftragen, den direkten Kontakt zur Schulleitung aufrechtzuerhalten.

Aber am Donnerstag, wenn Besuchstag ist und die Eltern kommen, muß ich mich einfach prügeln. Es geht nicht anders.

Die Mütter kommen ihre Söhne besuchen, gehen mit ihnen ins Restaurant, und nachmittags, wenn es schön ist, haben sie nichts Besseres zu tun, als mit ihnen im Schulhof unter den Kastanienbäumen spazierenzugehen. Jeden Mittwoch nehme ich mir selbst das Versprechen ab, nicht durch die Bibliotheksfenster hinunter in den Hof zu schauen, aber regelmäßig kann ich dann am nächsten Tag der Versuchung nicht widerstehen. Jedesmal setze ich mich im Lesesaal so, daß ich alles ganz genau sehen kann, und beobachte das Geschehen im Hof. Meine Mitschüler kann ich in dieser Beziehung in zwei Gruppen einteilen, und beide bringen mich auf ihre Art zur Raserei.

Da sind einmal jene Burschen, deren Mütter schlecht angezo-

gen sind oder wie einfache Bäuerinnen aussehen. Man könnte glauben, die Söhne schämen sich. Und ich schaue und schaue durch mein Bibliotheksfenster. Mein Gott! Sie schämen sich wirklich! Diese Feiglinge, diese Schweine, diese Arschlöcher, man sieht es ihnen an! Anstatt im ganzen Hof umherzugehen oder in seiner Mitte auf und ab zu spazieren, setzen sie sich auf eine Bank, versteckt in einem Winkel, und rühren sich nicht mehr fort. Sie wollen nicht, daß ihre Mütter gesehen werden, es ist ihnen bereits bewußt, was es heißt, ein »Studierter« zu sein, und bevor sie noch auf der Kunstgewerbeschule den Ingenieurtitel machen, wollen sie ihre Herkunft verleugnen. Diese Idioten werden zu dem Menschenschlag, der später, wenn ihre Eltern in eine Gesellschaft von »Gebildeten« platzen, sie ohne zu zögern in die Küche schicken und den Gästen entschuldigend erklären, es wären irgendwelche Verwandte aus der Provinz, die unangemeldet aufgetaucht sind.

Mit dieser Kategorie meiner Mitschüler ist die Prügelei nicht schwer vom Zaun zu brechen. Wenn ich einen von ihnen beobachte, wie er seine Mutter vor Ablauf der Besuchszeit weggeschickt, weil er sich schämt, ist es ganz leicht, ihn zu reizen, wenn er in die Bibliothek heraufkommt:

»Sag einmal, Pierrot, warum hast du deine Mutter so schnell weggeschickt?«

»Sie hat es eilig gehabt.«

»Das stimmt nicht. Du bist ein Lügner, denn deine Mutter fährt erst mit dem Zug um sieben. Ich werde dir sagen, warum du sie weggeschickt hast. Weil du dich schämst. Trau dich doch zu sagen, daß es nicht so ist, du Schwein!«

Meistens gewinne ich diese Kämpfe, denn ich prügeln mich so oft, daß ich im Boxen ein Meister geworden bin. Und selbst wenn ich mehr Hiebe beziehe als mein Gegner, das ist mir scheißegal, ja es freut mich fast. Aber die Schwächeren laß ich in Ruhe.

Die andere Sorte, die mich aufregt, und gegen die ich mit noch mehr Wut im Bauch kämpfe, das sind die Prahler. Sie haben eine schöne, elegante, distinguierte Mama. Klar, wenn

man sechzehn oder siebzehn ist, kann man auf so eine Mama stolz sein und zeigt sie auch überall herum. Im Schulhof stolzieren diese Burschen dann wie die Pfaue und benehmen sich, als hätten sie das Schießpulver erfunden.

Jedesmal wenn einer allzuviel geprahlt hat — für mich ist das wie eine Provokation — oder wenn seine Mutter mich an meine Mama erinnert — wie sie beim Sprechen einen Handschuh auszieht und ihn graziös in der Hand behält —, dann packt es mich und ich drehe durch.

»Du brauchst gar nicht herumzuprahlen, du fette Sau, nur weil deine Mutter die Mode vom Vorjahr imitiert! Meine war da ganz anders, viel schöner, das kannst du mir glauben. Und ihr Schmuck war echt, nicht so billiges Talmi wie bei deiner. Zehn Franc für das Ganze, selbst ein Blinder sieht das!«

Die meisten warten nicht einmal, bis ich ausgesprochen habe, um mir den ersten Hieb zu versetzen, und dann prügeln sie mich jedesmal wie ein Zuhälter, alle faulen Mittel sind mir recht, mit dem Kopf in den Bauch, mit den Fäusten, den Füßen, wo immer es richtig weh tut. Ich vergesse alles um mich herum und fühle in mir wieder Freude, als könnte ich alle Mütter verprügeln, die es wagen, so schön und so elegant zu sein wie meine Mama.

Es ist einfach stärker als ich, ich kann es nicht unterdrücken. Seit Mama gestorben ist — ich war damals fast elf — ist die Wunde offengeblieben, und ich kann mich mit der Ungerechtigkeit des Schicksals nicht abfinden. Mit elf kann man den Tod nicht verstehen, man kann ihn nicht akzeptieren. Vielleicht, wenn es alte Leute sind, die sterben, aber Mama mit ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrer Güte und ihrer Liebe, ist es möglich, daß sie sterben mußte? Nein, es ist nicht möglich, an diese Vorstellung *kann* man sich nicht gewöhnen. Man hätte alle Mütter vor mir verstecken müssen, dann hätte ich vielleicht nicht so reagiert. Und selbst dann! Ich glaube, ich wäre sogar auf das Lamm eifersüchtig gewesen, das von seiner Mutter geleckt und umsorgt wird.

Und eine dieser sinnlosen Prügeleien war es, die mein Leben verändern sollte.

Nein, dieses Schwein konnte ich wirklich nicht ungeschoren lassen, nach der Komödie, die er den ganzen Nachmittag aufgeführt hatte. Eingebildet war er, stolz auf seine ganzen neunzehn Jahre, auf seine guten Zensuren. Groß, sehr groß sogar, aber überhaupt nicht sportlich, weil er ununterbrochen büffeln mußte, dafür aber unwahrscheinlich stark. Ich erinnere mich, eines Tages hat er vor uns im Hof ganz allein einen Baumstamm hochgehoben.

Also, an diesem Nachmittag hatte er es wirklich zu arg getrieben! Seine Mutter, eine hochgewachsene, hübsche Frau, hatte eine fast ebenso schmale Taille, nein, seien wir ehrlich, ihre Taille war wirklich genauso schmal wie die meiner Mama, und sie trug ein weißes Kleid mit blauen Tupfen und Puffärmeln! Wenn sie Mama absichtlich hätte kopieren wollen, sie hätte es nicht besser treffen können. Sie hatte große schwarze Augen und trug einen winzigen Hut mit einem weißen Tüllschleier.

Den ganzen Nachmittag ist er mit ihr im Hof herumstolziert, quer durch und im Kreis, hin und her, in allen Richtungen, damit nur alle richtig sehen können, wie sie von Zeit zu Zeit stehenbleiben und sich Küßchen geben. Ich werde beinahe wahnsinnig dabei! Ich müßte an seiner Stelle sein, *meine* Mama müßte sich auf meinen Arm stützen, *meine* Mama müßte mich auf die Wange küssen.

Kaum ist er allein: »Nun, was ist mit dir!? Du bist wohl ein ebenso guter Schauspieler wie Mathematikstucker. Ich habe gar nicht gewußt, daß du so...«

»Aber Henri, was hast du denn?«

»Was ich habe? Ich habe den Eindruck, daß du deine Mutter zur Schau stellst wie im Zirkus, nur um bei uns Eindruck zu schinden. Bei mir hat deine Komödie nicht gezogen, laß es dir gesagt sein, denn deine Mutter kann sich vor meiner verstecken. Wie die Nobelhuren, die ich im Sommer in Vals-les-Bains gesehen hab'.«

»Henri, du wirst meine Faust in die Fresse kriegen. Nimm das sofort zurück! Du weißt, wo ich hin hau, wächst kein Gras mehr, und ich bin stärker als du.«

»Feig bist du auch noch? Wart, hör zu: ich weiß, daß du stärker bist. Wir werden ein Duell machen, jeder mit seinem Zirkel, dann sind die Chancen gleich. Ich gehe jetzt meinen holen, und wenn du nicht ein Stück Dreck sein willst, wenn du dich und deine sogenannte Mutter verteidigen kannst, in fünf Minuten bin ich unten, hinter dem Klo.«

»Ich komme.«

Wenige Minuten später brach er zusammen, meinen Zirkel knapp unter dem Herzen in der Brust.

Tot.

Papa ist gekommen. Er ist groß, fast ein Meter achtzig, und ein wenig schwerfällig, der echte Sohn eines Dorflehrers und einer Bäuerin. Sein Gesicht ist rund, freundlich, sehr zart, und seine Augen hell, mit winzigen goldenen Punkten; der Blick ist gütig und fast kindlich, vielleicht weil alle seine Schüler sich in seinen Augen widerspiegeln. Sie müssen irgend etwas Reines, Seltsames behalten haben, das sonst den Kindern vorbehalten ist: die Naivität, die Kindlichkeit.

Für ihn war der Tod meiner Mutter nicht nur ein furchtbarer Verlust, er hat nicht nur eine Wunde hinterlassen, die langsam verheilen würde, sondern er trägt ihn ständig mit sich, wie am ersten Tag. Seine einzige, ausschließliche Liebe, Loulou — so nannte er Mama — ist zwar physisch nicht mehr da, aber er trägt sie Tag und Nacht in seinem Innersten mit sich. Trotz allem Leid ist seine Stirn glatt geblieben, die Sorgen und der Schmerz haben sie nicht zerfurcht. Man sieht ihm die übermenschliche Anstrengung an, was es ihn kostet, weiterzuleben, sich um seine Kinder und die Kinder der anderen zu kümmern. Nur das Lachen bleibt ihm versagt, er kann nicht mehr singen, die Freude ist auf immer vorbei. Die Falten des Leids trägt er nicht auf der Stirn, sondern tief innen, am Herzen, und so gelingt es ihm, nach außen hin ausgeglichen und natürlich zu bleiben. Wie früher verzichtet er auch heute noch auf seine ohnehin spärlichen Vergnügungen, wenn einer seiner Schüler im Unterricht nicht mitkommt und seine Hilfe braucht. Im Dorf weiß man, wie sehr er Wanderstöcke liebt, und im Haus zeugt eine

ganze Sammlung davon, wie viele Kinder er sorgfältig, überlegt und geduldig durch seinen Unterricht geführt hat.

Siebzehn Jahre bin ich alt, als wir das Büro des Untersuchungsrichters verlassen, der mit meinem Fall beauftragt worden ist. Er hat meinem Vater geraten, ich soll mich freiwillig zur Marine melden, das sei die einzige Möglichkeit, den Fall ad acta zu legen. Im Gendamerieposten von Aubenas unterschreibe ich den Wisch. Ich habe mich für drei Jahre verpflichtet.

Mein Vater hat mich nicht einmal richtig gescholten, obwohl ich diesmal wirklich etwas angestellt habe.

»Wenn ich dich richtig verstehe, Henri« — er nennt mich Henri, wenn er streng sein will —, »hast du den Kampf mit den Zirkeln vorgeschlagen, weil dein Gegner der Stärkere war?«

»Ja, Papa.«

»Nun, du hast schlecht daran getan. Nur Strolche tun so etwas. Und du bist kein Strolch, mein Kleiner.«

»Nein.«

»Denke daran, was du dir und uns allen angetan hast. Denke daran, wieviel Schmerz du deiner Mutter gemacht hast, wenn sie jetzt von dort, wo sie nun ist, auf dich herabsieht.«

»Ich glaube nicht, daß ich ihr weh getan habe.«

»Warum, Henri?«

»Ich habe nur für sie gekämpft.«

»Was meinst du damit?«

»Ich halte es nicht aus, wenn mich meine Kameraden mit ihren Müttern verhöhnen!«

»Ich werde dir etwas sagen, Henri. Diese Prügelei, und alle anderen vorher, sie sind nicht wegen deiner Mutter entstanden. Sie haben einen ganz anderen Grund: Du bist egoistisch, verstehst du? Du möchtest, daß alle anderen keine Mutter haben, nur weil das Schicksal dir Mama genommen hat. Das ist nicht gut, es ist ungerecht, und das wundert mich von dir. Auch mir tut es weh, wenn mich ein Kollege besuchen kommt und seine Frau dabei ist, verstehst du? Ich kann nicht an ihr Glück denken, an das Glück, das auch ich haben sollte, vielleicht noch mehr als sie, wenn das Schicksal mich nicht daran gehindert hätte. Aber

ich bin nicht eifersüchtig auf sie, im Gegenteil ich wünsche ihnen, daß sie nicht das gleiche erleben wie ich. Wenn du wirklich ein Abbild deiner Mutter wärst, so könntest du dich am Glück der anderen freuen. Nun hör mir einmal zu: Um aus dieser schrecklichen Situation wieder herauszukommen, mußt du in die Marine, mindestens für drei Jahre, und die werden nicht leicht sein. Und ich werde auch bestraft, weil ich meinen Sohn drei Jahre nicht sehen kann.«

Und dann sagt er einen Satz, den ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen werde: »Weißt du, mein kleiner Liebling, Waise ist man in jedem Alter. Vergiß das nie.«

...Die Sirene der »Napoli« reißt mich für einen Augenblick aus meinen Träumereien. Aber nur kurz bleibe ich in der Wirklichkeit, bald drängen sich wieder die Bilder der Kindheit vor meine Augen, der Augenblick der größten Verzweiflung, der Augenblick, da ich meinen Vater das letztemal gesehen habe.

Es war in einer dieser düsteren Sprechzellen in der Santé, ein Gang trennte uns, und jeder saß noch hinter einem Gitter. Scham und Abscheu angesichts dessen, was mein Leben geworden war, was meinen Vater für eine halbe Stunde in diesen Raubtierkäfig niedrigster Sorte hatte kommen lassen, überwältigte mich.

Er ist nicht gekommen, um mir Vorhaltungen darüber zu machen, daß ich in dieser häßlichen Affäre aus dem Milieu der Hauptverdächtige bin. Sein Gesicht ist wie damals, als er mir sagte, daß meine Mama tot ist, zerrissen und gezeichnet vom Schmerz.

Nein, er ist freiwillig ins Gefängnis gekommen, um seinen Kleinen noch eine halbe Stunde zu sehen, nicht um ihm Vorwürfe zu machen, ihm vor Augen zu halten, was diese Geschichte für ihn oder die Familienehre bedeutet. Er sagt mir nicht: »Henri, du bist ein schlechter Sohn!«, sondern er bittet mich um Verzeihung, daß er mich nicht richtig erzogen hat.

Er kommt nicht, mir zu sagen: »Du bist schuld, daß...«, sondern er sagt mir etwas, was ich mir wohl als letztes erwartet habe, was mich mehr als alle Vorhaltungen berührt: »Es ist

meine Schuld, mein Kleiner, wenn du jetzt hier bist. Verzeih mir, ja, verzeih mir, daß ich dich zu sehr verwöhnt habe.«

Und auf diesem Mittelmeer, das jetzt die »Napoli« so leicht durchpflügt, auf diesem selben Mittelmeer habe ich damals die »Thionville« bestiegen, nachdem ich zuerst einige Wochen in Toulon verbracht hatte. Sie war ein schnittiger kleiner Kreuzer, die »Thionville«, ganz auf Geschwindigkeit ausgerichtet: nicht der geringste Komfort, dafür aber riesig viel Platz für die Kohlen.

Nichts konnte schwieriger zu ertragen sein als die eiserne Disziplin, die 1923 in der Marine herrschte. Dazu kam noch, daß die Matrosen je nach ihrer Bildung in sechs verschiedene Dienstklassen eingeteilt wurden. Ich kam mit meiner gehobenen Schulbildung in die Klasse sechs, und so mußte dieser siebzehnjährige Bursch, der ich damals war, der nicht einmal verstand, was man überhaupt von ihm wollte, blind und ohne zu fragen den Befehlen gehorchen, die ihm ein vornehmer Maat erteilte, der in der Intelligenzklasse eins eingestuft war. Sie alle waren bestenfalls Klasse drei, was die Allgemeinbildung betraf, und sie alle waren Bretonen, oder fast alle. Ich habe ganz und gar nichts gegen Bretonen, sie sind gute Matrosen, das gebe ich gerne zu, aber mit der Psychologie ist das so eine eigene Sache.

Lange konnte das natürlich nicht gutgehen. Ich kann einfach nicht sinnlosen Befehlen gehorchen, und da meine Schulbildung durchaus ausreichend ist, lehne ich es ab, mich einer Spezialausbildung zu unterziehen. Damit bin ich sofort als »Extra« verschrien — das sind die Disziplinlosen; die zu nichts zu gebrauchen sind, die Burschen »ohne Spezialität«, *sans-spé* nannte man sie. Die dreckigsten, die beschissensten, die blödesten Arbeiten, die hebt man für uns *sans-spé* auf. »Sie sind zu nichts zu gebrauchen? Auch gut, wir werden sie für alles gebrauchen!«, heißt es. Kartoffeln schälen, Latrinen reinigen, Metall putzen, »Konfettiwalzer« (die Kohle, in Fünfkilogrammbriketts, muß im Laderaum verstaubt werden, fein säuberlich, wie die Bücher einer Bibliothek), Deck aufwaschen, das alles ist für uns.

»Was treibt ihr hier, warum versteckt ihr euch hinter dem Schornstein?«

»Herr Maat, wir haben soeben das Deck aufgewaschen.«

»Ach so? Dann beginnt gleich noch einmal, jetzt aber von hinten nach vorn. Und etwas besser, meine Herrschaften, wenn ich bitten darf, sonst setzt es was.«

Dieser Vollidiot ist seit fünfzehn Jahren bei der Marine. Man erzählt sich, er sei nicht einmal von der Küste, obwohl er ein Bretone ist, sondern vom Innern des Landes, ein Bauer.

Ja, ein Matrose ist hübsch anzuschauen, mit seiner dunkelblauen Uniform und der flachen Pullmankappe über dem Ohr, richtig zur Seite geschoben, damit sie ein Ohr fast verdeckt. »*en fantaisie*«, wie man im Marinejargon sagt. Aber wir, die *sans-spé*, wir haben kein Anrecht auf die schöne Uniform. Je schlechter wir angezogen sind, je häßlicher wir aussehen, desto glücklicher sind die »*sacos*«, die Maate. Damit ist es klar, daß die Gewalt eskalierte, wie man heute sagen würde, und daß die Matrosen stets bereit waren, etwas anzustellen. Jedesmal, wenn wir zum Beispiel am Kai liegen, unternehmen wir »Bordausflüge« und verbringen die Nacht an Land. Wohin wir gehen? Ins Bordell natürlich. Wir sind zwei oder drei und haben es uns sehr schnell »gerichtet«. Jeder hat sich innerhalb kürzester Zeit »seine« Hure organisiert, die ihn nicht nur umsonst heranläßt, sondern ihm auch zwei oder drei Scheine zusteckt, um einen zu heben. Dabei haben wir uns gar nicht einmal besonders anstrengen müssen, sondern sie haben *uns* »angeheuert«. Gegen vier Uhr früh geht es dann zurück an Bord, todmüde und angefüllt mit Sex bis obenhinauf.

Um wieder ungeschoren aufs Schiff zu kommen, braucht man einen arabischen Wachtposten, mit den anderen geht es nicht: »Wer da? Antworte oder ich schieße! Losungswort? Wenn du es nicht weißt, laß ich dich nicht durch.«

»Du weißt es selbst nicht mehr, du Blödiän. Hast es wahrscheinlich schon längst vergessen. Kein Wunder, bei deinem kleinen Kopf!«

»Ich habe es vergessen? Wieso? Heute ist es Rochefort!«

»Okay, du hast recht, reg dich nicht auf.«

Ab durch die Mitte und schnell zu einem anderen Posten.

»Wer da? Das Lösungswort?«

»Rochefort!«

»Okay, herein mit euch!«

Die Strafen lassen nicht auf sich warten und werden immer häufiger. Zwei Wochen Bau, bald schon das Doppelte. Um einem Koch eine Lehre zu erteilen, weil er uns ein Stück Fleisch und etwas Brot auch nach stundenlangem Kartoffelschälen verweigert hat, stehlen wir ihm mit einem Haken, den wir an einer Schnur durch einen Lüftungsschacht über den Kesseln hängen lassen, eine ganze Hammelkeule, während er sich gerade umdreht: fünfundvierzig Tage Haft im Marinegefängnis. Und dort lerne ich erst, was es heißt, sich mitten im Winter im Gefängnis-hof nackt auszuziehen und nackt ins eiskalte Wasser springen zu müssen.

Eine Matrosenkappe, die nicht einmal zehn Francs wert ist, bringt mich wegen Beschädigung militärischen Eigentums vor den Disziplinartrat.

In der Marine versuchte jeder, seine Kappe zu strecken, damals zumindest. Nein, man wollte sie nicht zerreißen, die Eleganz wollte nur, daß sie breit und flach war. Man mußte sie naß machen und dann zu zweit oder dritt daran ziehen, bis sie in die Breite ging und wie ein Pfannkuchen wurde. Die Mädchen hatten das gern, vor allem wenn man die rote Quaste oben ordentlich zurechtstutzte, sie glaubten, es bringe ihnen Glück, sie zu berühren...

Mein Vorgesetzter hatte mit seinen Kindern Schwierigkeiten, sie kamen in der Schule nicht recht voran. Er dachte natürlich sofort, die Lehrer wären schuld, schließlich stellten sie die Fragen, auf die seine Gören keine Antwort wußten. Und ich war Lehrersohn...

»Jeder kommt dran, Charrière, bei mir gibts keine Vorzugsbehandlung, ganz im Gegenteil!«

Und so bin ich zum schwarzen Schaf geworden, zumindest für diesen Idioten, der mich nicht einmal mehr eine Minute in Ruhe läßt. Er geht mir so auf die Nerven, daß ich ausreiße, und das gleich dreimal. Aber nie länger als fünf Tage und dreiund-

zwanzig Stunden, denn nach sechs Tagen gilt man als Deserteur. Das wäre mir beinahe in Nizza passiert. Ich hatte die Nacht mit einer unwahrscheinlich guten Frau verbracht und am Morgen verschlafen. Eine Stunde noch, dann bin ich ein Deserteur! Ich stürze auf die Straße hinunter, auf der Suche nach einem Polizisten, der mich festnimmt. Endlich sehe ich einen, stürze auf ihn zu und bitte ihn, mich zu verhaften. Leider ist er ein dicker, gemüthlicher Mann mit viel Herz und noch mehr »Verständnis«:

»Na komm schon, mein Kleiner! Wer wird sich denn so aufregen! Du gehst jetzt friedlich an Bord, und alles wird sich aufklären. Wir waren doch alle einmal jung.«

Ich kann ihm erklären, soviel ich will, daß ich in einer Stunde ein Deserteur bin, er will einfach nicht verstehen. Ich hebe einen Stein auf.

»Wenn Sie mich nicht sofort verhaften, werfe ich bei drei die Auslage dort ein! Eins...«

»Aber der ist ja verrückt, der kleine Matrose. Los, komm auf die Wache!«

Doch zurück zu meiner nach gelungener Operation flach gewordenen Kappe. Weil ich sie eleganter machen wollte, werde ich nach Korsika in die Strafkompagnie geschickt. Niemand konnte damals ahnen, daß das der erste Schritt zum Bagno war.

In der Strafkompagnie ist es aus mit der schönen Uniform, man trägt hier die »*camise*«, das Arbeitsgewand. Nur wer die Prüfung des »Aufnahmekomitees« besteht, gilt als echter *Camisard*, die anderen werden anders eingestuft, je nachdem ob sie nur »arme Schweine« oder Warme sind. Diese sympathische kleine Zeremonie heißt »der Beweis«. Man muß beweisen, daß man ein Mann ist, indem man sich nacheinander zwei oder drei *Camisards* zum Kampf stellt. Mir ergeht es gar nicht so schlecht, die Erfahrungen aus der Schule in Crest helfen mir, und nach dem zweiten wird für mich — aufgesprungene Lippen, anstatt der Nase nur noch Knorpelkompott — die »Beweisführung« abgebrochen. Nun bin ich ein echter *Camisard*.

Ich werde zur Arbeit in den Weingärten eines korsischen Senators eingeteilt, von Sonnenaufgang bis zum Abend, ohne die

geringste Ruhepause, und geschenkt wird einem nichts, aber auch wirklich nichts. Wir gehören nicht einmal mehr zur Marine, sondern sind jetzt dem 173. Infanterieregiment von Bastia zugeteilt. Ich sehe heute noch die Zitadelle von Calvi vor mir, die fünf Kilometer Fußmarsch bis Calenzana, unserem Arbeitsplatz, die wir, Hacke und Schaufel auf der Schulter, im Laufschrift zurücklegen müssen. Die Lage ist unmenschlich, nicht zu ertragen. Natürlich proben wir den Aufstand und da ich zu den Rädelsführern gehöre, schickt man mich in ein noch härteres Lager: Corté.

In Corté sind wir in einer Zitadelle untergebracht, ganz hoch oben am Berg: sechshundert Stufen hinauf und hinunter, zweimal am Tag, um überhaupt zu unserem Arbeitsplatz zu gelangen, in der Nähe des Bahnhofs, wo wir für die Soldaten einen Sportplatz bauen sollen.

Und mitten in diese Hölle, in die Gemeinschaft der brutalsten Kerle, die man sich nur vorstellen kann, platzt ein Kassiber aus Toulon, den man mir zusteckt: »Mein Liebling, wenn Du aus dieser Sauerei herauskommen willst, mußt Du Dir den Daumen abhacken. Dem Gesetz nach ist der Verlust des Daumens, mit oder ohne Verlust des Mittelhandknochens, mit einer Einstufung in die Tauglichkeitsklasse B gleichzustellen, und wenn der Unfall während der Ableistung eines Arbeitsdienstes erfolgt, zieht er die dauernde Untauglichkeit nach sich; das heißt, Du wirst freigestellt. Gesetz von 1831, Dienstanweisung vom 23. Juli 1883. Ich warte auf Dich. Clara.« Als Adresse war das »Moulin Rouge« von Toulon angegeben.

Lange hat es nicht gedauert. Wir arbeiten am Berg und müssen jeden Tag etwa zwei Kubikmeter Erde herausschlagen, die wir dann in kleinen Schubkarren fünfzig Meter weit transportieren. Ein Lastwagen bringt dann weg, was für den Bau der Sportanlage ungeeignet ist. Die Arbeitsgruppen bestehen jeweils aus zwei Mann. Den Daumen muß ich mir freilich auf »normale« Weise amputieren, denn wenn ich ihn mit einem schneidenden Instrument abhacke, werde ich wegen Selbstverstümmelung noch zu zusätzlichen fünf Jahren Straflager verurteilt.

Franqui, der Korse, mit dem ich zur Arbeit eingeteilt bin, hilft mir, den Berghang von unten her auszuhöhlen, so daß beim nächsten Schlag alles zusammenbrechen muß. Die Unteroffiziere, die uns bewachen, sind harte Burschen, und unser »Aufpasser«, Albertini, entfernt sich nie weiter als zwei oder drei Meter von uns. Dadurch wird die Sache zwar komplizierter, aber dafür habe ich dann einen unvoreingenommenen Zeugen für meinen »Unfall« — wenn alles gutgeht.

Franqui hat es fertiggebracht, unter die überhängende Erdmasse einen scharfkantigen Stein zu praktizieren. Daumen drunter, und ein Taschentuch zwischen die Zähne, um nur ja nicht zu schreien. Fünf oder sechs Sekunden bleiben mir noch, dann läßt Franqui einen Felsblock, mindestens zehn Kilogramm ist er schwer, drauffallen. Es kann nichts schiefgehen, selbst, wenn der Daumen nicht ganz abreißt, wird man ihn mir amputieren müssen.

Drei Meter hinter uns ist Albertini. Er hat sich gebückt, um Erde von seinen Stiefeln abzustreifen. Franqui hebt den Stein auf, so hoch er kann, und läßt ihn sausen. Daumenpüree. Albertini hat nichts gesehen. Ein kräftiger Hieb mit der Hacke, und die ganze Erde stürzt über mir zusammen und begräbt mich. Schreie, Hilferufe von überall, man buddelt mich aus, und als ich wieder auftauche, ist der Daumen weg. Es tut wahnsinnig weh, aber ich bringe es doch noch fertig, zum Diensthabenden zu sagen: »Sie werden sehen, man wird sagen, ich habe es absichtlich getan.«

»Nein, Charrière, ich habe den Unfall gesehen. Ich gelte als Ihr Zeuge. Ich bin vielleicht hart, aber gerecht, und ich werde sagen, was ich gesehen habe. Sie brauchen keine Angst zu haben.«

Zwei Monate später ist mein Daumen in Corté begraben, und ich werde nach Toulon geschickt, wo man mich endgültig vom Militär freistellt.

Ich bin mich bei Clara bedanken gegangen, und sie meint, man merkt es gar nicht, daß mir links der Daumen fehlt. Ob mit vier oder fünf Fingern, ich verstehe es immer, die Frauen richtig

zu streicheln, sagt sie. Und das ist ja die Hauptsache, letzten Endes. Adieu, du herrliche Marine, Adieu, Straflager und der ganze Kram.

»Du hast dich verändert, mein Sohn. Ich weiß nicht, was es ist, aber ich spüre es. Ich hoffe, diese drei Monate haben nicht zu viele Spuren in dir hinterlassen.«

Ich bin bei meinem Vater, in unserem alten Haus, wo ich sehr bald nach meiner Freistellung wieder aufgekreuzt bin. Sollte sich wirklich etwas in mir geändert haben?

»Ich weiß nicht, Papa, ich kann dir keine Antwort geben. Ich glaube, ich bin einfach wilder geworden, weniger bereit, mich all den Regeln zu fügen, die du mich gelehrt hast, als ich noch klein war. Du hast recht, glaube ich, irgend etwas hat sich geändert. Hier spüre ich es selbst, hier in diesem Haus, wo wir mit Mama so glücklich waren. Es trifft mich weniger hart als früher, wieder in dieser Umgebung zu sein, in deiner Nähe. Wahrscheinlich bin ich selber härter geworden und abgestumpft.«

»Was wirst du tun?«

»Was rätst du mir?«

»Du solltest dir so schnell wie möglich eine Stelle suchen. Du bist schon zwanzig, mein Kind.«

Zwei Aufnahmeprüfungen bieten sich an: in Privas, für die Post, und in Avignon, als Zivilangestellter in der Militärverwaltung. Opa Thierry hat mich begleitet.

Alles ist wunderbar einfach gegangen, schriftlich und mündlich. Unter den ersten zehn bin ich sicher, vielleicht sogar der Erste, und da hundertzehn Posten vergeben werden, ist die Sache für mich geschaukelt. Warum sollte ich meinen Vater verärgern oder gar kränken? Werde ich eben Staatsangestellter. Damals meinte ich es ehrlich, ich war es meiner Mama und meinem Papa schuldig, dieses ehrliche und ereignislose Leben zu wählen. Aber heute, wenn ich diese Zeilen schreibe, stelle ich mir die Frage, wie lange der junge Charrière mit all seinem Unternehmungsgeist es wohl als Staatsangestellter ausgehalten hätte.

Heute morgen ist das Resultat gekommen, der Postbote hat den Einschreibebrief gebracht, und Papa beschließt, für mich ein kleines Abschiedsfest zu geben. Tante Léontine, Onkel Dumarché, Opa Thierry, Oma, alle sind da. Eine riesige Torte, echter Champagner, und Papa hat sogar die Tochter eines seiner Kollegen eingeladen: »Sie wäre dir eine gute Frau, mein Sohn.«

^ Zum erstenmal seit zehn Jahren ist in unser Haus wieder die Freude eingezogen. Anfangs mache ich mir deswegen Vorwürfe, aber dann lasse ich es doch zu, daß bei uns, zum erstenmal seit Mamas Tod, wieder gelacht wird. Ich lasse es zu, denn meine Entscheidung, wie meine Eltern zu leben, ehrlich und fleißig, ist schließlich ein Geschenk an Mama und Papa.

In meine gesicherte Zukunft habe ich Vertrauen, echtes Vertrauen — ein seltsames Gefühl für mich.

»Henri ist Dritter geworden bei der Aufnahmeprüfung, er ist erst zwanzig, und doch hat er schon eine ganze Karriere vor sich.«

Ich bin mit dem Mädchen, das Papa gern als seine Schwiegertochter sähe, das mir, wie er sagt, häusliches Glück geben würde, im Garten spazierengegangen. Sie ist hübsch und wohlherzogen, fast vornehm, und auch recht gescheit. Etwas zieht mich an ihr an: ihre Mutter ist bei ihrer Geburt gestorben, und so bin ich noch reicher an Liebe als sie. Ich bin zwar nicht Ingenieur der Kunstgewerbeschule geworden, wie ich wollte, aber eine ruhige Zukunft und eine ordentliche Karriere habe ich doch vor mir.

Zwei Monate später platzt die Bombe!

»Es ist uns leider nicht möglich, Sie anzustellen, da Sie Ihrem Akt kein Zeugnis über gute Führung bei der Marine beizulegen vermochten.«

Papa ist nicht zu Hause, als mir der Briefträger wenige Tage später die Nachzahlung meiner Marinepension bringt. Seit dem schrecklichen Brief hat Papa auch seine letzten Illusionen verloren, er ist nicht mehr derselbe, spricht nur wenig, und man sieht, wie er leidet.

Warum soll ich so weitertun? Vorwärts, Papa ist bei einer Lehrerversammlung, schnell einen Koffer und nichts wie weg.

Auf der Stiege werde ich noch von meiner Großmutter überrascht: »Wo willst du hin, Henri?«

»Irgendwohin, wo man nicht nach dem Führungszeugnis von der Marine fragt. Ich gehe zu einem dieser Männer, die ich in Calvi kennengelernt habe, er wird mir beibringen, außerhalb dieser Gesellschaft zu leben, an die ich dummerweise noch geglaubt habe. Ich gehe nach Paris, Großmutter.«

»Was wirst du tun?«

»Ich weiß es noch nicht, aber sicher nichts Gutes! Adieu, Oma, bitte grüße Papa von mir, vergiß es nicht.«

Das Land kommt immer näher, ich kann von meinem Deckplatz aus schon die Fenster der Häuser erkennen.

Nach einer langen, sehr langen Reise komme ich also endlich nach Europa zurück, nach siebenundzwanzig Jahren werde ich endlich die Meinen wiedersehen.

Und meine Familie? Mehr als zwanzig Jahre hindurch haben sie ständig versucht, mich zu vergessen. Für sie war ich tot, für ihre Kinder hat es mich nie gegeben, mein Name wurde niemals erwähnt, oder vielleicht doch, von Zeit zu Zeit, ganz selten, nur wenn Papa gerade da war. Erst in den letzten fünf Jahren haben sie wahrscheinlich nach und nach begonnen, für ihre Kinder das Bild von Onkel Henri aus Venezuela zu fabrizieren.

Ja, sie werden alles versucht haben, um das Bild ihres Bruders, Neffen und Onkels auszulöschen, von der Liste derer zu streichen, die man gernhaben soll. Seit fünf Jahren schreiben wir uns. Ich bekomme nette Briefe, voller netter, liebevoller Worte, aber sie sind schließlich Gefangene ihrer Vergangenheit — oder meiner Vergangenheit — und der Gesellschaft, in der sie leben müssen — Briefe sind gut und machen Freude. Aber haben sie nicht vielleicht doch Angst vor dem Tratsch der Nachbarn, wenn sie sich jetzt aufmachen, den Bruder zu treffen, den entsprungenen Bagnosträfling, der sie in Spanien erwartet?

Ich möchte nicht, daß sie aus irgendeinem Pflichtbewußtsein kommen, ich will, daß sie voller Freude angelaufen kommen und daß ihr Herz mir nur echte und wahre Gefühle entgegenzubringen hat.

Und doch, wenn sie wüßten...

Wenn sie wüßten, wie ich diese Küste Europas ansehe, die langsam näherkommt, wüßten, daß ich in den dreizehn Jahren Bagno Tag für Tag an sie gedacht habe! Wenn meine beiden Schwestern wüßten, wie ich unablässig in den Kerkern, den Zellen und den Käfigen der Gefängnisse an sie gedacht habe, wie oft unsere gemeinsame Kindheit vor meinem Geist vorbeigezogen ist! Wenn sie alle wüßten, daß nur sie, die Mitglieder meiner Familie, mich überhaupt am Leben erhalten haben, daß ich nur in ihnen die Kraft gefunden habe, das Unbesiegbare zu besiegen. Wenn sie wüßten, daß die Monate, die Tage, die Stunden, die Minuten, die Sekunden der völligen Einsamkeit, des Schweigens nur durch die Erinnerung an unsere Kindheit, an jedes kleinste Ereignis unserer Jugend zu überbrücken, zu ertragen waren!

Die Küste ist wieder nähergekommen, man erkennt jede Einzelheit von Barcelona, bald laufen wir ein. »Huu, huu«, tönt die Sirene, und mich packt die Lust, ihr zu antworten, die Hände vor dem Mund zu einem Trichter zu formen und ganz laut, so laut es nur geht, hinauszubrüllen, wie ich es in meiner Kindheit tat, wenn ich mich versteckt hatte und wieder in Erscheinung trat. »Kommt schnell«, rief ich, wenn ich in Fabras in den Wiesen einen Platz gefunden hatte, wo die Blumen besonders dicht standen. »Alles für mich«, rief Yvonne schon von weitem und deutete, noch ganz atemlos, mit dem Finger einen Kreis um die Blumen an, die sie haben wollte. »Und diese da für mich«, meinte die immer bescheidene Nène, wie wir, als wir ganz klein waren, Hélène riefen. Ich beanspruchte nie etwas, scherte mich aber nicht um den »Besitz« der anderen, wenn es darum ging, Mama Blumen mitzubringen.

»Was machst du denn da, Chéri? Ich suche dich schon seit einer Stunde, selbst unten beim Wagen war ich schon!«

Ohne aus meinem Liegestuhl aufzustehen, nehme ich Rita bei der Taille, und sie beugt sich herab und haucht mir einen Kuß auf die Wange. Da erst wird mir bewußt, daß das hier und jetzt *meine* Familie ist, die *ich* gegründet habe, die mit mir nach

Europa zurückkommt — mit zu meiner anderen Familie, die bisher meine Gedanken in Anspruch genommen hat.

»*Chérie*«, sage ich, »ich dachte an die Vergangenheit und sah das Land näherkommen, wo meine Leute leben.«

Barcelona. Unser neues Auto ist ausgeladen, die Koffer sind verstaubt, und jetzt haben wir es eilig, die Stadt zu durchqueren, um an diesem herrlichen Sonnentag weiterzufahren, der Grenze Frankreichs entgegen. Aber zwei Stunden später ist meine Ergriffenheit so groß geworden, daß ich anhalten muß. Ich kann einfach nicht mehr weiterfahren.

Ich steige mit Rita aus. Meine Augen sind von der Landschaft, den Äckern, den riesigen Bäumen, dem zitternden Schilf ermüdet, so sehr haben sie sich an den roten Ziegeldächern, den schlanken Pappeln, den grünen Wiesen, den Kühen, den Weingärten geweidet. Dieses Stück Katalonien, das ist für mich wie alle Gärten Frankreichs, es gehört mir, immer schon, seit meiner Geburt, seit ich mit meinem Großvater Hand in Hand diese Farben, die Pflanzen, diese Gerüche des Landes genoß. Durch diese gepflügten Äcker wanderte ich als Kind, wenn Papa auf der Jagd war und ich seine Sachen tragen durfte, während er Clara, unsere Hündin, auf einen Hasen oder Fasan hetzte. Selbst die Grenzmarken an den Feldern sind wie bei uns! Und die kleinen Bewässerungskanäle zwischen den Feldern, von Zeit zu Zeit durch ein Brett unterbrochen, um das Wasser in diese oder jene Richtung zu lenken: ich brauche nicht hinzugehen, um zu wissen, daß dort, an jener Biegung, die Frösche sitzen und nur darauf warten, daß ich sie, wie in meiner Kindheit, mit einem Köder aus roten Stoffetzen fange.

Ich habe vergessen, daß ich in Spanien bin, so sehr gleicht das Bild dem Ardèchetal, in dem ich aufgewachsen bin und meine Kindheit verbracht habe.

Ich hatte diese Natur, die so verschieden ist von allem, was ich in siebenundzwanzig Jahren gesehen habe, vergessen, diese Landschaft mit ihren kleinen Parzellen, die sich wie die Gärten kleiner Dorfpfarreien bis in die Unendlichkeit des Horizonts

hinziehen. Diese wiedergefundene, längst vergessen geglaubte Natur fordert ihren Tribut, hier, auf der Straße zwischen Barcelona und Figueras. Ich muß weinen.

Lange noch kann ich mich nicht beruhigen, bis endlich Ritas Hand mich leise berührt und sie mir sagt: »Danken wir Gott, daß er uns bis hierher gebracht hat, bis vor die Tür Frankreichs, und daß er es uns gestattet, die Deinen zu sehen.«

Wir bleiben erst im allerletzten Hotel vor der Grenze stehen, bis es nicht mehr weitergeht. Am nächsten Morgen fährt Rita mit dem Zug nach Saint-Peray, Tante Ju holen, während ich versuche, eine Villa zu mieten. Wie gern ginge ich selbst, sie zu holen, aber für die französische Polizei bin ich immer noch ein geflüchteter Bagnosträfling. In Rosas habe ich dann die Villa gefunden: sie liegt direkt am Meer.

Nur noch wenige Minuten, Papi, dann siehst du die Frau, die deinen Vater geliebt, die Erinnerung an deine Mama hochgehalten hat, dir Briefe schrieb, um die Erinnerung an jene wiederzuerwecken, die dich geliebt und die du geliebt hast.

Rita steigt als erste aus, und mit den Gesten einer liebevollen Tochter hilft sie einer grobschlächtig, gütig wirkenden Bäuerin beim Aussteigen.

Für die Koffer findet sich eine hilfreiche Hand, und dann umarmt sie mich schon, Tante Ju, und ihre Hände lassen mich die Wärme des Lebens spüren, sagen mir ganz deutlich: Endlich! Nach siebenundzwanzig Jahren, obwohl dein Vater dich für immer verlassen hat, obwohl du seit neununddreißig Jahren keine Mama mehr hast, endlich hat sich wieder jemand gefunden, der sich um dich kümmert. Ich bin da, und nicht nur ich, ich vertrete auch deine beiden Eltern. Und vor allem, Riri: jetzt, wo der verlorene Sohn wieder heimgekehrt ist, glaube ja nicht, daß du uns um Verzeihung bitten müßtest, wir haben dir längst verziehen.

Rita halte ich an der Hand, mit dem anderen Arm führe ich meine zweite Mutter, und so verlassen wir den Bahnhof, während bei den Gleisen die Koffer vergeblich darauf warten, daß ihnen Flügel wachsen.

Und Tante Ju bewundert unser herrliches Auto, und Tante Ju erzählt und erzählt, sagt gleichzeitig, ich soll doch endlich diese unsinnigen Gepäckstücke holen, und Tante Ju erzählt weiter, obwohl ich die Koffer immer noch nicht geholt habe.

Rita und Tante Ju sind um elf Uhr vormittags gekommen, und um drei Uhr früh schläft die alte Dame endlich ein. Die Reise, das Alter, die Aufregung und — natürlich — sechzehn Stunden des Erzählens haben sie ermüdet, und als ich dann noch auf ihr Zimmer ging, um ihr gute Nacht zu sagen, ist sie wie ein kleines Kind an meiner Schulter eingeschlafen.

Auch ich bin wie tot auf mein Bett gefallen, nicht eine Minute hätte ich länger wach bleiben können. Zu viel Glück kann einen Menschen ebenso erdrücken wie plötzliches Unglück.

Rita und Tante Ju sind vor mir wach geworden, und sie wecken mich am nächsten Morgen, um mir zu sagen, daß es elf Uhr ist, die Sonne scheint, der Himmel blau ist und Kaffee und Brötchen schon auf mich warten, weil wir bald weg müssen, um meine Schwester und die ganze Sippe abzuholen. Sie sollen um zwei Uhr ankommen. »Vielleicht auch schon früher«, meint Tante Ju. »Die Familie wird deinem Schwager sicher keine Ruhe gelassen haben, weil sie es eilig hat, dich zu sehen.«

Der Lincoln steht auf der spanischen Seite des Zollwachhauses, näher geht es wirklich nicht.

Da sind sie!

Sie kommen zu Fuß angelaufen, meinen Schwager haben sie mit dem Auto in der Wagenkolonne warten lassen.

Ganz vorn, schneller noch als die Mädchen, meine Schwester Hélène. Sie läuft durch das Stückchen Niemandsland, dieses bißchen Erde, das niemandem gehört, weder Spanien noch Frankreich. Wie ich auf sie zugehe, krampft sich mir mein ganzer Magen zusammen, so aufgeregt bin ich, und als uns nur noch drei oder vier Meter trennen, bleiben wir beide stehen. Ganz tief sehen wir einander in die Augen. Ja, sie ist es, die »Nène« meiner Kindheit. — Ja, er ist es, mein kleiner Bruder Riri. Und dann fallen wir einander in die Arme. Komisch, für

mich ist diese fünfzigjährige Frau immer noch meine kleine Schwester, meine Hélène. Ich sehe ihr gealtertes Gesicht nicht, die Falten um den Mund, für mich ist ihr Blick gleich geblieben, und nichts hat sich verändert.

Wir vergessen, was um uns vorgeht, wir umarmen uns endlos, immer wieder. Rita hat schon alle Kinder begrüßt, und ich höre, wie sie scherzen. Da lasse ich endlich meine Nène los und schiebe sie zu Rita: »Du mußt sie einfach gernhaben, Schwesterchen, denn sie war es, die mich zu euch gebracht hat.«

Meine drei Nichten sind goldig, und mein Schwager, ein stattlicher Mann, zeigt ehrliche Freude, mich kennenzulernen. Nur Jacques fehlt, der älteste, er ist im Algerienkrieg.

Und dann fahren wir nach Rosas, Hélène mit mir im Lincoln, die anderen hinter uns im Schlepptau.

Unser erstes gemeinsames Essen, alle rund um den Tisch, werde ich nie vergessen. Meine Knie sind vor Aufregung so zitterig, daß ich sie fast mit den Händen zusammenhalten muß.

Wie vieles ist doch vorgefallen, in ihrem Leben und in meinem, in diesen Jahren zwischen 1929 und 1956. Welchen Weg haben wir zurücklegen müssen, wie viele Hindernisse waren zu überwinden, bevor wir uns heute gemeinsam an einen Tisch setzen konnten! Vom Bagno kein Wort, ich frage nur meinen Schwager, ob es für sie sehr schwierig war, als meine Verurteilung bekanntgeworden ist. Nein, sagt er, und versucht, mich zu beruhigen, aber ich spüre doch, wie sehr sie darunter gelitten haben, daß in der Familie ein Sträfling war: »Wir haben nie an dir gezweifelt, Henri, und du kannst mir eines glauben, selbst wenn du nicht unschuldig gewesen wärest, wir hätten dich nicht verleugnet, du hättest nur unser Mitleid gehabt«, sagt er.

Nein, vom Bagno will ich nicht sprechen, genausowenig wie vom Prozeß. Für sie beginnt mein Leben an dem Tag, an dem ich mit Ritas Hilfe den alten Abenteurer Papillon sterben ließ, um Henri Charrière zu neuem Leben zu erwecken.

Meine Nichten sind von ihrem Onkel begeistert, der da mit einem riesigen amerikanischen Wagen und einem unerschöpflichen Reservoir an Indianergeschichten vom Himmel gefallen ist.

Für sie bin ich richtiggehend der »Onkel aus Amerika«, und wir verstehen uns blendend. In den Gesten meiner Schwester habe ich Mama wiedererkannt, wenn sie ihre Kleinen zusammenrief. Ich habe die Erlebnisse meiner Kindheit wiedergefunden, unser herrlich unbeschwertes Lachen und die Freudenausbrüche, wenn wir mit den Eltern nach Palavas ans Meer fahren.

Aber dieser herrliche August am Strand unserer Villa in Rosas ging schnell vorbei. Ein Monat — dreißig Tage. So lang es auch ist, wenn man allein und verzweifelt in einer Zelle sitzt, so kurz kommt es einem vor, wenn man nach so langer Trennung wieder beisammen ist. Ich berausche mich an diesem neuen Glück, nicht nur meine Schwester und ihren Mann wiederzuhaben, sondern neue Geschöpfe lieben zu können, meine Nichten, gestern noch Unbekannte, und heute schon fast wie meine eigenen Töchter.

Für Rita ist es schön, mich so glücklich zu sehen. Es ist spät geworden heute abend, fast Mitternacht, und ich bin allein mit ihr am Strand geblieben. Ich liege halb ausgestreckt im Sand, Rita hat ihren Kopf auf meiner Brust liegen, während ich leise ihr Haar streichle.

»Morgen sind sie alle wieder weg. Wie schnell es doch vorbeigegangen ist! Aber war es nicht herrlich, Rita, Liebling? Weißt du, man soll nicht unbescheiden sein, aber ein bißchen bin ich schon traurig, daß wir uns wieder trennen müssen. Weiß Gott, wann wir uns wiedersehen, die Reise ist so teuer!«

»Hab' Vertrauen in die Zukunft, ich bin sicher, wir sehen sie wieder.«

Wir haben sie bis zur Grenze gebracht, Tante Ju fährt mit ihnen zurück, und als wir uns, hundert Meter vor Frankreich, verabschieden, gibt es keine Tränen. Ich habe ihnen versprechen müssen wiederzukommen, in zwei Jahren, und dann nicht nur einen Monat, sondern die ganzen Ferien mit ihnen zu verbringen.

»Stimmt das auch wirklich, Onkel?«

»Sicher, meine Kleinen.«

Langsam entfernt sich das schwarze Auto, ich bleibe am Straßenrand stehen, und Rita hat sich an mich gelehnt. Sie blicken

alle noch lange durch das Heckfenster zurück, bis sich ein anderes Auto dazwischenschiebt und wir uns nicht mehr sehen können.

Eine Woche später hole ich meine andere Schwester am Flughafen von Barcelona ab. Sie ist allein gekommen, die Familie konnte nicht mit. Schon in der Gruppe der Passagiere finde ich sie von weitem heraus, und auch sie geht direkt auf mich zu, als sie vom Zoll in den Warteraum kommt.

Drei Tage und drei Nächte haben wir in gemeinsamen Erinnerungen geschwelgt, drei ganze Tage und drei volle Nächte. Sie hatte so wenig Zeit, daß wir keinen Augenblick versäumen wollten.

Das erste Spiel hast du verloren, Staatsanwalt, und auch ihr, ihr käsköpfigen Geschworenen! So zufrieden wart ihr alle mit dem Urteil, dem Produkt eurer so bemessenen, so überlegten, so ehrlichen Schöffengewisheit! Keiner von euch hat wohl damals gedacht, daß dieser Mann, den ihr zur »langsamen Guillotine« verurteilt habt, eines Tages, viel später, ja, aber doch eines Tages, hier, nur hundert Meter vor der französischen Grenze, seiner Familie zuwinken würde.

Und er versteckt sich nicht etwa hinter einem Busch, nein, er steht hier als Sieger.

Zwei Tage danach ist Ritas Mutter aus Tanger gekommen. Mit ihren zarten, weichen Händen streichelt sie meine Wangen und sagt: »Mein Sohn, ich bin so froh, daß du Rita liebst und daß sie dich wiederliebt.« Und aus ihrem Gesicht strahlt eben jene Zärtlichkeit, die ich bei Rita kennen- und liebengelernt habe.

Wir sind zu lange in Spanien geblieben, das Glück hat uns die Zeit vergessen lassen. Es ist zu spät, mit dem Schiff nach Hause zu fahren, sechzehn Tage können wir nicht mehr ausbleiben, und so fliegen wir ab — das Auto kommt per Seefracht nach —, denn unser Restaurant wartet bereits zu lange auf uns.

Wir haben uns auch Spanien angesehen, und in Granada, diesem Wunderwerk der arabischen Kultur, lese ich am Fuß des Mirador-Turms die Worte des Dichters:

»Dale limosna, mujer, que no hay en la vida nada como la pena de ser ciego en Granada.« — Gib ihr das Almosen, Frau, denn nichts kann im Leben schlimmer sein, als blind in Granada zu sein.

Doch, es gibt Schlimmeres! Vierundzwanzig zu sein, jung, gesund, voll des Vertrauens ins Leben, ohne viel Zucht und Ordnung, vielleicht auch gar nicht unbedingt ehrlich, wenn auch nicht ganz verdorben, sicher aber kein Mörder — und dann verurteilt werden, verurteilt für das Verbrechen eines anderen, verschwinden müssen, auf immer, ohne Hoffnung, verurteilt dazu, bei lebendigem Leib körperlich und geistig zu verfaulen, wenn die Chancen eins zu einer Million stehen, daß man es je wieder so weit bringt, ein Mensch zu sein.

Wie viele hätten es doch vorgezogen, blind in Granada zu sein! Ich jedenfalls wäre es lieber gewesen, als von einem unmenschlichen Justizapparat, von einer unerbittlichen Strafmachinerye langsam zermalmt zu werden.

DIE NACHTBARS — DIE REVOLUTION

In Maiquetia, dem Flughafen von Caracas, warten schon unsere Tochter und unsere Freunde auf uns, und bald sind wir wieder zu Hause. Die Hunde jaulen vor Freude, und unser indianisches Mädchen, das wir zur Familie zählen, plappert drauflos: »Wie geht es der Familie von Henri, *señora*? Und du, Henri, wie hat dir die Mama von Rita gefallen? Bei all den Leuten, die euch dort drüben gern haben, habe ich schon Angst gehabt, ihr kommt gar nicht mehr zurück. Gott sei gelobt, ihr seid wieder da, alles ist wieder in Ordnung!«

Ja, Gott sei Dank, wir sind wieder hier, und alles ist in Ordnung. Aber alles ist noch viel besser als nur in Ordnung, denn die neugewonnene Beziehung zu den Meinen in Europa ist für mich sehr wichtig. Ich darf das Vertrauen, das sie mir geschenkt haben, nicht aufs Spiel setzen, was immer auch geschieht. Jedenfalls muß ich es versuchen, das habe ich mir vorgenommen.

Und das tägliche Leben geht weiter. Wir verkaufen das Restaurant, denn alles, was mit Küche zusammenhängt, können wir nun schon nicht mehr sehen. Und so wechseln wir den »Beruf« und kaufen die »Caty-Bar«.

In Caracas kommen in eine Nachtbar ausschließlich Männer, denn Mädchen sind immer da, die ihnen Gesellschaft leisten. Sie plaudern, hören zu, trinken ein wenig, und wenn der Durst des Herrn nicht groß genug ist, wissen sie in jeder Beziehung nachzuhelfen. Unser Leben ist jetzt anders, vielfältiger als früher im Restaurant, in gewisser Beziehung rastlos, denn jede Nacht erlebt man Neues, Interessantes, wenn die Gäste an der Bar ihr zweites Ich zum Vorschein kommen lassen.

Senatoren, Abgeordnete, Bankdirektoren, Rechtsanwälte, Offiziere und Beamte, alle kommen sie in der Nacht, um den Ärger loszuwerden, der sich während des Arbeitstages in ihnen

angestaut hat, weil sie sich in der Öffentlichkeit immer muster-gültig zu benehmen haben und nie aus dem Rahmen fallen dürfen.

Bei uns in der »Caty-Bar« zeigen sie dann, wie sie wirklich sind, wenn die Schranken der ihnen von der Gesellschaft aufgefropften Selbstbeherrschung gefallen sind. Dann geht jeder aus sich heraus, es ist wie eine Explosion, die alles mitreißt, die tägliche Heuchelei, die Sorgen im Beruf oder in der Familie. Es ist wie ein Freudenschrei, den diese Männer ausstoßen, wenn sie ihrem bürgerlichen Milieu und seinen streng etablierten Regeln für die Dauer einer Nacht entkommen.

Für einige Stunden finden sie ihre Jugend wieder, all diese vornehmen, oft prominenten Herren. Mit etwas Alkohol geht plötzlich alles leichter, sie können schreien, brüllen, diskutieren und mit den Mädchen an der Bar flirten. Mehr gibt es in dieser Beziehung nicht zu holen, denn Rita führt die Bar mit eiserner Disziplin und läßt keines der Mädchen während der Arbeitszeit weg. Aber die Männer berauschen sich schon an der Anwesenheit dieser hübschen Dinger, die zu ihnen nett sind und genug Geduld haben, stundenlang ihren Geschichten zuzuhören.

Wie oft habe ich sie gesehen, wenn sie allein an ihrem Tisch saßen — die Mädchen waren längst verschwunden — und die Morgendämmerung sie überraschte. Trotzdem waren sie zufrieden, erleichtert. Manche begleitete ich am frühen Morgen noch bis zu ihren Autos, und ich erinnere mich noch an einen Stammgast, einen bedeutenden Geschäftsmann, der Punkt neun sein Büro betrat, auch wenn er bis zum Morgengrauen in der »Caty-Bar« gewesen war. Oft legte er seinen Arm um meine Schultern und zeigte auf die Silhouette der Berge, die sich in der noch fahlen Morgensonne am Horizont abzeichnete: »Die Nacht ist zu Ende, Enrique, die Sonne geht über Avila auf. Diese Nacht ist unwiderruflich aus, man kann nirgends mehr hingehen, alles ist geschlossen, und wenn es Tag wird, sehen wir uns wieder dem anderen, bürgerlichen Leben gegenüber. Arbeit, Sorgen, die tägliche Sklaverei des Berufs warten auf mich, aber wie könnten wir das alles ertragen, wenn diese Nächte nicht wären? Und

doch, Enrique, die Nacht ist zu Ende, die Mädchen sind längst gegangen, und wir stehen da, allein wie zwei alte Idioten.«

Aber trotz dieser Ernüchterung kommen sie immer wieder, obwohl sie wissen, daß der aufgehende Tag die Träume einer durchzechten Nacht in nichts zerrinnen läßt.

Das Geschäft geht gut, und bald kaufe ich eine zweite Bar, das »Madrigal«, wenig später sogar eine dritte, das »Normandy«.

Zusammen mit Gonzalo Durand, einem Sozialisten, der das Regime haßt wie die Pest und immer bereit ist, für die Interessen der Besitzer von Nachtclubs, Bars und Restaurants auf die Barrikaden zu steigen, gründen wir einen Interessenverband, der die Lokalbesitzer in zwei Provinzen, Federal und Miranda, erfaßt. Wenig später werde ich sogar zum Präsidenten gewählt, und wir versuchen, so gut es geht, unsere Mitglieder vor den Übergriffen mancher Beamter zu schützen.

An verrückten Ideen fehlt es mir ja Gott sei Dank nicht, und so baue ich das »Madrigal« in eine russische Bar um und nenne das Ganze »Ninotschka«. Um es noch »echter« zu machen, nehme ich mir einen Spanier, stecke ihn in eine phantasievolle Kosakenuniform und setze ihn auf einen alten Gaul vor die Eingangstür, wo er Portier spielen darf. Meinem Kosaken ist's natürlich stinklangweilig, und die Gäste verpflegen ihn andauernd mit Whisky, was ja gar nicht so schlimm wäre, wenn sie nicht auch dem Pferd zu trinken geben würden. Whisky säuft der alte Klappergaul zwar nicht, aber er hat eine Vorliebe für Zuckerstückchen in Kümmelschnaps. Oft sind also Pferd und Reiter stinkbesoffen, und dann kommt es vor, daß meine beiden Portiers ihren Standort verlassen und quer über die Avenida Miranda galoppieren, was dann den Verkehr auf dieser Hauptstraße von Caracas auch nicht flüssiger macht. Die Flüche, das Bremsgequietsche und die gelegentlichen Unfälle bringen auch die Hausbewohner auf die Palme, die der Lärm zu jeder Tages- und Nachtzeit keineswegs erbaut.

Um dem Ganzen noch die Krone aufzusetzen, habe ich auch noch Kurt Löwenthal, mein deutsches Einmannorchester, bestehend aus einer Hammondorgel und zwei Schwergewichtler-

pranken. Er hämmert seine Rumbas und Cha-Cha-Chas mit solcher Begeisterung in die Tasten, daß die Mauern bis in den neunten Stock hinauf beben.

Das andere Lokal, das »Normandy«, ist ideal gelegen, genau gegenüber dem Hauptquartier der *Seguridad Nacional*, der politischen Polizei. Auf der einen Seite Terror, Folter und Gefängnis, vis-à-vis die Lebensfreude. Und diesmal sitze ich ausnahmsweise nicht im falschen Boot. Was mich allerdings nicht daran hindert, mir das Leben dadurch zu erschweren, daß ich für die Häftlinge von gegenüber mein Lokal als »toten Briefkasten« zur Verfügung stelle.

1958. Seit mehreren Monaten ist die Lage nicht mehr so ruhig in Venezuela, und die Diktatur von Perez Jimenez sitzt am absterbenden Ast. Sogar das Bürgertum und die Finanz haben sich von ihm losgesagt, und es bleiben ihm nur noch zwei Stützen, die Armee und die *Seguridad Nacional*, die jetzt schon wahllos echte und vermeintliche Regimegegner verhaftet.

Während sich im Land die Lage von Tag zu Tag verschlechtert, haben sich in New York drei der führenden politischen Köpfe des Landes, alle im Exil lebend, zusammengefunden und arbeiten einen genauen Plan zur Übernahme der Macht aus. Rafael Caldera, Jovito Vilalba und Romulo Betancourt. Den Vertreter der KP, Machado, haben die drei Herren mit der weißen Weste nicht einladen wollen, dabei klebt auch an ihren Händen genug Blut. Aber bitte...

Am 1. Januar versucht Castro Leon, ein General der Luftwaffe, seine Truppen zum Aufstand zu bewegen, und eine kleine Gruppe von Fliegern wirft einige Bomben über Caracas ab, vor allem auf das Präsidentenpalais, wo Perez Jimenez residiert. Der Putsch schlägt jedoch fehl, und Castro Leon muß nach Kolumbien ins Exil flüchten.

Aber am 23. Januar ist es soweit. Um zwei Uhr morgens überfliegt eine Maschine mit wertvoller Fracht das schlafende Caracas: Perez Jimenez mit Familie und seinen engsten Mitarbeitern. Der fliehende Diktator hatte noch einen Teil seiner

Schätze retten können, und dieses nächtliche Flugzeug war so wertvoll, daß die Venezolaner es das »goldene Kalb« nannten. Perez Jimenez hatte erkannt, daß sein Spiel aus war, weil nun auch die Armee ihn verlassen hatte. Nach zehnjähriger Diktatur haben sie ihn gehen lassen, ohne ihm ein Haar zu krümmen, und er fliegt direkt nach Santo Domingo, wo Trujillo den Freund und Kollegen mit offenen Armen aufnimmt.

Am nächsten Morgen erwacht Caracas nichtsahnend, und eine neue Regierungsjunta unter Admiral Wolfgang Larrazabal hat das Steuer des von Kapitän und Mannschaft verlassenen Schiffes Venezuela in die Hand genommen. Das ist der Auftakt zur Revolution. In dieser Revolution spielt ein gewisser Fabricio Ojeda eine bedeutende Rolle. Obwohl er sich im Laufe der Ereignisse leicht hätte einen wichtigen Posten zuschanzen können, hat er dieser Versuchung widerstanden und ist später zu einem der aufrichtigsten Guerilleros geworden. Er ist dann in einem Polizeigefängnis durch »Selbstmord« ums Leben gekommen. Ich habe ihn gut gekannt und möchte ihm auf diese Weise die letzte Ehre erweisen. Vielleicht bekommt auch er eines Tages sein Denkmal.

Fast drei Wochen lang war in den Straßen der Hauptstadt kein einziger Polizist zu sehen, und obwohl es zu Ausschreitungen und Plünderungen kam, waren diese fast ausschließlich gegen die Anhänger des Perez Jimenez gerichtet. Das Volk Venezuelas explodierte richtiggehend, nachdem man ihm endlich nach zehn Jahren Diktatur, den politischen Maulkorb abgenommen hatte. Das Hauptquartier der *Seguridad Nacional*, gegenüber von unserem »Normandy«, wurde von der Volksmenge gestürmt, und fast alle Beamten der Staatspolizei kamen dabei ums Leben.

In den ersten drei Tagen nach der Flucht von Perez Jimenez hätte ich beinahe alles verloren, was wir uns in zwölf Jahren erarbeitet hatten.

Von verschiedenen Seiten erhalte ich Warnungen, daß der Mob alle Nachtclubs, Luxusrestaurants und überhaupt alle Lokale, wo sich früher die Perez-Jimenistische Elite getroffen hat,

stürmen und dem Erdboden gleichmachen will. Für uns ist die Lage besonders ungut, weil wir über der »Caty-Bar« auch unsere Wohnung haben. Das Lokal ist im Erdgeschoß, und das Haus, eine kleine Villa, liegt am Ende einer Sackgasse, aus der es keinen Fluchtweg mehr gibt.

Ich habe mich entschlossen, mein Haus, mein Geschäft und meine Familie zu verteidigen. Mit zwanzig Flaschen Benzin und einigen Lappen fabriziere ich Molotow-Cocktails à la Papillon und gehe damit auf dem flachen Dach unseres Hauses in Stellung. Rita wollte mich nicht allein lassen und ist jetzt mit mir oben, das Feuerzeug in der Hand. Da sind sie!

Eine ganze Horde von Plünderern kommt auf unser Haus zu, sie sind mehr als hundert.

»Da, hier haben sie sich getroffen, die Schweine! Hinein! Alles zerstören!« Und schon sind sie vor dem Haus, schwingen Eisenstäbe, Mistgabeln und andere improvisierte Waffen. Ich zünde das Feuerzeug und nehme die erste Flasche zur Hand.

Plötzlich bleiben sie stehen. Vier Männer sind auf die Straße getreten und halten die wilde Bande auf.

»Wir sind auch Arbeiter aus dem Volk! Wir sind Revolutionäre wie ihr! Diese Leute hier kennen wir seit Jahren. Enrique, der Besitzer, ist Franzose und ein Freund des Volks, er hat es uns oft genug bewiesen. Zurück mit euch, hier gibt es nichts zu holen!«

Dann beginnt eine endlose Diskussion, und ich höre, wie sie einander zu überzeugen versuchen, die Bar gehört angezündet, nein, der Franzose ist in Ordnung... Fast zwanzig Minuten dauert es, Rita und ich stehen noch immer auf dem Dach, bereit, das Benzin anzuzünden. Aber unsere Verteidiger haben das Spiel gewonnen, und die Menge zieht langsam ab.

Mein Gott, jetzt ist mir leichter! Man hat nie wieder versucht, unser Eigentum anzutasten, keiner von dieser Bande hat sich je wieder blicken lassen.

Unsere vier Retter waren Angestellte des städtischen Wasserdienstes von Caracas, der neben der Bar eine Niederlassung hatte, wo ständig Sprengwagen ein und aus fuhren. Die Angestellten standen politisch natürlich links, das ist klar, und wir gaben

ihnen oft zu essen oder luden sie auf ein Cola ein. Mit der Zeit hatte sich zwischen ihnen und uns eine echte freundschaftliche Nachbarbeziehung gebildet, und sie sahen, daß wir sie, anders als ihre Vorgesetzten, als Menschen betrachteten. Wir lebten in einer Diktatur, und sie sprachen daher fast nie von Politik, doch manchmal, wenn einer zuviel getrunken hatte, konnte er seine Zunge nicht im Zaum halten, und es fand sich immer jemand, der ihn anzeigte. Und diese armen Teufel wurden dann regelmäßig entlassen oder gar eingesperrt.

Rita und mir war es oft gelungen, diese Entscheidungen rückgängig machen zu lassen. Wir baten einfach einen unserer Gäste, der an der richtigen Stelle saß, um einen Gefallen. Und die Senatoren, Abgeordneten und Militärs waren eigentlich immer sehr gefällig und bewiesen Menschlichkeit.

An diesem Tag hatten also die Angestellten der Wasserwerke mit bewundernswertem Mut ihre Schuld an uns mit Heller und Pfennig zurückgezahlt. Das Wunder der »Caty-Bar« wiederholt sich auch bei den beiden anderen Lokalen. Im »Ninotschka« wurde nicht einmal eine Scheibe zerschlagen, und im »Normandy«, genau gegenüber der *Seguridad Nacional*, am unruhigsten Platz von ganz Caracas, wo die Schüsse nur so durch die Luft pfiffen, und der aufgebrachte Mob seinen Gefühlen freien Lauf ließ, wurde nichts zerstört, nichts entwendet. Ich weiß bis heute nicht, was für mysteriöse Gründe das gehabt haben mag.

Unter Perez Jimenez wurde stets nur von Disziplin, Arbeit und öffentlicher Sicherheit gesprochen. Zehn Jahre lang gab es keine politische Diskussion, ganz Venezuela hatte gelernt, blind zu gehorchen, mit der Meinungsfreiheit der Presse sah es übel aus.

Admiral Larrazabal läßt alles zu; es wird getanzt, gesungen, gefeiert, man lehnt jeden Drill ab, schreibt und sagt es offen, wenn etwas einem Demagogenhirn zu entstammen scheint. Die verrücktesten Dinge werden getan, ganz Venezuela dreht durch im Rausch der neuen, ungewohnten Freiheit. Es lebt sich leichter, das Volk atmet wieder auf.

Zu allem Überfluß ist dieser Seemann Larrazabal auch noch

ein Poet und will sich als Künstler verstanden wissen. Die Armut und das Leid jener Tausenden, die nach der Flucht des Diktators aus den entlegensten Provinzen nach Caracas geströmt sind, berührt ihn zutiefst, und so arbeitet er den »Dringlichkeitsplan« aus, der diesen Ärmsten der Armen aus Staatsmitteln Millionen zur Verfügung stellt.

Er hat dem Volk nicht nur Wahlen versprochen, er bereitet sie auch ehrlich vor, und obwohl er in der Hauptstadt den größten Stimmenanteil gewinnt, heißt der Sieger der Wahlen Romulo Betancourt. Dazu hat er noch gegen die Schwierigkeiten des täglichen Lebens anzukämpfen. Es vergeht nicht ein Tag, an dem man nicht ein Komplott gegen ihn aufdeckt oder er sich gegen die reaktionären Kräfte zur Wehr zu setzen hat.

Ich habe nun das Grand Café in der Sabana Grande gekauft, ein riesiges Lokal, wahrscheinlich das größte von Caracas, mit mehr als 400 Sitzplätzen. In diesem Café wollten wir uns treffen, Jules Huigard, der Mann, der auf offener Straße die Vitri-
nen der Juweliere ausraubte, und ich. 1931 war es, während wir beide in der Santé saßen. Er hatte mir zugeflüstert: »Nur Mut, Papi, wir treffen uns in Caracas, im Grand Café.« Ich bin jetzt da, wenn auch achtundzwanzig Jahre später, aber dafür gehört es mir. Jules freilich ist nicht gekommen.

Für mich scheint alles gut zu laufen, möchte man meinen. Aber die politische Lage ist nicht unproblematisch. Betancourt hat es schwer. Ein grauenhaftes Attentat gegen ihn erschüttert die noch junge und auf schwankenden Beinen stehende Demokratie des Landes. Im Auftrag des dominikanischen Diktators Trujillo explodiert ein mit Sprengstoff vollbepacktes Fahrzeug, während die Präsidentenlimousine vorbeifährt. Der Kommandierende des Militärstabs kommt um, der Chauffeur wird schwer verletzt, General Lopez Henriquez erleidet schwere Verbrennungen, während seine Frau und der Präsident die Oberarme praktisch verkohlt haben. Am nächsten Tag spricht Betancourt zum Volk, was vielen so unwahrscheinlich vorkommt, daß man behauptet, er habe einen Doppelgänger.

Es ist klar, daß unter dem Schock solcher Ereignisse auch das

ruhige, gottgelobte Venezuela nach und nach dem Virus der politischen Leidenschaften zum Opfer fällt. Die Polizei nimmt an Macht und Einfluß zu, und auch in der Beamtenschaft beginnt man, aus seinen politischen Verbindungen Kapital zu schlagen. Der Amtsmißbrauch beginnt um sich zu greifen und führt zu der häßlichen Parole, die man immer häufiger hört: »Wir kommandieren!«

Von den verschiedensten Ämtern kommen immer öfter Beamte zu mir, wollen dies inspizieren, die Alkoholika kontrollieren, die Steuern nachprüfen und weiß Gott was noch alles. Dabei haben die meisten von ihnen gar keine entsprechende Vorbildung und verdanken ihre Ämter allein ihren parteipolitischen Verbindungen. Dazu kommt, daß die Behörden meine Vergangenheit kennen und ich natürlich noch in Kontakt mit Kumpeln von damals bin, überdies habe ich in Venezuela Asyl gefunden, während in Frankreich meine Angelegenheit noch nicht verjährt ist. Die Bullen nutzen das alles aus, um Druck auf mich auszuüben. So kommen sie zum Beispiel auf den Mord an einem Franzosen zurück, der vor zwei Jahren passierte, ohne daß man den Täter hätte finden können. Weiß ich nicht etwas? Wirklich nicht? Wäre es nicht in meiner Lage angebracht, etwas zu wissen?

Langsam habe ich von diesen Methoden die Nase voll. Nein, bis jetzt ist es nichts Ernstes, aber ich kann mir schon vorstellen, wie es in zwei oder drei Jahren aussehen wird! Hier in diesem Land will ich keinen Ärger haben, schließlich hat es mir die Chance gegeben, ein freier Mann zu werden und meine Familie zu gründen. Also weg.

Viel gibt es nicht zu überlegen, ich verkaufe das Grand Café und die anderen Lokale, und dann fahren wir, Rita und ich, nach Spanien. Vielleicht gelingt es uns, dort etwas auf die Beine zu stellen, falls wir uns einleben können.

Wir haben uns nicht einleben können. In Europa wird Organisation groß geschrieben, zu groß für mich. Als ich in Madrid endlich die ersten dreizehn Genehmigungen beisammen habe, um ein Lokal zu eröffnen, sagt man mir in aller Freundschaft,

ich brauche noch eine vierzehnte. Das war eine zuviel! Rita sah, daß ich nicht woanders leben konnte als in Venezuela, daß mir sogar die dortigen Hosenscheißer abgingen, und sie willigte ein, nach Caracas zurückzukehren.

DIE KRABBen UND DAS KUPFER

Caracas, wieder einmal. Wir schreiben schon 1961, sechzehn Jahre sind seit El Dorado vergangen, und wir sind glücklich wie nie zuvor. Das Leben macht Spaß, große Sorgen haben wir auch nicht. In Spanien war es uns leider nicht möglich, meine Familie zu treffen, aber unser regelmäßiger Briefwechsel hält uns gegenseitig auf dem laufenden.

Das Nachtleben in Caracas hat sich sehr verändert. Ein so gutgehendes Lokal wie das Grand Café zu kaufen geht weit über unsere Verhältnisse, etwas Neues aufzuziehen scheint auch unmöglich. Außerdem gibt es jetzt ein neues Gesetz über den Verkauf von alkoholischen Getränken in Bars. Es stellt die Lokalbesitzer faktisch als Zerstörer der öffentlichen Moral hin und gibt somit den korrupten Beamten jede Möglichkeit, herumzuschikanieren. Das ist nichts mehr für mich, also suchen wir etwas Neues.

Gold- und Diamantenminen sind selten geworden, aber dafür finde ich einen Ort, wo es große Krabben gibt, die beim Export viel einbringen. Hier nennt man sie *camaron*, und es gibt eine noch größere Art, die *langostinas*. Also auf nach Maracaibo, wo die neue Quelle des Reichtums ist.

Ich kaufe ein Stück Strand und gründe eine Gesellschaft, die »*capitan chico*«. Einziger Aktionär: Henri Charrière. Generaldirektor: Henri Charrière. Exekutivdirektor: Henri Charrière. Und, zur Abwechslung, erster Mitarbeiter: Rita.

Die Arbeit ist für uns völlig neu. Ich kaufe achtzehn Fischerboote mit starkem Außenbordmotor und einem großen Fangnetz, zweihundertfünfzig Faden lang. Nun heißt es nur noch für jedes Boot eine fünfköpfige Mannschaft anheuern, und es kann losgehen. Boot und Ausrüstung kosten 12 500 Bolivar (5 Bolivar — ein Dollar), und bei achtzehn Stück ist das nicht wenig Geld.

Unser Leben ist aufreibend geworden, aber es macht Freude. Rund um mich schaffe ich neues Leben, verändere die Fischerdörfer. Die Armut der Fischer wird weniger drückend, sie gewinnen sogar an der Arbeit Vergnügen, weil sie gut bezahlt werden, und ihr neues Leben verdrängt sogar ihre angeborene Gleichgültigkeit. Vor allem in dem Dörfchen San Francisco vollzieht sich ein schneller Wandel.

Diese armen Hunde besitzen nichts, überhaupt nichts, und wir stellen ihnen, ohne jede Garantie, eine Fischfangausrüstung zur Verfügung. Sie müssen dafür nur die Verpflichtung eingehen, den Fang mir zu verkaufen, und zwar zum Tagespreis minus einen halben Bolivar pro Kilogramm, wofür ich für die Boote und ihre Instandhaltung aufzukommen habe.

Das Geschäft geht ausgezeichnet, und mir macht es riesigen Spaß. Wir haben drei Kühlwagen gekauft, und sie sind ständig unterwegs, den Fang meiner Mannschaften und auch jener Fischer, die an den Meistbietenden verkaufen, einzusammeln.

Am See habe ich einen mehr als dreißig Meter langen Pier bauen lassen, der, ebenso wie eine überdeckte Plattform, auf Pfählen steht. Dort ist Rita am Werk und befehligt eine Mannschaft von 120 bis 140 Frauen, die die Krabben putzen, im eiskalten Wasser waschen und dann nach Größe sortieren. Auf ein amerikanisches Pfund kommen, je nach Größe, zehn bis fünfzehn, zwanzig bis fünfundzwanzig, oder fünfundzwanzig bis dreißig Tiere, und je größer sie sind, desto mehr Geld bringen sie ein. Einmal pro Woche, am Dienstag, bekomme ich aus Amerika das »green sheet«, die Aufstellung der laufenden Preise. Eine DC 8 geht mindestens jeden Tag nach Miami, das macht 24 800 Pfund, manchmal auch mehr.

Ich hätte genug Geld verdient — wenn ich nicht so dumm gewesen wäre, mir einen Ami als Teilhaber zu nehmen. Ein richtiges Mondgesicht war er und sah richtiggehend gutmütig, blöd und ehrlich durch die Gegend. Streit konnte es auch nicht geben, denn er sprach weder Französisch noch Spanisch, und mit meinen Englischkenntnissen war es nicht weit her.

Mein Ami also brachte zwar keineswegs Geld ins Unterneh-

men, aber dafür mietete er Kühlapparate von einer bekannten Speiseeisfirma, die in ganz Maracaibo und Umgebung bekannt war. Das Einfrieren meiner Schalentiere ging besser als je zuvor.

Ich kümmerte mich also immer noch um den Fang, die Aufsicht über die Boote, das Einladen der Tiere in die Kühlwagen und die Bezahlung der Fischer. Diese oft bedeutenden Summen mußte also ich aufbringen, und manchmal kam es vor, daß ich mit 30 000 Bolivar in der Tasche morgens das Haus verließ und abends ohne einen Pfennig zurückkam.

Das Ganze war zwar ausgezeichnet organisiert, aber von nichts kommt nichts, und der Kampf gegen die Mentalität meiner eigenen Fischer war oft ebenso schwer wie die Konkurrenz von seiten der wilden Käufer.

Die Fischer sind von Natur aus ehrlich, und nur der Zwang des Geldverdienens hält sie überhaupt bei der Arbeit. Dazu kommt noch, daß sie ihren Lohn nicht immer richtig verwenden und daher oft in den miesesten Verhältnissen weiterleben. Man behauptet hier, es sei weise, sein Haus nicht zu reparieren, keine Küche, keine Möbel, kein Schlafzimmer zu haben. Aber ich kann mich nicht daran gewöhnen, ich erkläre ihnen immer wieder, was sie tun sollen. Es hilft nichts, ein unabänderliches Maß an Lässigkeit und Nonchalance werden sie nicht los. Ich kann es also nicht ändern, die Leute sind mir deshalb nicht böse, und ich werde immer öfter zum Taufpaten befördert.

Wirkliche Schwierigkeiten machen nur die wilden Käufer. Ich hatte mit meinen Fischern die Abmachung getroffen, daß sie mir den Fang zum Tagespreis minus einem halben Bolivar pro Kilo abtreten sollten und dafür meine Boote und Geräte benutzen durften. Soweit war alles in Ordnung. Aber diese Banditen brachten das ganze Geschäft durcheinander. Ohne irgendwelches Risiko, da sie ja keine Boote haben, kommen sie mit ihren Kühlwagen zum Strand und kaufen die *camarones* zum jeweiligen Tagespreis. Wenn man bedenkt, daß ein Boot an die 800 Kilo faßt und die Fischer mir zu einem billigeren Preis verpflichtet sind, so ist es verständlich, daß die Rechnung dieser Piraten nur zu oft aufging: 800 Kilo, das sind 400 Bolivar

weniger, also 80 für jeden der Mannschaft. Sie mußten Engel sein, um dieser Versuchung nicht nachzugeben. Und so kommt es, daß ich fast Tag und Nacht über mein Geschäft wachen muß. Aber ich muß sagen, dieser ewige Kampf macht mir Spaß, und auch mein Leben ist viel reicher geworden.

Die finanzielle Seite des Unternehmens sieht so aus: Beahlt wird von der Bank mittels Kreditbrief, sobald die Ladung nach den Staaten abgegangen ist und ich die nötigen Dokumente — Aufgabeschein, Qualitätskontrolle und Bestätigung der tadellosen Einfrierung — vorweisen kann. Dann bekomme ich 85 Prozent, den Rest zahlt die Bank erst 72 Stunden später, wenn die Ladung in Miami angekommen und kontrolliert worden ist, wovon sie von der dortigen Gesellschaft in Kenntnis gesetzt wird.

Nicht selten begleitete mein Teilhaber samstags die Frachtschiffe, wenn wir viel expediert hatten. Da der Transport am Samstag teurer war und überdies die Lufthafenangestellten in den Frachtbüros nicht arbeiteten, mußte jemand mitfliegen, um für das Ausladen eigene Leute anzuheuern und den Transport bis in die Fabrik zu überwachen, die in Miami war, oft auch noch weiter weg, in Tampa oder Jacksonville. Die Banken waren am Samstag auch zu, so daß die Kreditkarte flachfiel. Dafür wieder waren nach dem Wochenende in den Staaten die Preise um 15 Prozent höher als sonst, und die komplizierte Prozedur zahlte sich daher doch aus.

Alles ist also in Butter, und ich kann mir nur zu meinem Teilhaber gratulieren, der unsere Interessen so großartig vertritt. Bis zum Tag, wo er nicht mehr zurückgekommen ist!

Das Ganze spielte sich zu einer Zeit ab, wo es im See wenig *camarones* gab, und wie immer in diesen Fällen, hatte ich ein Extraboot gemietet, um nach Punto-Fijo, einem Meerhafen zu fahren, wo es herrliche Langusten zu kaufen gab. An diesem Tag also kam ich vollbeladen mit den besten Stücken zurück, ließ sie putzen und konnte dann zu meiner Freude feststellen, daß es nur erstklassige Ware war.

Also flogen eines schönen Samstagmorgens zwei DC 8 nach

Miami. Die Langusten hatte *ich* bezahlt, die Frachtspesen und die Nebenkosten ebenfalls ich. Und das alles löste sich, zusammen mit meinem Teilhaber, in Luft auf.

Montag gab es keine Nachricht, Dienstag noch immer nicht, und auf der Bank wußten sie auch nichts. Ich will noch gar nicht richtig daran glauben, aber es steht fest: er hat mich reingelegt. Nach dem Verkauf der Ware hat er ausgenutzt, daß Samstag ist, und mit dem Geld das Weite gesucht.

Ich war natürlich furchtbar wütend, und mit einem Schießeißen in der Tasche flog ich hinüber, um ihn zu suchen. Es war gar nicht so schwer, seine Spur zu verfolgen, aber bei jeder Adresse, die man mir gab, stieß ich auf eine Frau, die ihren »Gatten« schon seit langem nicht gesehen hatte. Und das gleich dreimal, in drei verschiedenen Städten! Von meinem ehrenwerten Teilhaber habe ich jedenfalls nie wieder etwas gehört.

Somit war ich pleite, denn der Wert dieser einen Lieferung betrug 150 000 Dollar. Die Boote hatte er zwar nicht im Flugzeug mitnehmen können, aber die Art meines Geschäftes, bei dem ich jeden Tag größere Summen aufbringen mußte, erlaubte es uns nicht, weiterzumachen. Rita hat sich nicht einmal beklagt, sie hat kein Wort über meine Vertrauensseligkeit verloren, obwohl wir alles verloren hatten, was wir in vierzehn Jahren Arbeit erwirtschaftet hatten.

Mit Tränen in den Augen verabschieden wir uns von unseren Fischern, die wir irgendwie zur Familie gezählt hatten. Auch ihnen tut es leid, und sie sagen uns, wie dankbar sie sind, daß wir ihnen zwei Jahre lang ein Leben ermöglicht haben, wie sie es vorher nicht gekannt hatten.

Also wieder Caracas! Wir finden eine kleine Wohnung in der Sabana Grande, nicht weit von unserem ehemaligen Grand Café, aber was nun?

Geld, um ein Geschäft zu kaufen, haben wir nicht, aber etwas muß doch geschehen!

Von Bekannten erfahre ich, daß Ausländer am Kauf von allen unverwertbaren Resten an Elektrolytkupfer, egal in welcher

Menge, interessiert sind. Es ist nicht einfach, weil Kupfer als strategisches Gut gilt und die Amerikaner in ganz Südamerika darauf sehen, daß es nicht hinter den Eisernen Vorhang exportiert wird. In Venezuela wird diese Kontrolle von der Armee ausgeübt, und nach dem, was mir die Interessenten sagen, soll es hier im Land genug Kupferabfälle geben, weil Venezuela nicht die technischen Verwertungsmöglichkeiten hat. Sie wissen auch, daß es fast unmöglich ist, das Metall aus dem Land herauszubringen, weil man nur mit Genehmigung der Armee die Exportlizenz bekommt, oder zumindest ein Dokument, das es ermöglicht, um die Lizenz anzusuchen.

So begann die verrückteste Geschichte meines Lebens. Ich setzte mich zuerst mit eventuellen Käufern in Verbindung und ließ sie wissen, daß sie ihr Kupfer über mich bekommen könnten, wenn überhaupt. Es ging recht schnell, und bald hatten sie auf meine Anweisung hin Kreditbriefe eröffnen lassen, um nachher nichts zu verzögern. Schließlich mußte ich ja sichergehen, daß sie die nötigen Millionen auch wirklich hatten! Und bald trudelten die ersten Dollars ein, wenn auch auf ihren Namen. Doch wen störte das schon, bald gehörten sie ja mir!

Jetzt geht der Reigen erst richtig los. Ich kontaktiere links, spreche dort vor, bitte hier um etwas, ersuche dort — und von überall bekomme ich Angebote zum Kauf von Kupferresten. Die einen wissen, wo ein ausrangiertes Telefonkabel liegt, dessen Existenz man sogar vor der Wachmannschaft geheimgehalten hat, eben weil es so kostbar sein soll. Der Verkäufer erklärt mir ganz genau, daß er selbst von seinem Verkäufer ein wichtiges Detail erfahren hat: Das Kabel ist in kleine Stücke zerschnitten worden, damit man beim Export in Fässern die — durchaus legale — Ausfuhr von Alteisen vortäuschen kann.

Dann findet sich noch ein durchaus ehrenwerter Geschäftsmann aus Katalonien, dessen Schwiegersohn bei den Elektrizitätswerken arbeitet. Dort soll es unverwendbare Starkstromkabel gleich kilometerweise geben, seit die Leitungen auf ein anderes Metall umgestellt worden sind. Seiner Ansicht nach könnte ich sie jederzeit haben, wenn ich bar zahle, und auch der Preis

wird vernünftig sein. An allen Ecken und Enden Venezuelas scheint sich das Kupfer nur so aufzutürmen und auf einen Käufer zu warten.

Jeder Händler behält natürlich seine Quellen für sich, und die meisten sind überhaupt nur die Zwischenhändler weiterer Zwischenhändler. Jeder ist selbstverständlich grundehrlich, aber man kann mir nur vage Angaben machen. Das ganze Geschäft beruht auf gegenseitigem Vertrauen.

Ich kaufe und verkaufe, kaufe wieder und verkaufe neuerlich, lade meine Geschäftsfreunde ein, bewirte sie zu Hause und betrachte mich bald als den geschicktesten Geschäftsmann aller Zeiten. Alles dreht sich um mich; die Käufer kennen nur mich, die Verkäufer ebenfalls.

Wie der abgebrühteste Manager kaufe ich mir in den Behörden die richtigen Männer — Gott sei Dank nur auf Kredit! —, die mir im gegebenen Augenblick die Exportlizenz verschaffen sollen, während die anderen mir garantieren, daß die Kupferreserven nur an mich verkauft werden.

Bei diesem Geschäft setze ich alles ein, meinen Verstand, meine ganze Zeit — und schließlich auch das Geld, das wir aus der Langustenaﬀäre gerettet haben. Reisen müssen bezahlt, Whisky gekauft, Einladungen beglichen werden, und das Wenige, das wir noch haben, schmilzt wie Schnee in der Sonne.

Bei mir werden Sitzungen aller Beteiligten veranstaltet, bei denen jeder bis aufs Messer die Millionen verteidigt, die für ihn herauspringen sollen, und die Beteiligung am zukünftigen Gewinn wird lauthals diskutiert, während niemand ein Wort über die Spesen verliert. Dann gibt es noch geheime Sitzungen mit meinen Käufern, die bereits ungeduldig werden, und noch geheimere Sitzungen mit den Freunden der Freunde, die im Ministerium die Lizenzen ausstellen. Ein Zwischenhändler bietet mir seine Dienste an: er hat einen Frachthafen, wo alle nur nach seiner Pfeife tanzen, sagt er. Aus dem Kupfer wird er dank einiger von den richtigen Leuten unterschriebener Papiere einfach Blei oder Alteisen machen, und alles ist völlig problemlos. Transportpreise werden berechnet, und schließlich komme ich darauf,

daß ich zwei Häfen brauche, so viel ist zu verladen: Guanta für den westlichen Landesteil und Maracaibo im Osten. Je mehr wir berechnen, überlegen, schätzen und projektieren, desto größer wird die Anzahl der Millionen, die wir in Kürze zwischen uns aufteilen können.

Bald ist es soweit. Nach einem dieser unvergleichlichen Essen, von denen die Geschäftswelt von Caracas heute noch spricht, so gut kochte Rita, sind alle Einzelheiten besprochen und alles festgelegt. Jeder hat die Tonnen Kupfer, die er mir liefern wird, sorgfältig notiert, die Gewinnspanne jedes einzelnen geht in Ordnung, selbst Termine und Verpackung sind fixiert.

Da auf dieser Linie nichts mehr schiefgehen kann, brauche ich mir nur noch von einem Armeemoffizier erklären zu lassen, wie ich es anstellen muß, damit man sich seitens der Kontrollbehörden bei den Streitkräften nicht gegen die Exportlizenzen stellt, die man mir im Ministerium schon zugesichert hat. Ich finde einen, der bereit ist, mir zu helfen, und überlasse ihm das ganze Dossier mit Mengenangaben und Herkunftsorten des Kupfers.

Tags darauf explodiert die Bombe.

»Mein lieber Freund, es tut mir leid, es dir zu sagen, aber du hast mehr Kupfer verkauft, als es in ganz Mittel- und Südamerika gibt!«

Was ist geschehen? Ist er verrückt? Oder will er einfach nicht ins Geschäft einsteigen, weil er es zu unsauber oder zu gefährlich findet? Das Kupfer ist ja da! Diese Leute können doch nicht alle gelogen haben! Aber noch am gleichen Tag kommt er mich besuchen und liefert unwiderlegbare Beweise. An der Katastrophe ist nicht zu rütteln.

Ich hatte meinen Lieferanten vertraut, die ihren Verkäufern geglaubt hatten, und diese wiederum waren oft nur Zwischenhändler gewesen. Wenn man den Faden bis zum bitteren Ende zurückverfolgte, mußte man feststellen, daß das Kupfer in den meisten Fällen nur in der Einbildung einiger weniger existiert hatte. Oft war es überhaupt nur Anreiz für ein anderes Geschäft gewesen, und auch mein Katalane hatte sich auf diese Weise drankriegen lassen, obwohl die Leute aus dieser Gegend sonst

weiß Gott nicht auf den Kopf gefallen sind! Er hatte drei Dutzend völlig unbrauchbarer Kühlschränke gekauft, weil man ihm versprochen hatte, er würde dann dreißig Tonnen Kupfer bekommen. Ein anderer meiner Lieferanten, ein Ungar, hatte auf ähnliche Art und Weise Spitzhacken erstanden, die er nur noch zur Dekoration in seiner Wohnung verwenden konnte. Seither kann er den Straßenarbeitern nicht mehr bei der Arbeit zusehen, es macht ihn nervös, sagt er...

Ich habe noch versucht, auf meine Lieferanten Druck auszuüben, aber es war schon zu spät. Damit hätte ich anfangen sollen, aber das bemerkte ich erst jetzt. Wo man mir einen Berg von Kupfer versprochen hatte, fand ich ein Häufchen Patronenhülsen, die von Armeemanövern übriggeblieben waren. Das berühmte Telefonkabel hatte es genausowenig gegeben wie die umgestellten Hochspannungsleitungen.

Die Lage war ernst genug, und ich bin fast vom Sessel gefallen, als ich die ganze Wahrheit erfuhr. Seit einem Jahr hatte ich unser restliches Geld wahllos ausgegeben, die Zukunft war ja gesichert!

Das einzige, was an diesem Geschäft kein Hirngespinnst war, waren die Käufer, und die hatte ich jetzt am Buckel. Ich konnte ihnen nicht einmal ihre Spesen ersetzen, aber sie machten mir keine zu großen Schwierigkeiten, weil sie eingesehen hatten, daß ich es ehrlich gemeint hatte. Mein Fehler war einfach gewesen, diesen Leuten zu vertrauen.

Ich brauche nicht näher zu erklären, wie ich mich fühlte. In weniger als zwei Jahren hatte man mich zweimal angeschmiert! Zuerst mein mondgesichtiger Ami und jetzt diese ehrbaren Geschäftsleute.

Ich bin so wütend auf mich, daß ich im Eßzimmer rausbrülle: »Schluß, keine Geschäfte mehr mit ehrlichen Leuten! Sie sind viel zu verlogen und gaunerhaft! In Zukunft nur noch Geschäfte mit Verbrechern, da weiß man wenigstens, woran man ist.«

Es klopft (die Türglocke ist längst kaputt). Hoffentlich ist es einer meiner Kupferlieferanten, ich bin gerade in der richtigen Stimmung, ihm ordentlich meine Meinung zu sagen. Verprügeln könnte ich ihn eigentlich auch gleich — wenn er es sich gefallen läßt.

Aber es ist Oberst Bolagno, mein Freund. Er ist der einzige hier, der mich »Papillon« nennt, von jeher, alle anderen in Venezuela nennen mich Enrique oder Don Enrique, je nachdem, wie es mir gerade geht. Dafür haben die Venezolaner einen sechsten Sinn, sie spüren ganz genau, ob man in Schwierigkeiten steckt oder nicht.

»Nun, Papillon? Wir haben uns seit drei Jahren nicht mehr gesehen!«

»Du hast recht, Francisco, drei Jahre sind es.«

»Warum bist du uns nicht besuchen gekommen, du weißt doch, wir haben uns ein neues Haus gebaut?«

»Du hast mich nicht eingeladen.«

»Einen Freund braucht man nicht einzuladen. Er kommt, wenn es ihm Spaß macht, denn das Haus seines Freundes ist auch sein Haus. Ihn einzuladen, wäre eine Beleidigung, man würde ihn so behandeln wie Leute, die erst eine Einladung brauchen, bevor sie kommen dürfen.«

Darauf kann ich ihm nicht antworten, schließlich hat er recht.

Bolagno umarmt Rita und setzt sich. Er scheint Sorgen zu haben, man sieht es an der Art, wie er beide Ellbogen auf den Tisch stützt und verlegen seine Uniformkappe vor sich auf den Tisch legt. Rita schenkt ihm eine Tasse Kaffee ein, und ich frage: »Wie hast du meine Adresse bekommen?«

»Laß nur, das ist meine Sache. Aber warum hast du sie mir nicht geschickt?«

»Zuviel Arbeit und zu viele Sorgen.«

»Du hast Sorgen?«

»Genug für den Hausgebrauch.«

»Das trifft sich schlecht.«

»Warum?«

»Ich bin gekommen, um mir fünftausend Bolivar auszuborgen. Ich bin in Schwierigkeiten.«

»Unmöglich, Francisco.«

»Wir sind ruiniert«, fügt Rita hinzu.

»Ah, ruiniert seid ihr? Du bist ruiniert, Papillon? Ist das auch wirklich wahr? Und du hast die Frechheit, es mir jetzt zu sagen? Du bist ruiniert und versteckst dich vor mir? Und deswegen bist du mich auch nicht besuchen gekommen?«

»Ja.«

»Du wirst mir gestatten, dir zu sagen, daß du ein richtiges Schwein bist. Weil, wenn man schon einen Freund hat, so soll man ihm seine Sorgen erzählen, und man soll sich von ihm erwarten, daß er einem aus der Patsche hilft. Und du bist ein Schwein, nicht an mich gedacht zu haben. Denn von deinen Sorgen habe ich nur durch andere erfahren, und deswegen bin ich jetzt hier. Um dir zu helfen.«

Rita und ich sind richtiggehend überwältigt. Ja, wir sind zu niemandem Betteln gegangen, aber es gibt genug Leute, denen ich geholfen habe, manche verdanken mir sogar ihre Stellung, und obwohl alle gewußt haben, daß es uns dreckig geht, ist auch nicht ein einziger gekommen, uns seine Hilfe anzubieten. Die meisten sind Franzosen, ehrliche und weniger ehrliche.

»Was kann ich für dich tun, Papillon?«

»Es würde zuviel kosten, ein Geschäft aufzuziehen, von dem wir leben können. Selbst wenn du das Geld hättest, könntest du es nicht lockermachen, und überhaupt, es ist zuviel, du hast es gar nicht.«

»Rita, zieh du dich inzwischen an, wir gehen jetzt alle drei essen. Ins beste französische Restaurant von Caracas.«

Beim Dessert haben wir uns schließlich darauf geeinigt, daß ich ein Geschäft suchen werde, und Bolagno mir dann das Geld vorstreckt.

»Wenn ich genug habe«, meint er abschließend, »ist es überhaupt problemlos, und wenn nicht, werde ich es mir eben von meinen Brüdern und meinem Schwager ausborgen. Mach dir keine Sorgen, Papillon, ich verspreche dir auf meine Offiziers-ehre, daß du das nötige Geld bekommst.«

Den ganzen Tag noch sprechen wir von Bolagno, so sehr hat seine Großmut uns gerührt.

»Er hat mir seinen einzigen Anzug geschenkt, Rita, als er noch Gefreiter im Bagno von El Dorado war, nur damit ich halbwegs ordentlich wieder ins Leben zurückkehre. Und jetzt ist es wieder er, der uns eine Chance gibt.«

Zuerst heißt es, unsere Mietenrückstände zu bezahlen, und dann übersiedeln wir in ein nettes Café-Restaurant in der Avenida Las Delicias, wieder im Sabana-Grande-Bezirk. Und dort, im Bar-Restaurant »Gab«, überrascht uns die Ankunft des großen Charles. Charles de Gaulle ist auf Staatsbesuch in Venezuela, auf Einladung des damaligen Präsidenten Raul Leoni.

Caracas und ganz Venezuela sind in Feststimmung. Aber nicht nur die offiziellen Vertreter des Landes und die wohlbestallten Bürger, nein, ganz Venezuela bis hinunter zum einfachen Arbeiter freut sich auf General de Gaulle und will ihm zujubeln.

Das »Gab« hat eine sehr nette gedeckte Terrasse, und so sitze ich eines Morgens mit einem Franzosen da, wir trinken Pastis, und er versucht krampfhaft, mir die Geheimnisse der Fabrikation von Fischmehl zu erklären, während er von Zeit zu Zeit mit halben Andeutungen und leiser Stimme zum eigentlichen Thema kommt. Er hat eine Erfindung gemacht, die ihm Millionen einbringen wird, sobald sie patentiert ist. Es ist nicht mehr und nicht weniger als das dreidimensionale Kino! Ganz, ganz leise wird seine Stimme, während er mir das erzählt, und verstohlen blickt er sich nach rechts und links um, ob nur ja niemand mithört, wieviel Geld ich bei der Sache verdienen könnte, wenn ich seine Forschungen mit ein bißchen Geld ankurble. Gar nicht dumm, mein kleiner Franzose, und er spricht wie ein echter Ingenieur.

Es ist immer ganz lustig, jemandem zuzuhören, der einen reinlegen will, und seine Räubergeschichten machen mir solchen Spaß, daß ich gar nicht merke, wie interessiert uns ein Gast vom Nebentisch aus belauscht. Aber Rita schickt mir dann durch den Kellner einen kleinen Zettel: »Ich weiß nicht, wovon Ihr beiden redet, aber eines ist sicher, Euer Nachbar scheint daran interessiert. Dem Aussehen nach ausländischer Polyp.«

Jetzt will ich mein Erfindergenie doch langsam loswerden, und so schlage ich ihm vor, er soll unbedingt seine Forschungen fortsetzen, auch wenn es mir, natürlich zu meinem größten Bedauern, meine finanzielle Lage derzeit nicht gestattet, in das Geschäft einzusteigen. Ich lasse ihn gehen und stehe dann auch auf. Aber anstatt hinein ins Lokal zu gehen, drehe ich mich um — und stehe Nase an Nase mit dem Unbekannten.

Sieht nicht übel aus, ein kräftiger Bursche, zu kräftig vielleicht, auch zu gut angezogen, blauer Anzug und Krawatte, vor sich eine Schachtel Gauloises und einen Pastis. Herkunft und Beruf dürften ziemlich klar sein...

»*Perdone usted, fuma cigarillos franceses?* — Entschuldigen Sie, Sie rauchen französische Zigaretten?«

»Ja, ich bin Franzose.«

»Na so was, und ich kenne Sie nicht. Sagen Sie, Sie sind nicht zufällig ein Gorilla von Papa de Gaulle?«

Er steht auf und stellt sich vor: »Kommissar Belion, verantwortlich für die Sicherheit des französischen Staatsoberhaupt.«

»Sehr erfreut.«

»Und Sie, Sie sind auch Franzose?«

»Aber, Herr Kommissar, lassen wir doch das kleine Versteckspiel, Sie wissen ganz genau, wer ich bin und aus welchem Grund Sie gerade *hierher* gekommen sind, um einen Pastis zu trinken.«

»Aber...«

»Genug. Eines spricht jedenfalls für Sie: die Gauloises am Tisch sollten mich veranlassen, Sie anzusprechen. Habe ich recht?«

»Stimmt.«

»Noch einen Pastis?«

»Gern. Ich bin in meiner Eigenschaft als Sicherheitsbeauftragter zu Ihnen gekommen, weil ich von der hiesigen Botschaft eine Liste der Personen aufstellen lasse, die unter Umständen Caracas verlassen müssen, während de Gaulle hier ist. Sie wird dann dem Innenministerium in Paris vorgelegt, und von dort aus werden die notwendigen Maßnahmen getroffen.«

»Stehe ich auf der Liste?«

»Noch nicht.«

»Was wissen Sie von mir?«

»Daß Sie eine Familie haben und ein ehrliches Leben führen.«

»Und sonst?«

»Sie haben eine Schwester, die in Paris, eine andere, die in Grenoble lebt. Adressen und Familienstand bekannt.«

»Weiter.«

»Ihre Verjährung tritt nächstes Jahr, im Juni 1967, in Kraft.«

»Von wem haben Sie das?«

»Ich wußte es schon in Paris, aber auch dem hiesigen Konsulat ist es bekannt.«

»Und warum hat der Konsul es mir nicht mitgeteilt?«

»Offiziell kennt er ja Ihre Adresse nicht.«

»Er kennt sie gut genug, um alle Franzosen zu mir zu schicken, sobald sie in Schwierigkeiten sind.«

»Nein, das ist doch nicht dasselbe.«

»Vielleicht. Trotzdem, vielen Dank für die gute Nachricht. Bekomme ich am Konsulat die offizielle Bestätigung?«

»Natürlich. Wann immer Sie wollen.«

»Aber sagen Sie mir eines, Kommissar. Warum sind Sie heute morgen hier, auf der Terrasse von meinem Café? Doch nicht, um mir mitzuteilen, daß meine Angelegenheit verjährt ist oder daß meine Schwestern eine neue Telefonnummer haben?«

»Das stimmt. Ich bin gekommen, um Sie zu sehen, um Papillon zu sehen.«

»Sie kennen nur *einen* Papillon, den Papillon, dessen Strafkarte Sie in Paris gesehen haben. Ein Haufen von Lügen, Übertreibungen und gefälschten Protokollen. Dieser Akt hat nicht einmal et-

was mit dem Mann zu tun, der ich damals war, und noch viel weniger mit Henri Charrière, dem Staatsbürger von Venezuela.«

»Ich glaube Ihnen, ehrlich, und ich muß Ihnen dazu gratulieren.«

»So, jetzt haben Sie mich also gesehen. Komme ich jetzt auf die Liste der Leute, die während des Staatsbesuches ausgewiesen werden?«

»Nein.«

»Nun, Kommissar, soll ich Ihnen sagen, warum Sie gekommen sind?«

»Das wäre nett — und recht aufschlußreich.«

»Sie sind da, weil Sie sich gesagt haben, ein Abenteurer, das ist jemand, der immer auf Geld aus ist. Und Papillon bleibt ein Abenteurer, selbst jetzt, wo er sich ins bürgerliche Leben zurückgezogen hat. Er könnte vielleicht Geld, viel Geld zurückweisen, solange es darum geht, selbst etwas gegen de Gaulle zu unternehmen, aber er würde es nicht ablehnen, bei der Vorbereitung eines Attentats eine ordentliche Summe einzustreichen. Plausibel, nicht?«

»Weiter.«

»Aber Sie liegen auf dem falschen Kurs, Kommissar, wie ein U-Boot in der Sahara. Erstens würde ich nicht um alles Geld der Welt bei einem politischen Attentat mitmachen, und noch viel weniger gegen de Gaulle. Wer könnte überhaupt ein Interesse daran haben, in Venezuela ein Attentat zu inszenieren?«

»Die O.A.S.«

»Gut. Das ist nicht nur möglich, sondern auch sehr wahrscheinlich. Sie haben es in Frankreich so oft versucht, daß es in einem Land wie Venezuela ein Kinderspiel wäre.«

»Wieso?«

»Bei der Organisation, die sie haben, ist es doch gar nicht nötig, auf normalem Weg ins Land zu kommen, über die Flugplätze oder die Häfen, ganz zu schweigen von den zweitausend Kilometern Küste. Denken Sie nur an die endlosen Landgrenzen, Brasilien, Kolumbien, Britisch-Guayana. Da gehen die doch ein und aus, wie es ihnen paßt, ohne daß es überhaupt jemand

merkt. Das war ihr erster Fehler, Kommissar, aber nicht der einzige.«

»Nun, welcher ist der zweite?« fragt Belion lächelnd.

»Wenn die Leute von der O.A.S. wirklich so perfekt sind, wie man behauptet, so werden sie sich schwer hüten, mit den hier Ansässigen auch nur in Kontakt zu treten. Hören Sie zu: Diese Typen wissen ganz genau, daß die Bullen sofort bei ihrer Ankunft zu den hiesigen Franzosen gehen, also? Und vergessen Sie nicht, diese Art von Menschen geht doch nicht in ein Hotel! Es gibt hier Hunderte von Leuten, die illegal Zimmer vermieten. Also glauben Sie mir: Wenn Sie die Attentäter von de Gaulle suchen, solange von einem Attentat noch überhaupt keine Rede ist, dann wo Sie wollen, nur nicht bei den hiesigen Franzosen, auch wenn es ehemalige Sträflinge sind.«

Bei Belion ist das Lächeln etwas eingefroren, scheint mir. Er macht sich sicher Sorgen. Ich soll ihn doch besuchen kommen, wenn ich wieder nach Paris kann, meint er, und hinterläßt mir die Adresse. Ich bin dann später einmal hingegangen, aber er war dort unbekannt. Schade, es hätte mir Spaß gemacht, diesen Kommissar wiederzusehen, der ausnahmsweise korrekt zu mir war. Und im Gegensatz zu so vielen anderen Franzosen bin ich während des Staatsbesuchs von de Gaulle nicht abgeschoben worden. Er verlief im übrigen ohne den geringsten Zwischenfall.

Und wie ein Trottel habe ich de Gaulle zugewinkt, bin extra auf die Straße gegangen, um ihn vorbeifahren zu sehen.

Und wie ein Trottel habe ich doch tatsächlich eine heimliche Träne zerquetscht, als der Staatschef meiner Heimat vorbeifuhr.

Und wie ein zweifacher Trottel hat mich dieser große Staatsmann meiner Heimat durch seine Anwesenheit vergessen lassen, daß mich diese Heimat verraten und unschuldig ins Bagno gesteckt hat.

Und wie ein dreifacher Obertrottel hätte ich einen Finger meiner Hand gegeben, wenn er mir diese Hand gedrückt hätte oder wenn man mich zum Empfang in die französische Botschaft eingeladen hätte, was selbstverständlich nicht geschah. Aber das »Milieu« hat es doch fertiggebracht, sich bei de Gaulle

zu revanchieren, denn am Empfang nahmen einige abgetakelte französische Huren teil, die durch die richtige Heirat zu neuem Anstand gelangt waren, und »Tante Yvonne«, die First Lady Frankreichs, war ganz gerührt, diese netten Damen zu einer Plauderstunde zu empfangen.

Ich ging auch zum Konsul, der mich offiziell von meiner bevorstehenden Verjährung in Kenntnis setzte. Noch ein Jahr, und ich kann nach Frankreich zurück.

Ich muß dazu sagen, daß ich niemals, weder am Beginn meines neuen Lebens in Venezuela noch irgendwann später von den Vertretern Frankreichs belästigt wurde. Ich ging nie auf eine Botschaft oder ein Konsulat, aber dafür fanden sich die ehrbaren Herren oft und oft als Gäste in meinen Lokalen ein.

Finanziell geht es uns bald besser, und ich kaufe wieder ein Nachtlokal, den »Scotch Club«. Er liegt im Zentrum von Caracas, in Chacaito, dem Umschlagplatz für neun Zehntel der Schmuggelware der Hauptstadt. Eine seltsame Sache, denn ich kaufe das Lokal überhaupt nur, um einem armen französischen Friseur zu helfen, der von Halbstarken terrorisiert wurde. Diese Beschützergeste rentiert sich, wie sich bald herausstellt.

Mehrere Jahre lang führe ich wieder, wie schon früher, das Nachtleben eines Barbesitzers, aber die Nacht der Bewohner der Hauptstadt hat viel von ihrer einstigen Eleganz verloren. Alles ist vulgärer geworden, es fehlt der Anstrich von Bohème, der den ganzen Charme ausmacht. Die Gäste sind nicht mehr dieselben, Kultur und Lebensstil scheinen in Verlust geraten.

Ich stehe nicht mehr so viel an der Bar wie früher, ich streife viel lieber in den Straßen herum und lerne dort die Kinder der Großstadt kennen, die herrlichen Murillo-Typen, die die ganze Nacht herumstreifen, um einige Groschen aufzulesen, wunderbare Bürschchen mit blühender Phantasie. Die Eltern hausen meistens in irgendwelchen Armenvierteln, und jeder in der Familie steht vom frühesten Lebensalter an schon außerhalb der Normen unserer Gesellschaft. Sehr empfehlenswert sind die Eltern meistens auch nicht, und in ihrer Armut scheuen sie sich keineswegs, die Kinder rücksichtslos auszubeuten.

Mit einem Mut, den ich nur bewundern kann, stürzen sich diese Jungen ins Nachtleben, nur um die wenigen Münzen herauszuschinden, die man ihnen dann zu Hause wieder abverlangt. Zwischen fünf und zwölf sind sie alle, putzen Schuhe, bewachen die Autos auf den Parkplätzen oder versuchen, den Portiers vor den Lokalen die ohnehin mageren Trinkgelder wegzuschnappen. Es gibt nichts, was sie nicht machen, und es gelingt ihnen mit tausend Tricks, Bolivar um Bolivar zusammenzukratzen, um dann gegen fünf oder sechs Uhr morgens vielleicht mit zwei Dollar nach Hause zu wanken.

Natürlich habe ich meine Freunde unter ihnen, und wie echte Männer wissen sie den Wert der Freundschaft zu schätzen. Um Unterstützung gehen sie mich nur an, wenn sie wirklich am Ende sind, die Nacht bereits dem Tag weicht und sie trotzdem nicht das Erforderliche beisammen haben. Dann erst wenden sie sich an mich.

Wir sind echte Freunde, fast schon Komplizen, und mich berühren diese Kinder tief. Oft sehe ich einen Stammgast nach durchzechter Nacht in seine Limousine steigen und sage ihm, er soll ihnen doch etwas geben. Dafür habe ich mir schon einen Satz einstudiert, es ist immer derselbe: »Tun Sie doch auch etwas Gutes! Denken Sie an das ganze Geld, das Sie hier im Lokal gelassen haben, ein Hundertstel davon würde diesem armen Burschen schon helfen!« In neun von zehn Fällen funktioniert diese Masche tatsächlich, und der großzügige Nachtschwärmer läßt zehn oder gar zwanzig Bolivar aus.

Mein bester Freund in dieser Bande heißt Pablito. Er ist klein, wie sie alle, spindeldürr und unwahrscheinlich mutig; selbst gegen Größere und Stärkere kämpft er mit Todesverachtung. Denn in diesem Kampf ums Überleben, um jede kleinste Münze hört sich die Kameradschaft auf, jeder für sich, heißt die Parole, und wenn ein Gast nicht ganz genau auf einen der Kleinen gedeutet hat, um sein Auto zu bewachen, kriegt hernach der schnellste und wendigste das Geld. Da kommt es Nacht für Nacht zu regelrechten Schlachten, wenn jeder »sein« Auto oder »seinen« zukünftigen Verdienst wie ein Löwe verteidigt.

Pablito ist intelligent, er hat sich selber das Lesen beigebracht, als er eine Zeitlang Zeitungen verkaufte. Keiner ist so flink wie er, wenn es darum geht, einem Gast vor unserer Bar den Schlag offenzuhalten, keiner ist so schnell bei der Hand, wenn kleine Besorgungen zu erledigen sind, Brötchen, *arepas* oder Zigaretten, die wir nicht führen.

Jede Nacht kämpft mein kleiner Freund Pablito, um seiner Großmutter zu helfen, einer alten, sehr alten Großmutter mit schneeweißem Haar, wie er mir treuherzig erzählt, und Rheumatismus, so argem Rheumatismus, daß sie überhaupt nicht mehr arbeiten kann. Seine Mama sitzt im Gefängnis, weil sie einen Nachbarn mit einer Flasche attackiert hat, als er ihr Radio stehlen wollte. Sie ist sehr, sehr schön, seine Mama, sagt er, und er, Pablito, ist mit seinen neun Jahren das Familienoberhaupt. Die Großmutter, ein kleiner Bruder und eine kleine Schwester, und er will nicht, daß sie auf die Straße gehen, auch bei Tag nicht. Er ist der Chef, er muß alles machen, er muß auf alle achtgeben.

Natürlich helfe ich Pablito, wenn die Ausbeute einer Nacht zu gering war oder wenn es hart auf hart geht. Einmal braucht er Geld, um Medikamente für die Großmutter zu kaufen, dann wieder muß er einen armen Schlucker mit dem Taxi ins Spital bringen, damit er in ärztliche Behandlung kommt. Irgend etwas ist immer los...

»Sie hat auch Asthma, meine Großmutter, Enrique. Du kannst dir vorstellen, was das wieder kostet!«

Und jede Nacht erzählt er mir, wie es der Großmutter geht, was sie treibt, woran es ihnen fehlt. Eines Tages kommt er mit einer großen Bitte: er braucht vierzig Bolivar, um eine gebrauchte Matratze zu kaufen. Großmutter mit ihrem Asthma darf nicht mehr in der Hängematte schlafen, hat der Arzt gesagt, es drückt ihr den Brustkorb zusammen.

Oft setzt er sich zu mir in mein Auto, und eines Tages verletzt ihn ein Polizist, während er mit ihm plaudert und gedankenlos mit seiner Pistole spielt. Er hatte es nicht gewollt, aber nun steckt die Kugel in der Schulter, und Pablito muß ins Spital. Er

wird operiert, und am nächsten Tag besuche ich ihn. Ich frage ihn, wo seine Hütte ist und wie man hinkommt, aber er antwortet mir, ich würde sie ohne ihn nicht finden können, und der Doktor hat ihm streng verboten, aufzustehen.

In der Nacht suche ich mir Pablitos Freunde zusammen, einer von ihnen müßte mich doch zu der kranken Großmutter bringen können. Aber diese Straßenjungen haben eine bewundernswerte Solidarität: keiner weiß, wo Pablito wohnt, keiner kann mich hinführen. Ich glaube ihnen natürlich kein Wort, denn wenn die Nacht vorbei ist, stecken sie immer alle zusammen und gehen gemeinsam nach Hause.

Irgend etwas scheint da nicht zu stimmen, und ich bitte die Krankenschwester, sie soll mich anrufen, wenn Pablito im Spital Besuch bekommt. Zwei Tage später ist es soweit.

»Nun, Pablito, wie geht es dir? Du scheinst Sorgen zu haben?«

»Nein, Enrique, alles in Ordnung, nur der Rücken tut mir weh.«

»Dabei hat er noch vor wenigen Minuten gelacht«, meint die Besucherin.

»Gehören Sie zur Familie?«

»Nein, ich bin eine Nachbarin.«

»Und wie geht es der Großmutter und den Kleinen?«

»Welcher Großmutter?«

»Nun, der Großmutter von Pablito!«

»Aber Pablito hat keine Großmutter!«

»Das ist die Höhe!«

Ich nehme die Frau beiseite. Ja, die kleine Schwester und den kleinen Bruder gibt es, aber von Großmutter ist weit und breit keine Spur, und die Mutter ist nicht im Gefängnis, sondern eine arme Halbverrückte, nicht gefährlich, aber völlig unzurechnungsfähig.

Wunderbarer Pablito! Er wollte nicht, daß sein Freund Enrique weiß, daß seine Mutter verrückt ist! Er hat es vorgezogen, sie ins Gefängnis zu stecken und eine wunderschöne Frau aus ihr zu machen, diese herrliche Großmutter mit ihrem Asthma zu

erfinden, damit der Franzose ihm hilft, dabei seiner armen Mama hilft und doch nichts davon weiß.

Ich gehe zu Pablito zurück, und er wagt es kaum, mir in die Augen zu sehen. Langsam, ganz vorsichtig nehme ich ihn beim Kinn und sage: »*Pablito, eres un tronco de hombre.*« — Pablito, du bist ein echter Mann.

Ich stecke ihm noch hundert Bolivar zu, damit er seiner Familie helfen kann, und dann verlasse ich das Spital, richtiggehend stolz, einen solchen Freund zu haben.

1967: Es ist soweit, ich kann nach Frankreich zurück. Nach dem Inkrafttreten der Verjährung bin ich gleich gefahren, allein, denn wir konnten die Leitung unserer Geschäfte niemandem anvertrauen. Unser Beruf braucht eine starke Hand und viel Mut, wenn man den Angestellten Respekt einflößen und die Arbeitsatmosphäre erhalten will. Nur Rita konnte das, und vor meiner Abfahrt sagte sie noch: »Geh die Deinen besuchen, besuche das Grab deines Vaters, und fahre nach Israel, um auch meine Mutter zu sehen.«

Ich betrat in Nizza französischen Boden. Trotz meines venezolanischen Passes und des schönen Visums der französischen Botschaft gelangte ich auf dem Luftweg von Caracas über Madrid nach Barcelona und flog von dort nach Nizza. Warum gerade Nizza? Ganz einfach:

Gleichzeitig mit meinem Visum gab man mir im Konsulat den offiziellen Bescheid über die Verjährung meiner Straftaten, ausgestellt vom Berufungsgericht in Paris. Aber der Konsul hatte mir eingeschärft: »Warten Sie, bis ich aus Frankreich Näheres erfahre.« Mehr brauchte ich nicht zu hören. Wenn ich zu ihm gehe, sage ich mir, wird er die Antwort aus Paris haben, und die wird wohl oder übel lauten, daß ich auf Lebenszeit nicht mehr ins Departement Seine, also ins Stadtgebiet von Paris, einreisen darf. Das aber kommt nicht in Frage, denn einmal will ich mein Paris noch sehen.

Das habe ich also gar nicht erst abgewartet, und da man mir diese gerichtliche Entscheidung nicht zugestellt hat, weiß ich auch nichts davon und tue daher nichts Unrechtes. Es sei denn, der Konsul hat von meiner Abreise erfahren, und den Pariser Flughafenbehörden Anweisung gegeben, mich nicht einreisen zu lassen. Daher der Umweg: Ich betrete Frankreich in Nizza, so als ob ich aus Spanien käme.

Siebenunddreißig Jahre liegen zwischen damals und heute. Dreizehn davon auf dem Weg der Verdammnis, vierundzwanzig in Freiheit, davon die letzten zweiundzwanzig mit einer Familie, wieder eingegliedert in die Gesellschaft, ein ehrliches, wenn auch nicht unbedingt konventionelles Leben.

1956 konnte ich mit den Meinen einen Monat in Spanien verbringen. Seither elf Jahre lang nichts, wenn auch die zahlreichen Briefe den Kontakt mit meiner Familie in Frankreich nicht ganz abreißen ließen.

Nun, 1967: ich habe sie wiedergesehen, alle!

Ich bin in ihr Haus gekommen, habe an ihrem Tisch gesessen, ihre Kinder und ihre Enkel auf meinen Knien geschaukelt. Grenoble, Lyon, Cannes, Saint-Priest, und endlich auch Saint-Pey: das Haus von Papa — und Tante Ju. Dankbar habe ich die Fotografien meiner Eltern genommen, die Medaillen und Orden, die Papa 1914 verliehen bekam, und schließlich auch meinen größten Schatz, das Sparbuch, das Papa mir einen Monat nach meiner Geburt eröffnet hatte. »Dezember 1906, Saint-Etienne de Ludgarès, Henri Charrière, 5 Franc.« Die Einlagen betragen zwei Franc, oder drei, manchmal auch nur einen, aber für mich ist jede einzelne ein Symbol der väterlichen Liebe, selbst wenn ich nie etwas abgehoben habe.

Tante Ju erzählte mir, aus welchem Grund ihrer Ansicht nach Papa schon so früh gestorben ist. Er hatte die Gewohnheit, selbst seinen Garten zu gießen, und trug stundenlang die Gießkannen hin und her. »Kannst du dir das vorstellen, Henri! In seinem Alter! Dabei hätte er sich natürlich einen Schlauch kaufen können, aber er war ja dickköpfig wie ein Maulesel. Er wußte, der Nachbar würde sich selber keinen kaufen und auch nicht die Hälfte bezahlen wollen, und er wußte auch, daß er ihn trotzdem herborgem würde. Also hat er weitergetan, und eines Tages hat sein Herz nicht mehr mitgemacht.«

Ich kann mir meinen Vater gut vorstellen, wie er die schweren Gießkannen zweihundert Meter weit vom Brunnen bis zu den Beeten trug, wo er Salat, Tomaten und Bohnen anbaute.

Und ich kann mir ganz genau vorstellen, wie er sich versteifte,

keinen Schlauch zu kaufen, obwohl Tante Ju ihn fast jeden Tag darum bat.

Ich sehe ihn direkt vor mir, Papa, den einstigen Dorflehrer, wie er stehenblieb, die Kannen abstellte und sich mit dem Taschentuch die Stirn wischte, während er dem Nachbarn gute Ratschläge erteilte oder den Kindern praktischen Botanikunterricht gab.

Ich kann mir vorstellen, wie er einen Teil seines Gemüses an die Leute verschenkte, die keinen Garten hatten, oder seine Tomaten paketweise nach ganz Frankreich verschickte, um Verwandten oder Freunden zu helfen.

Noch bevor ich zu seinem Grab ging, habe ich Tante Ju gebeten, sie solle mir die Spaziergänge zeigen, die er gern machte.

Und so wie er gehen wir heute die steinigen Wege entlang, an Schilf und Margeriten und Mohnblumen vorbei, und ich warte, ob nicht ein Wegweiser, ein Bienenschwarm oder sonst eine Kleinigkeit Tante Ju an ein Erlebnis von damals erinnern. Und sie ist ganz glücklich, als ihr einfällt, wie mein Vater ihr erzählte, daß hier eine Wespe seinen Enkel Michel gestochen habe. »Siehst du, Henri? Hier stand er, genau hier, als er es mir erzählte.«

Und wie aufgeregt war ich doch, begierig auf jede kleinste Einzelheit aus dem Leben von Papa. Und wenn Tante Ju erzählte, sah ich ihn direkt vor mir stehen, hörte ihn sprechen: »Weißt du, Ju, als mein Kleiner noch ganz winzig war, fünf oder höchstens sechs, da hat ihn eine Wespe gestochen, aber gleich zweimal, nicht nur einmal, wie Michel. Und stell dir vor, er hat nicht einmal geweint, ganz im Gegenteil, wir hatten die größte Mühe, ihn davon abzuhalten, das Wespennest suchen zu gehen, um es zu zerstören. Er war ja so mutig, mein kleiner Riri!«

Weiter als bis Saint-Peray habe ich mich nicht in die Ardèche, *mein* Departement vorgewagt, denn meinen Geburtsort will ich nur wiedersehen, wenn Rita dabei ist. Vielleicht geht es in zwei oder drei Jahren.

Ich bin immer noch erfüllt von diesen Augenblicken des Glücks, als ich in Paris ankomme. Gleich am Bahnhof lasse ich

meine Koffer in der Gepäckaufbewahrung, sonst müßte ich wohl oder übel in einem Hotel einen Meldezettel ausfüllen, und das käme mir gar nicht gelegen. Paris, mein Paris, nach siebenunddreißig Jahren!

Aber dieses Paris kann nur mein Paris sein, wenn ich zu mir nach Hause gehe, auf den Montmartre. Abends gehe ich hin, tagsüber hat es keinen Sinn, der Papillon der dreißiger Jahre kannte nur das Licht der elektrischen Lampen.

Und da ist er, mein Montmartre, die Place Pigalle, das Café Pierrot, der Mond über den schiefwinkeligen Gassen, die Passagen, die Nachtschwärmer, das Lachen, die Huren, die kleinen Möchtegernzuhälter, die man schon an ihrem Gang erkennt, und die vollen Bars, wo man sich von einem Ende der Theke bis zum anderen hin mit allen unterhalten kann.

Aber der erste Eindruck täuscht. Siebenunddreißig Jahre sind vergangen, niemand sieht mich mehr an. Wer wird auch auf einen fast Sechzigjährigen achten, auf einen alten Mann? Die Huren sind vielleicht imstande, mich anzugehen, und die jungen Burschen frech genug, um mich mit dem Ellbogen zu stoßen, um an der Theke mehr Platz zu haben.

Ein Fremder mehr, ein möglicher Kunde, ein Provinzindustrieller, das wird dieser ordentlich angezogene Herr mit Krawatte sein, einer mehr, der sich zu dieser späten Stunde in eine zweifelhafte Bar verirrt hat. Man sieht ja gleich, daß er dieses Milieu nicht gewohnt ist, man spürt, daß er sich nicht wohl fühlt.

So seltsam es scheinen mag, ich fühle mich wirklich nicht wohl: es sind nicht mehr dieselben Leute, andere Gesichter sind an ihre Stelle getreten, und man spürt, daß alles anders ist als früher, daß hier die unmöglichsten Leute beieinanderhocken, Polypen, Lesbierinnen, miese Zuhälter, Warme, Halbweltler, Provinztrottel, Schwarze und Araber, und nur ganz selten erinnert mich jemand mit seinem Akzent aus Marseille oder Korsika an die vergangenen Zeiten. Der Montmartre ist eine andere Welt geworden.

Nicht einmal einen jener Tische gibt es mehr, wo wie früher sieben oder acht Künstler um einen Pernod herumsitzen, die

langen Haare bis über den Kragen hängend, während ihr Witz und ihr Geist die Philosophie umkrepeln und die Weltgeschichte verändern. Und lange Haare trägt heute ja ohnehin schon der erstbeste...

Wie ein Schlafwandler taumle ich von Bar zu Bar, treppauf und treppab. Ob es wohl noch die Billardtische gibt, an denen ich damals spielte? Nein, danke, das Angebot, mir Montmartre zeigen zu lassen, muß ich doch ablehnen. Aber eine Frage, mein Lieber: »Glauben Sie, daß der Montmartre seit den dreißiger Jahren das verloren hat, was ihn damals berühmt machte, seine Seele, oder was immer es sein mag?«

Und dann hätte ich ihn beinahe geohrfeigt, diesen Trottel, der es wagt, durch seine Antwort meinen Montmartre so zu beleidigen: »Aber Monsieur, der Montmartre ist unsterblich! Ich lebe seit vierzig Jahren hier, und glauben Sie mir, Place Pigalle, Place Blanche, Place Clichy und alle diese Gassen sind dieselben geblieben! Der Montmartre ist unsterblich, und seine Atmosphäre auch!«

Nein, wozu soll ich mich mit ihm streiten. Ich lasse diesen armen Narren einfach stehen. Und als ich dann spazierengehe, in der Mitte, zwischen den beiden Fahrbahnen, wo noch meine alten Bäume stehen, da sehe ich meinen Montmartre wieder. Wenn man die Leute nicht aus der Nähe sieht, wenn sie nur dunkle Schatten sind, dann ist der Montmartre der gleiche wie einst. Langsam gehe ich auf den Platz zu, wo ich in der Nacht vom 25. zum 26. März 1930 Roland Legrand erschossen haben soll.

Die Holzbank ist noch da, wahrscheinlich dieselbe Bank, nur jedes Jahr frisch gestrichen (warum sollte eine so solide Bank nicht siebenunddreißig Jahre überdauern?), die Bank und die Straßenlampe, und die Bar gegenüber, die Steine in den Hausmauern sind dieselben, und die halbgeschlossenen Jalousien an den Fenstern sind auch noch da. Nun sprich doch endlich, du Stein, du Holz, du Baum, du Glas! Ihr habt es gesehen, ihr seid immer noch da, ihr seid die ersten, die einzigen und die wirklichen Zeugen meiner Tragödie, und ihr wißt ganz genau, daß

nicht ich damals geschossen habe. Warum habt ihr nichts gesagt?

Die Leute gehen vorbei, sie drehen sich nicht einmal um nach dem alten Mann, der da an den Baum gelehnt steht, an den Baum, der damals hier stand, als der Schuß fiel.

Der alte Mann streichelt liebkosend über die Rinde des Baums, als wollte er ihn um Verzeihung bitten, daß er ihm in einen Augenblick des Wahnsinns vorgeworfen hat, nicht gesprochen zu haben, ihm und den anderen ewig Stummen, den ewigen Zeugen eines Menschenlebens: den Steinen, den Bäumen vom Montmartre.

Vierundzwanzig war ich, als ich 1930 die Rue Lepic hinunterlief, diese schiefe Gasse, die ich heute noch mit rüstigem Schritt entlanggehen kann. Denn Gott sei Dank bin ich stark und gesund, und jung, ja, eigentlich bin ich jung — und jung an Körper und Geist muß ich ja auch sein, sonst müßte ich hier und jetzt in meiner Aufregung einen Herzkollaps bekommen oder verrückt werden.

Da bin ich, der Wiederauferstandene, ich habe den Grabstein beiseite geschoben, den ihr über mich gewälzt hattet. Bleibt doch stehen, ihr kurzsichtigen Spaziergänger, seht ihn euch an, den Unschuldigen, den man für einen Mord verurteilt hat, der hier, genau hier geschehen ist, an dieser Stelle, vor diesen Bäumen, diesen Steinen, bleibt doch stehen und fragt die stummen Zeugen, wie es war, fragt sie doch. Und wenn ihr euch herabbeugt, wenn ihr sie bittet, es euch zu sagen, ordentlich darum bittet, dann werdet ihr sie hören wie ich, hört zu, wie sie flüstern: »Nein, vor siebenunddreißig Jahren war dieser Mann nicht hier, nicht in der Nacht vom 25. zum 26. März, um halb vier Uhr früh.«

»Und wo war er denn?« werden andere fragen. Ganz einfach, ich war in der »Iris-Bar«, dort oben, hundert Meter weiter links, als plötzlich ein Taxichauffeur hereinstürzte und schrie: »Draußen ist geballert worden!«

»Gelogen!« haben die Polypen gesagt, und »Gelogen!« haben auch der Besitzer und die Kellner gesagt, weil die Polypen es so wollten.

Noch einmal sehe ich die Untersuchung vor mir, den Prozeß, und ich will dieser Gegenüberstellung mit der Vergangenheit nicht aus dem Weg gehen. Du willst das alles noch einmal erleben, Papillon? Das hast du nötig? Nach vierzig Jahren diesen Alptraum noch einmal? Hast du nicht Angst, daß die Vergangenheit deinem längst vergessenen Rachedurst neuen Auftrieb gibt? Bist du auch ganz sicher, daß es nicht so weit kommt, daß du morgen früh einen Koffer und Dynamit kaufen gehst, daß du im Telefonbuch unter Goldstein nachsiehst, ob er noch lebt, immer noch mit Pelzen und Rauschgift handelt? Nein, ich bin ganz sicher, keiner hat etwas von mir zu befürchten, sollen sie doch krepieren, wenn die Würmer sie nicht ohnehin schon gefressen haben!

Nun, mein lieber Papillon, wenn das so ist, nichts leichter als das, du kannst gern noch einmal das Kasperltheater ansehen, dessen Hauptrolle du gespielt hast. Da, setz dich nieder, auf diese Bank, die beim Mord am Boulevard de Clichy dabei war, genau dort, an der Rue Germain-Pilon, wo die Bar »Le Clichy« steht, denn dort hat die Tragödie begonnen, behauptet der Polizeibericht. Setz dich, Papi. Du bist alt und dickköpfig, du willst, daß der Papillon der dreißiger Jahre noch einmal alles erlebt. Bitte sehr, da hast du es!

Die Nacht vom 25. zum 26. März. Es ist halb vier Uhr früh. Ein Mann betritt das »Clichy« und fragt nach Madame Nini.

»Das bin ich«, antwortet eine Hure.

»Ihrer hat eine Kugel im Bauch. Kommen Sie, er ist in einem Taxi, vor der Tür.«

Nini nimmt eine Freundin mit und läuft hinaus. Sie steigen in das Taxi, wo bereits Roland Legrand sitzt, und als Nini den Unbekannten bittet mitzukommen, antwortet er: »Ich kann nicht«, und verschwindet in der Nacht.

»Schnell, ins Lariboisière-Spital!«

Der Taxichauffeur, ein Russe, erfährt erst während der Fahrt, daß sein Passagier verletzt ist. Er hat es anfangs gar nicht bemerkt.

Und als er den Verletzten im Spital abgesetzt hat, fährt er zur

Polizei, um seine Aussage zu machen. Er wurde am Boulevard Clichy von zwei Männern aufgehalten, vor dem Haus Nummer 17. Sie standen Arm in Arm eingehakt. Nur einer von ihnen stieg ein, Roland Legrand. Der andere sagte ihm, er solle zur Bar »Le Clichy« fahren, und kam zu Fuß nach. Er ging in die Bar und kam wenig später mit zwei Frauen wieder heraus. Die beiden Frauen sagten ihm, er solle zum Lariboisière-Spital fahren: »Erst da habe ich erfahren, daß der Mann verletzt ist.«

Die Polizei notiert das säuberlich, und auch die Aussage von Nini. Ihr Freund Legrand hat die ganze Nacht in der Bar, wo sie auf Kunden wartete, Karten gespielt, mit einem Unbekannten, und dann hat er gewürfelt und an der Bar etwas getrunken, wieder mit lauter Unbekannten, und später dann ist Roland weggegangen, nach den anderen, allein. Nichts in ihrer Aussage deutet darauf hin, daß man ihn holen gekommen ist; er ist allein weggegangen, nach den anderen, den Unbekannten.

Zwei Polypen, Kommissar Gérardin und Inspektor Grimaldi, verhören Legrand noch im Spital, knapp vor seinem Tod und in Anwesenheit seiner Mutter. Die Ärzte haben ihm bereits gesagt, daß sein Zustand hoffnungslos ist. Ich zitiere hier ihren Bericht, und man soll mir nur ja nicht sagen, ich erfinde etwas dazu: denn er ist in einem Buch veröffentlicht worden, das man nur geschrieben hat, um mich zu verleumden, und das Vorwort dazu, das heißt die amtliche Bürgschaft, stammt von einem Kreiskommissar, Paul Romain. Hier das Verhör Legrands durch die beiden Polypen:

»Neben Ihnen stehen der Polizeikommissar und Ihre Mutter, das Heiligste, was Sie auf dieser Erde haben. Sagen Sie die Wahrheit. Wer hat auf Sie geschossen?«

Er antwortet: »Papillon Roger.«

Sie verlangen vom ihm, er solle beschwören, die Wahrheit gesagt zu haben. »Ja, ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt«, antwortet er.

Sie ziehen sich zurück, während die Mutter bei Legrand bleibt.

Soweit der Polizeibericht, und damit war eines klar: in dieser

Nacht des 25. März hatte jemand geschossen, und dieser Jemand war Papillon Roger.

Roland Legrand ist Fleischhauer und läßt nebenberuflich seine Nini traben, mit der er in der Rue Elysée des Beaux-Arts Nummer vier lebt. Er gehört nicht richtig zum Milieu, aber wie alle Leute, die oft auf dem Montmartre sind, kennt er mehrere Papillon. Und da er Angst hat, man würde den falschen als seinen Mörder verhaften, sagt er noch seinen Vornamen: Roger. Er hätte zwar gerne wie ein echter Unterweltler gelebt, aber auf dem Totenbett ist das nicht mehr so einfach, und wie jeder gute Bürger will er, daß die Polizei seinen Mörder schnappt. So wie man bei einem Verkehrsunfall nicht nur die Automarke angibt, sondern auch die Zulassungsnummer. Ja, ein Papillon, aber Papillon Roger.

Alles kommt wieder auf mich zu. Tausendmal habe ich meinen Akt wieder und wieder gelesen, und in meiner Zelle habe ich ihn auswendig gelernt, wie die Bibel, weil meine Verteidiger ihn mir gegeben haben, damit ich ihn vor dem Prozeß kennenlerne.

Die Aussage von Legrand, schon auf dem Totenbett, und die Aussage von Nini. Keiner der beiden hat dich als den Mörder bezeichnet, Papi.

Dann tauchen vier Männer auf. In der bewußten Nacht sind sie ins Lariboisière-Spital gegangen und haben gefragt: 1. ob der Verletzte Roland Legrand ist, und 2. wie es ihm geht. Sofort wurde die Polizei verständigt, die sich auf die Suche nach ihnen macht. Und da sie nicht zum Milieu gehören, haben sie sich nicht einmal versteckt, sondern sind zu Fuß gekommen und gegangen.

Wenig später werden sie in der Avenue Rochechouard festgenommen und dem Kommissariat des 18. Arrondissements eingeliefert. Es sind:

Goldstein, Georges, 24 Jahre,
Dorin, Roger, 24 Jahre,
Jourmar, Roger, 21 Jahre,
Cape, Emile, 18 Jahre.

Alles ist klar und einfach, die Aussagen wurden noch am Tag

der Tat gemacht, vor dem Kommissar des 18. Arrondissements. An ihnen ist nichts zu rütteln.

Goldstein erklärt, daß er durch Zufall erfahren hat, ein gewisser Legrand sei durch drei Revolverschüsse verletzt worden. Da er annimmt, es könnte sich um seinen Freund Roland Legrand handeln, der oft in dieser Gegend zu finden war, geht er ins Lariboisière-Spital, um sich zu erkundigen. Auf dem Weg dorthin hat er Dorin und die beiden anderen getroffen und sie gebeten mitzukommen. Die drei anderen wissen überhaupt nichts von den Schüssen und kennen auch Legrand nicht.

»Kennen Sie Papillon?« fragt der Kommissar Goldstein.

»Ja, nicht genau. Ich habe ihn manchmal getroffen, aber er kennt Legrand. Mehr kann ich nicht sagen.«

Na und, was heißt hier Papillon? Davon gab es fünf oder sechs auf dem Montmartre! Papi, reg dich nicht auf. Da, ich sehe mich, den vierundzwanzigjährigen Bengel, ich sitze in meiner Zelle in der Conciergerie und studiere meinen Akt.

Aussage von Dorin: Goldstein hat ihn auf der Straße getroffen und gebeten, mit ihm ins Spital zu gehen, um sich nach einem Freund zu erkundigen, aber er hat ihm den Namen nicht genannt. Im Spital hat Goldstein gefragt, ob der eingelieferte Legrand schwer verletzt ist.

»Kennen Sie Legrand? Erinnern Sie sich an Papillon Roger?« fragt der Kommissar.

»Ich kenne keinen Legrand, weder vom Sehen noch überhaupt. Ich kenne einen gewissen Papillon, ich habe ihn einmal auf der Straße gesehen. Er ist sehr bekannt und soll fürchterlich sein. Ich habe nie mit ihm gesprochen. Mehr weiß ich nicht.«

Keine Rede von Papillon Roger.

Der dritte, Jourmar, erklärt, daß Goldstein ihm gesagt hat, als er aus dem Spital kam — er war nur mit Dorin hineingegangen —, er sei sicher, daß es sein Freund ist.

Demnach war er sich nicht sicher, als er hineinging, Papi, oder nicht?

Der Kommissar: »Kennen Sie Papillon Roger und einen gewissen Legrand?«

»Ich kenne einen Papillon, der oft in Pigalle ist. Ich habe ihn zum letztenmal vor drei Monaten gesehen.«

Genau das gleiche beim vierten. Legrand kennt er nicht, aber von einem Papillon hat er schon gehört.

Auch die Mutter bestätigt, daß Legrand bei seiner Aussage Papillon Roger gesagt hat.

Aber der eigentliche Salat beginnt erst nach diesen ersten Aussagen. Bisher war alles klar und eindeutig. Keine Redereien, keine Polypen, und alle Beteiligten machen ihre Aussagen freiwillig vor einem Bezirkskommissar, ohne manipuliert, bedroht oder »ferngelenkt« zu sein.

Also: Im »Clichy«, wo Roland vor der ganzen Angelegenheit war, haben sich nur Unbekannte befunden. Ob es sich um Kartenspieler oder Würfelpartner handelt, die ja Roland bekannt sein müßten, ist egal. Alles sind Unbekannte. Seltsam ist nur, daß sie es bis zum Schluß bleiben sollten.

Zweitens: Roland Legrand, so sagt zumindest Nini, ist allein und als letzter aus der Bar gegangen. Niemand ist ihn holen gekommen. Wenig später wurde er von einem Unbekannten angeschossen, den er im Spital als Papillon Roger identifiziert. Der Mann, der Nini holt, ist ebenfalls ein Unbekannter und bleibt es auch. Trotzdem hat er Legrand nach den Schüssen ins Taxi geholfen, ein Unbekannter, der zwar nicht ins Taxi einsteigt, aber ihm nachgeht, um Nini zu verständigen. Und dieser wichtigste Zeuge bleibt für immer unbekannt, obwohl seine ganze Handlungsweise darauf hindeutet, daß auch er aus dem Milieu ist, vom Montmartre, und die Polypen ihn daher kennen müssen. Seltsam.

Drittens: Goldstein, der nach und nach zum wichtigsten Zeugen der Anklage wird, weiß nicht, wer verletzt worden ist, und geht nur ins Lariboisière-Spital, um festzustellen, ob es sich dabei nicht um seinen Freund Legrand handelt.

Das einzige, was man von diesem Papillon weiß: er heißt Roger und soll fürchterlich sein.

Nun, Papi, warst du mit dreiundzwanzig fürchterlich? Nein, sicher nicht, auch wenn du auf dem besten Weg dazu warst. Es

ist sicher, daß du ein »schlechter Junge« warst, aber es ist genauso sicher, daß du mit dreiundzwanzig — sie sollten einmal nachdenken, die Leute, die einen Sohn in diesem Alter haben oder gehabt haben! — noch nicht soweit warst. Ich war erst seit zwei Jahren auf dem Montmartre obenauf, da konnte ich doch wirklich noch nicht der Schrecken von Pigalle sein. Klar, der öffentlichen Ordnung war ich ein Dorn im Auge, man verdächtigte mich, bei einigen größeren Fischzügen dabeigewesen zu sein, aber man hatte mir nie etwas nachweisen können. Klar, man hatte mich schon öfters festgenommen und auf den Quai des Orfèvres gebracht, aber nie hatte man etwas von mir erfahren.

Klar, nach meinen bisherigen Erlebnissen, nach meiner vom Verlust Mamas gezeichneten Kindheit, nach dem Zwischenspiel bei der Marine, nach der Weigerung des Staats, mich deswegen anzustellen, hatte ich beschlossen, außerhalb dieser verlogenen Gesellschaft zu leben und es ihnen richtig zu zeigen.

Klar auch, daß ich keine Gelegenheit vorbeiließ, um die Polypen zu verhöhnen, wenn sie mich wieder einmal wegen eines größeren Dings verhören wollten. Ich beschimpfte sie, während sie mich quälten, und manchmal ging ich so weit, ihnen zu sagen, daß eines Tages ich an ihrer Stelle sitzen würde, und dann würden sie schon sehen. Es war also klar, daß die so verspotteten Polypen sich sagen mußten: »Diesen Papillon, den müssen wir bei der ersten Gelegenheit erwischen, und ihm ordentlich die Flügel stutzen.«

Aber ich war doch erst dreiundzwanzig! Mein Leben bestand doch nicht nur aus dem Haß gegen die Gesellschaft und aus der Verachtung für die Feigen, für die Bürger mit ihren idiotischen Anschauungen; es war doch auch das Leben mit seinem Spaß und seinen Freuden, seinen Blödeleien und Scherzen! Ja, wir machten richtigen Blödsinn, der schlecht und verboten war, aber es gab auch Tage, wo wir einfach jung und dumm waren. Und als ich damals in diese Geschichte verwickelt wurde, hatte ich nur eine einzige Vorstrafe: vier Monate bedingt wegen Hehlerei. Mußte ich einfach verbannt werden, ausgestoßen aus der Gesell-

schaft, nur weil ich Polypen verspottet hatte und gefährlich werden konnte? Wo hätte das hingeführt?

Hätte man in Venezuela ebenso gedacht, hätten die mir nie Asyl gewähren dürfen, ganz zu schweigen von der Staatsbürgerschaft. Denn bei ihnen tauchte noch dazu ein Mann in seinen besten — und gefährlichsten — Jahren auf, Papillon, achtunddreißig und mit nicht ganz blütenreiner Weste, mit vierundzwanzig zu lebenslangem Bagno verurteilt — ein Mord, zwei Fluchtversuche!

Und alles beginnt, als die Kriminalpolizei mit der Untersuchung des Falls beauftragt wird. Auf, Papillons suchen! Und mit zwanzig hast du bereits Papillon geheißt und bist diesen Namen erst in Venezuela losgeworden. Vielleicht nimmst du ihn eines Tages wieder an, wer weiß.

Auf dem ganzen Montmartre suchen sie nach allen Papillons, die es nur gibt: Papillon der Kleine, Pussini Papillon, Papillon der Todesmutige, Papillon Roger usw.

Ich heiße einfach Papillon, oder, wenn es Verwechslungen geben sollte, »Papillon ohne Daumen«, obwohl meine Vornamen Henri Antoine sind. Trotzdem ist es mir lieber, mich nicht zu stellen, und so haue ich ab.

Und warum bist du weg, Papi, wenn du es nicht warst?

Jetzt stellst du diese Frage? Bist du blöd geworden, nur weil du schon sechzig bist? Oder hast du vergessen, daß man dich als Dreiundzwanzigjährigen schon öfter am Quai des Orfèvres »verhört« hatte, mit allem, was dazugehört? Du hast die Methöden der Polypen nie gemocht, und in den dreißiger Jahren waren sie nicht sehr wählerisch. Das Wasserschaft, in das man deinen Kopf hineinsteckt, bis du glaubst, das Blut spritzt dir schon aus den Ohren. Oder sie quetschen dir die Eier, daß du wochenlang wie ein Turnierreiter herumgehst, so weh tut dir alles. Der kleine Schraubstock, in den sie deine Hände spannen, bis sich die Nägel lösen. Die Hiebe in den Bauch, bis du Blut spuckst. Die Polypen, die sich erst vollfressen, bis sie dann mit ihren hundert Kilogramm auf deinem Brustkorb herumtrampeln wie auf einem Fußballplatz. Hast du das alles vergessen?

Wirst du langsam alt, daß du dich an nichts mehr erinnerst? Nein, ich hatte hunderte, tausende Gründe, abzuhaueu. Und nicht weit weg, natürlich, schließlich war ich ja unschuldig. Du brauchtest nicht ins Ausland, ein kleines angenehmes Versteck nicht zu weit von Paris genügte. Diesen Papillon Roger würde man ja doch irgendwann einmal festnehmen, oder zumindest identifizieren, und dann hättest du beruhigt zurückkommen können, ohne um deine Eier zu fürchten.

Aber Papillon Roger wurde niemals identifiziert.

Und plötzlich haben sie einen hervorgezaubert. Papillon Roger? Nichts einfacher: Roger läßt man weg, und es bleibt Papillon, der Spitzname von Henri Charrière, genannt Papillon. So, den Täter hätten wir, jetzt brauchen wir nur noch die Beweise. Jetzt ist aus der Suche nach der Wahrheit das Schnüffeln nach falschen Beweisen geworden.

Schauen Sie, wir Polizisten, wenn wir in unserem noblen und ehrlichen Beruf weiterkommen wollen, müssen wir die Aufklärung eines Mordfalls auf unserem Konto haben. Schließlich hat unser Kunde ja alles Nötige, um Gefallen zu finden, erstens bei unseren Vorgesetzten, die uns ohnehin vertrauen, dann beim Untersuchungsrichter und schließlich auch bei den Geschworenen. Was werden sie ihm schon aufbrummen, zehn Jahre höchstens? Er ist jung, bei uns kein Unbekannter mehr. So! Aus seiner Geliebten machen wir, mir nichts, dir nichts eine Hure, gestohlen hat er auch, es macht ja nichts, wenn er erst einmal wegen Hehlerei verurteilt worden ist, das werden wir schon geradebiegen.

Und dazu ist er noch ein Schwein und verspottet uns, wenn wir ihn verhaften, nennt uns seine kleinen Chiappe-Hunde (Chiappe war zu dieser Zeit Polizeipräfekt von Paris) und sagt sogar zu Kollegen: »Du solltest mehr aufpassen, wenn du mich verprügelst, schließlich willst du doch noch deine Pensionierung erleben.« Diese ständigen Drohungen, nur weil wir unsere »modernen« und »gepflegten« Verhörmethoden anwenden, machen uns direkt Angst.

»Also dann los, gedeckt sind wir.«

So fing es an, Papi. Dreiundzwanzig warst du gerade, als sie dich schnappten, in Saint-Cloud. Du saßest gerade bei einem Dutzend Schnecken, als die beiden häßlichen Polypen die Tür aufmachten.

Und sie haben sich weiß Gott angestrengt! Mit Begeisterung und Geduld, mit Genauigkeit und Liebe haben sie die kleinen Steinchen zusammengetragen, um dich eines Tages vor das Schwurgericht zu stellen, wo man dir eine so ausgiebige Ohrfeige verabreichen sollte, daß du dreizehn Jahre gebraucht hast, um sie zu verwinden.

Und es war wirklich nicht die Jagd nach einem Mörder, der jemanden aus dem Milieu getötet hatte, es war vielmehr die Fabrikation eines Mörders, der einen wohlhabenden Bankier oder einen unbescholtenen Familienvater umgebracht hatte.

Einfach war es ja nicht, aus dir einen Schuldigen zu machen. Aber Mayzaud, der Mann von der Kripo, der den Fall bearbeitete, war ein Spezialist für den Montmartre, und er hatte sich so in die Sache verrannt und verbissen, daß es sogar vor Gericht zum offenen Krieg zwischen ihm und meinen Verteidigern kam. Die Zeitungen berichteten damals genau darüber, wie die Beleidigungen, die Beschwerden und die Treffer unter dem Gürtel einander nur so jagten, denn der verdammte Mayzaud hatte den kleinen ausgefressenen Goldstein in der Hand, den Tuchhändlersohn, einen von diesen falschen Hunden, die im Milieu den »Echten« die Füße lecken, nur um mit ihnen gesehen zu werden. Und wie folgsam er war, mein Goldstein! Mayzaud hatte ihn während der Dauer meiner Untersuchungshaft »rein zufällig« mehr als hundertmal getroffen (er bestätigte es selbst vor Gericht). Und dieser kostbare Zeuge, der am Tag des Mordes erklärt hatte, er habe durch Zufall erfahren, daß ein gewisser Legrand verletzt worden sei, und sei darauf hin ins Spital gegangen, um sich zu erkundigen (und diese Aussage stimmte mit jener seiner drei Bekannten überein, die überhaupt nichts mit der Angelegenheit zu tun hatten), dieser Goldstein erklärte am 18. April, drei Wochen später, nachdem er in der Zwischenzeit mehrmals mit Mayzaud zusammengetroffen war, folgendes:

In der Nacht vom 25. zum 26. März hat er, vor der Tat, Papillon (mich) getroffen, und ich war in Begleitung von zwei Unbekannten (schon wieder!). Papillon hat ihn gefragt, wo Legrand ist, und er, Goldstein, hat geantwortet: »Im Clichy.« Papillon verläßt ihn, und er, Goldstein, geht sofort Legrand warnen. Noch während er mit ihm diskutiert, tritt einer der Begleiter Papillons ein und sagt Legrand, er soll hinauskommen. Er selbst geht wenig später hinaus und findet Papillon und Legrand auf der Straße; sie unterhalten sich ruhig miteinander. Er geht weg. Später, als er zurückkommt, trifft er nochmals Papillon auf der Place Pigalle, und dieser sagt ihm, daß er soeben Legrand umgelegt hat. Er verlangt von ihm, er soll ins Lariboisière-Spital gehen, um nach Legrand zu sehen, und wenn dieser noch leben sollte, soll er ihm sagen, das Maul zu halten.

Es ist klar, Papi, vor Gericht stellt man dich als einen gefährlichen Verbrecher hin, als den Schrecken von Pigalle, als einen schlaun und intelligenten Mörder. Und trotzdem bist du blöd genug gewesen, zuerst auf jemanden auf offener Straße zu schießen und dann noch dazubleiben, bis Goldstein wieder vorbeikommt. Nein, intelligent wie du bist hast du nicht das Weite gesucht, sondern bist einfach stehengeblieben wie ein gemalter Ölgötze, bis vielleicht doch die Polente kommt, um dir einen guten Tag zu wünschen.

Goldstein ist allerdings weniger blöd, denn am Tag nach seiner Aussage verschwindet er nach England.

Und ich verteidige mich, wie ich kann: »Goldstein? Kenne ich nicht. Ja, vielleicht habe ich ihn schon gesehen, mit ihm ein paar Worte gewechselt, wie das so üblich ist.« Aber dabei sagte mir sein Name wirklich nichts, und ich konnte ihn überhaupt erst bei einer Gegenüberstellung identifizieren. Ich bin so durcheinander, daß dieser mir unbekannte kleine Möchtegernverbrecher mich mit solcher Präzision beschuldigt, daß sich mir einfach die Frage aufdrängt, was er wohl auf dem Kerbholz hat — sicher nichts Ernstes, danach schaut er wirklich nicht aus —, damit die Polente ihn so in der Hand haben kann. Ich habe es übrigens bis heute nicht erfahren. Rauschgift, oder Ärger mit der Sitte?

Denn ohne ihn, ohne seine immer neuen Erklärungen, die jedesmal ein Steinchen mehr für das Mosaik der Anklage bedeuten, ohne seine Aussagen, die den verschiedensten Gerüchten Tür und Tor öffnen, bleibt von der Anklage nichts mehr übrig. Nichts, gar nichts.

Aber er behauptet: »Ich habe gehört, wie Frau Sowieso gesagt hat, daß...« Und dann geht man Frau Sowieso befragen, und sie sagt, daß es durchaus möglich wäre, daß... Und so geht das weiter. Und diese Masse von Behauptungen aus zweiter und dritter Hand bildet den Kern der Anklageschrift.

Und genau da kommt es zu einem Ereignis, das zwar beim ersten Hinsehen wie ein Wunder erscheint, sich aber später als äußerst gefährlich und für mich fatal herausstellt. Eine gigantische Machination der Polente, auf die ich samt meinen beiden Verteidigern hereingefallen bin! Als ich dachte gerettet zu sein, war ich verloren! Der ganze Akt war nicht ernst zu nehmen, und die Beschuldigungen Goldsteins mußten sich als haltlos erweisen. Das Ganze war so wenig ernst, daß sie mir beim besten Willen für den Mord hatten kein Motiv finden können. Da ich mit dem Opfer keinen Streit hatte und auch nicht verrückt war, kam ich in diese ganze Angelegenheit hinein wie ein Haar in die Suppe, und selbst die blödesten Geschworenen hätten den Braten gerochen.

Und da hat die Polente das Motiv eben erfunden, und der Mann, der es aufdeckt, ist ein Polyp, der schon seit zehn Jahren auf dem Montmartre Dienst schiebt: Inspektor Mazillier.

Einer meiner Verteidiger, Dr. Beffey, der oft auch privat nach Montmartre kommt, wird von Mazillier angesprochen; er wisse, was in der Nacht des 25. März wirklich geschehen ist, und er sei auch bereit, darüber auszusagen (was natürlich heißt, daß diese Aussage zu meinen Gunsten sein soll). Und mit Dr. Beffey überlegen wir: entweder handelt er aus Ehrlichkeit, weil er seinen Beruf ernst nimmt, oder er hat mit Mayzaud ein Hühnchen zu rupfen und will ihm eins auswischen.

Und so verlangen wir seine Aussage vor Gericht, wir!

Aber was er da erzählt, hat wenig mit dem zu tun, was wir uns

vorgestellt hatten. Er sagt, er kennt mich gut und ich hätte ihm schon zahlreiche Dienste erwiesen: »Dank der Informationen von Charrière habe ich bereits mehrmals zur Festnahme von Verbrechern schreiten können. Über den Mord selbst weiß ich nichts, aber ich habe gehört« — mein Gott, schon wieder einer, der gehört hat, daß einer gesagt haben soll, daß... —, »daß Charrière Schwierigkeiten hatte mit mir unbekannten« — wie denn nicht! — »Individuen, die ihm seine Verbindungen zur Polizei vorwarfen.« Da hatten wir also das Motiv! Ich habe Roland Legrand umgelegt, weil er in ganz Montmartre herumersahnte, daß ich ein Polizeispitzel bin.

Und wann hat diese Erklärung von Inspektor Mazillier stattgefunden? Am 14. April. Und wann hat Goldstein seine Aussage gemacht, die mich beschuldigt und seine ersten Erklärungen vom Mordtag umwirft? Am 18. April, vier Tage nach jener von Mazillier.

Aber mit Ausnahme des Untersuchungsrichters Robbé, den die Polypen ohnehin in der Tasche hatten, waren die anderen nicht bereit, auf dieses abgekartete Spiel hereinzufallen. Das war also klar, daß es gleich zu einem ersten Eklat kam.

Angesichts dieser gummiartigen Beschuldigungen, dieses Haufens von Verleumdungen, Lügen und bestellten Zeugenaussagen kommt die Anklagebehörde darauf, daß da etwas nicht zu stimmen scheint. Papi, du hast zwar immer sämtliche Behörden, Gerichte, Polypen, Geschworenen und Gefängniswärter in einen Hut geworfen, aber da mußt du doch zugeben, daß es auch anständige Vertreter der Behörden gibt.

Also lehnt die Anklagebehörde es ab, mich mit diesem Akt vor ein Gericht zu stellen, und weist meinen Fall an die Untersuchungsbehörde zurück, die die Erhebungen weiterzuführen hat.

Jetzt sind natürlich die Polypen wütend und produzieren Zeugen am laufenden Band, und die Zahl der »Man hat mir gesagt, daß...«, der »Ich habe doch gehört, daß...« und der »Es heißt, daß... oder fast so...« nimmt lawinenartig zu. Trotzdem bringt auch der neue Schwall von »Erhebungen« nichts, aber auch gar nichts Neues, und von einem Beweis kann keine Rede sein.

Letzten Endes wird mein Akt dann aber doch angenommen, obwohl er keine neuen Indizien enthält, und ich werde unter Anklage gestellt.

Und da passiert der zweite Eklat: es geschieht das Seltenste, was es in der Justiz überhaupt gibt. Der Staatsanwalt, dessen Aufgabe und eigenen Interessen ihm doch gebieten, die Gesellschaft zu schützen und sich selbst durch einen gewonnenen Prozeß neue Sporen zu verdienen, dieser Staatsanwalt, dem man meinen Akt zugeteilt hat, weist ihn zurück: »Diesen Fall nehme ich nicht an, das Material scheint mir so fragwürdig, daß hierbei ein anderer die Republik vertreten soll.«

Mein Gott, da strahlte Dr. Hubert, mein Verteidiger, als er mich in der Conciergerie besuchte, um mir diese Nachricht zu überbringen!

»Stellen Sie sich vor, Charrière, die Anklage gegen Sie steht auf so schwachen Beinen, daß der Staatsanwalt es abgelehnt hat, sie zu übernehmen!«

Es ist kühl heute abend, auf dieser Bank am Boulevard Clichy. Ich vertrete mir nur ein wenig die Beine und bleibe im Schatten der Bäume. Ich will nicht ins Licht hinaus, sonst reißt der Film ab, der mir die Bilder von vor siebenunddreißig Jahren vorspielt. Ich muß den Hut abnehmen, bei meinem Prozeß ist mir richtiggehend heiß geworden. Und dann setze ich mich wieder, aber verkehrt, den Rücken zur Straße, die Arme auf die Lehne der Bank aufgestützt, so wie ich damals, im Juli 1931, in der Anklagebank gesessen habe, als ich zum erstenmal vor Gericht stand.

Denn es mußte noch ein zweites Mal über mich zu Gericht gesessen werden, im Oktober desselben Jahres.

Das erstemal, im Juli... Es ging einfach alles zu gut, Papi! Nicht einmal der Saal sah blutrot aus, wie sonst. Als diese herrliche Julisonne hereinschien, wurden sogar die Roben der Richter zu einem hellen, freundlichen Rosa. Die Szene sah mehr nach einem eleganten Boudoir aus als nach einem Schlachthof. Und in diesem freundlichen Saal ein netter, lächelnder Vorsitzender, den der Akt nicht besonders zu überzeugen vermochte, denn als er die Verhandlung eröffnet, sagt er: »Charrière Henri,

nachdem die Anklageschrift nicht unbedingt dem entspricht, was wir zu sehen gewünscht hätten, werden Sie dem Hohen Gericht und den Geschworenen Ihren Fall selbst darlegen.«

Dieses unwahrscheinliche Glück, das niemand erwartet hatte, so selten kommt es vor, du hast es gehabt, Papi. Ein Gerichtsvorsitzender, der vom Angeklagten will, daß er seinen Fall vorträgt! Erinnerst du dich an diese Verhandlung vom Juli, an die Sonne, an die Richter? Es war zu schön, um wahr zu sein, Papi. Die Richter waren ausnahmsweise gerecht, der Vorsitzende suchte mit Ehrlichkeit und Ruhe die Wahrheit herauszufinden, stellte den Zeugen und der Polente Fragen, die sie ganz aus der Fassung brachten. Und mit Goldstein war es überhaupt nicht gut bestellt, er hob die Widersprüche in seiner Aussage hervor und ließ meine Anwälte die ganze Lage ausnutzen. Es war alles zu schön, es war eine Justiz der Sonne, Papi, man kann es nicht oft genug sagen, eine richtige Urlaubssitzung des Gerichts, und alle waren für dich, weil zweifelhafte Polypen noch zweifelhaftere Beweise angesammelt hatten, die niemanden überzeugten.

Da konntest du nun kämpfen und dich verteidigen, Papi. Gegen wen es zu kämpfen galt? Sie waren genug, du hattest nur die Qual der Wahl.

Der erste Zeuge, bereits vom Versandhaus »Polyp u. Co.« wie es sich gehört vorbereitet: die Mutter. Dabei glaube ich nicht, daß sie etwas gegen mich hat, sie weiß wahrscheinlich gar nicht, daß sie nur nachplappert, was ihr die Bullen eingeflüstert haben.

Die Mutter also erklärt nicht mehr das, was sie vor dem Kommissar angegeben hatte, nämlich »Papillon Roger« und daß Legend hinzugefügt haben soll (wann eigentlich!), daß einer seiner Freunde, Goldstein, Papillon gut kennt. Heute, vor Gericht, erklärt sie, daß sie gehört hat: »Es war Papillon, Goldstein kennt ihn.« Roger hat sie vergessen, aber dafür ist das »Goldstein kennt ihn« neu, denn Kommissar Gérardin und Inspektor Grimaldi hatten das nicht gehört. Oder soll vielleicht ein Kommissar vergessen haben, eine so wichtige Erklärung zu notieren?

Dr. Gautrat als Anwalt des Klägers verlangt von mir, ich soll

die Mutter des Opfers um Verzeihung bitten, aber ich sage zu ihr: »Madame, ich kann Sie nicht um Verzeihung bitten, weil ich nicht der Mörder Ihres Sohnes bin. Ich achte Ihren Schmerz, mehr kann ich nicht tun.«

Aber Kommissar Gérardin und Inspektor Grimaldi ändern an ihren ursprünglichen Angaben nichts. Legrand hat gesagt: »Es war Papillon Roger«, mehr nicht.

Und dann der Auftritt des ewigen Zeugen, den man bei jedem Prozeß wiederfindet. Goldstein, den man am Quai des Orfèvres zu einer Schallplatte umfunktioniert hat, hat im Lauf der Zeit fünf oder sechs Aussagen gemacht, und drei davon wurden würdig befunden, in die Akten aufgenommen zu werden. Jedesmal gingen die Anschuldigungen gegen mich etwas weiter, und selbst auf die Gefahr hin, sich in Widersprüche zu verwickeln, hatten sie doch ein Gutes, sie waren ein Baustein mehr im Gerüst der polizeilichen Anklage. Ich sehe ihn vor mir, als ob es gestern gewesen wäre. Ganz langsam und leise spricht er, kaum daß er die Hand erhebt, als er sagt »Ich schwöre«. Nach seiner Aussage schreitet mein Verteidiger zum Angriff:

»Goldstein. Erstens, wie oft haben Sie »zufällig« Inspektor Mayzaud getroffen, der selbst ausgesagt hat, daß er Sie des öfteren »zufällig« getroffen und mit Ihnen von diesem Fall gesprochen hat? Ist das nicht etwas seltsam, Goldstein? In Ihrer ersten Aussage heißt es, Sie wissen überhaupt nichts von der Angelegenheit. Dann kennen Sie Papillon plötzlich doch, beim nächstenmal erklären Sie, daß Sie ihn in der Mordnacht vor der Tat getroffen haben, und schließlich heißt es, er habe Sie beauftragt, im Lariboisière-Spital nachzufragen, wie es Legrand geht. Wie erklären Sie sich diese voneinander abweichenden Aussagen?«

Goldstein aber, der keine Antwort darauf findet, sagt nur immer wieder: »Ich habe Angst gehabt, denn Papillon war der Schrecken von ganz Montmartre.«

Durch Gesten gebe ich zu verstehen, wie unsinnig ich das finde, und der Vorsitzende des Gerichts fragt: »Angeklagter, haben Sie dem Zeugen Fragen zu stellen?«

»Ja, Euer Ehren.«

Ich sehe Goldstein ganz tief in die Augen und sage: »Goldstein, dreh dich zu mir herum, schau mir genau in die Augen. Warum lügst du und klagst mich fälschlich an? Was weiß Mayzaud von dir, daß du sein Schweigen mit Lügen erkaufen mußt?«

Und dieses Schwein zittert am ganzen Leib, als er mir ins Gesicht sieht, aber er bringt es doch fertig, zu sagen: »Ich sage die Wahrheit.«

In diesem Augenblick hätte es mir Spaß gemacht, ihn umzulegen, ich schwöre es! Und zum Gericht gewendet, sage ich: »Hohes Gericht, meine Herren Geschworenen! Der Herr Staatsanwalt behauptet, daß ich ein gefinkelter und intelligenter Bursche bin, und doch geht aus den Äußerungen des Zeugen hervor, daß ich ein perfekter Idiot sein muß. Ich werde Ihnen das beweisen. Wenn jemand einer Person etwas so Wichtiges sagt, wie, daß er jemanden umgebracht hat, so muß er diese Person gut kennen, wenn er auch nur halbwegs intelligent ist. Aber einem Unbekannten zu verraten, daß man soeben seinen Freund umgelegt hat, dazu gehört doch wirklich ein Vollidiot. Und für mich ist Goldstein ein Unbekannter.«

Und wieder zu ihm: »Ich bitte Sie, Goldstein, dem Hohen Gericht in Paris oder in ganz Frankreich auch nur eine einzige Person zu nennen, die uns zusammen gesehen hat.«

»Ich kenne niemanden, der dies bezeugen könnte.«

»Gut. Dann nennen Sie uns bitte auf dem Montmartre, in Paris oder in ganz Frankreich eine Bar, ein Restaurant oder sonst ein Lokal, in dem wir auch nur ein einziges Mal zusammen gegessen oder getrunken haben.«

»Das habe ich nie in Ihrer Begleitung getan.«

»Sehr gut. Sie sagen, daß Sie mich in Begleitung von zwei Männern gesehen haben, als wir uns in dieser seltsamen Nacht zum erstenmal getroffen haben sollen. Wer waren diese Männer?«

»Ich kenne sie nicht.«

»Ich übrigens auch nicht. Aber sagen Sie uns ganz schnell,

ohne zu zögern, wo wir uns hätten treffen sollen, nachdem ich Sie ins Spital geschickt hatte, und sagen Sie uns auch, ob Sie diesen Ort Ihren Begleitern mitgeteilt haben, und wenn nicht, warum!«

Keine Antwort.

»Antworten Sie doch, Goldstein. Warum antworten Sie denn nicht?«

»Ich wußte nicht, wo ich Sie finden würde.«

Mein Verteidiger, Dr. Raymond Hubert: »Also hat mein Klient Sie beauftragt, nachzusehen, wie es Roland Legrand geht, und bei einem so wichtigen Auftrag wußten Sie nicht, wohin Sie ihm die Antwort überbringen sollten. Das ist ebenso lächerlich wie unglaublich.«

Ja, Papi, es war unglaublich, aber was noch viel schlimmer war, war, daß man die ganze Anklage auf den verschiedenen Aussagen dieses armen Schweines aufbaute und Goldstein nicht einmal genug Intelligenz besaß, um trotz seiner Vorbereitung durch die Polente ordentlich auf die Fragen antworten zu können.

Der Vorsitzende: »Charrière, die Polizei gibt an, Sie hätten Legrand umgebracht, weil er Sie als Spitzel bezeichnet hat. Was haben Sie dazu zu sagen?«

»Ich habe sechsmal mit der Polizei zu tun gehabt und bin ein einziges Mal zu vier Monaten bedingt verurteilt worden; in den anderen Fällen hat es entweder nicht einmal zum Prozeß gereicht oder ich bin freigesprochen worden. Nie bin ich mit jemandem anders zugleich verhaftet worden, nie habe ich jemanden verraten. Es ist unwahrscheinlich und nicht aufrechtzuerhalten, daß ich schweige, während ich in den Händen der Polizei bin, und Kameraden verrate, sobald man mich freiläßt.«

»Ein Inspektor behauptet aber, daß Sie ein Spitzel sind. Rufen Sie Inspektor Mazillier herein.«

»Ich erkläre, daß Charrière ein Spitzel in unseren Diensten war und daß ich mit seiner Hilfe eine ganze Reihe von gefährlichen Individuen fassen konnte. Über die Affäre Legrand weiß ich nichts.«

»Was haben Sie dazu zu sagen, Charrière?«

»Ich habe diesen Zeugen in den Zeugenstand rufen lassen, weil Dr. Beffey, mein Anwalt, es mir geraten hatte. Inspektor Mazillier soll die Wahrheit über den Mord an Legrand wissen. Und ich muß feststellen, genauso wie mein Verteidiger, daß wir blind in eine fürchterliche Falle getappt sind. Als Inspektor Mazillier Dr. Beffey geraten hat, ihn in den Zeugenstand rufen zu lassen, erklärte er, alles über den Mord zu wissen. Wir haben ihm geglaubt, wir haben angenommen, daß er ein ehrlicher Polyp ist oder daß er vielleicht in dem Fall aussagen wollte, weil es Differenzen zwischen ihm und Mayzaud gab. Und jetzt müssen wir feststellen, Sie hörten es selbst, daß er überhaupt nichts weiß.«

Eines ist jedenfalls klar: daß nämlich die Erklärungen dieses Inspektors meinem »Mord« endlich auch das Motiv hinzufügten, von dem bisher keine Rede war. Für die Anklage war die Aussage dieses Polizisten wie ein Wunder gekommen, sie verlieh dem Lügengespinnst der Polizei wieder etwas Glaubhaftigkeit und rettete das schwankende Gerüst noch einmal vor dem Zusammenbrechen.

Denn eines ist sicher: ohne die Unterstützung von Mazillier hätte es keine Anklageschrift gegeben, obwohl sich Mayzaud so angestrengt hatte. Das Ganze war offenkundig, und es wundert mich, daß man diese Machination nicht durchschaute.

Aber ich gebe noch lange nicht auf: »Hohes Gericht, meine Herren Geschworenen! Wenn ich ein Polizeispitzel bin, so müssen wir zwei Möglichkeiten in Betracht ziehen: Entweder ich hätte Roland Legrand nicht umgebracht, weil er mich einen Spitzel genannt hat, denn Polizeispitzel stehen in der untersten Kategorie der Menschen und lassen sich solche Sachen ohne mit der Wimper zu zucken gefallen; oder ich hätte wegen dieser Beleidigung auf Legrand geschossen. Dann aber hätte die Polizei doch mitgemacht und nicht versucht, mich mit allen Mitteln vor Gericht zu stellen. Schließlich konnte ich ihr ja nützlich sein! Mehr noch, sie hätte die ganze Sache als einen typischen Montmartrezwischenfall hingestellt, wie es solche fast jeden Tag

gibt, sie hätte es bei einem Totschlag in Notwehr belassen, oder sonst so etwas. Es hat genug Fälle dieser Art gegeben, aber bei mir ist es nicht so. Herr Vorsitzender, kann ich dem Zeugen eine Frage stellen?»

»Ja.«

Dr. Hubert weiß schon, worauf ich hinauswill, und stellt den Antrag, das Gericht solle Mazillier vom Berufsgeheimnis entbinden, da er mir sonst nicht antworten könne. Kaum ist dies geschehen:

»Mazillier, nennen Sie uns eine einzige Person, die infolge meiner Angaben verhaftet wurde.«

»Ich kann auf diese Frage nicht antworten.«

»Sie sind ein Lügner, Inspektor Mazillier! Sie können nicht antworten, weil es so etwas nie gegeben hat!«

»Charrière, Sie nehmen sich zuviel heraus«, wirft der Vorsitzende ein.

»Herr Präsident, ich verteidige hier nur zwei Dinge: mein Leben und meine Ehre.«

Aber der Zwischenfall ist schon vorbei, Mazillier zieht sich zurück.

Und die anderen Zeugen ziehen vorbei, in endloser Reihe. Alle sind sie gleich, tragen das gleiche Gewand, den Maßanzug von Polyp u. Co., Quai des Orfèvres, Paris. So war die Polizei 1930. Hoffen wir, daß sich das geändert hat, aber ich kann es mir nicht recht vorstellen.

Und deine letzte Erklärung, Papi, Erinnerst du dich? Wie, ob ich mich noch erinnere? Ich kenne sie noch auswendig!

»Meine Herren, seien Sie gerecht mit mir. Hören Sie mir zu: Legrand wurde von einem einzigen Schuß getroffen, es wurde überhaupt nur ein einziges Mal geschossen, und er ist nicht zusammengebrochen, er ist zunächst am Leben geblieben, und man hat ihn noch bequem in ein Taxi steigen lassen. Also wollte man ihn gar nicht umbringen, sonst hätte man fünf oder sechs Schüsse auf ihn abgefeuert, bis er zusammenbricht. Das ist in Montmartre so, das kann Ihnen jeder bestätigen. Wenn also ich es war und ich ein Geständnis ablege und vor Ihnen erkläre:

Meine Herren, dieser Mann hat mich beschuldigt, dies oder jenes getan zu haben, wir sind in Streit geraten, und als er die Hand in die Tasche gesteckt hat, habe ich es mit der Angst zu tun bekommen und einen Schuß auf ihn abgefeuert, einen einzigen, nur um mich zu wehren. Wenn ich dies heute vor Ihnen erklären würde, wäre das der Beweis, daß ich ihn nicht töten wollte, da er noch lebend und aufrecht bis zum Taxi kam. Und dann würde ich Ihnen noch sagen: Vergessen Sie nicht, daß ich für die Polizei nützlich bin, und glauben Sie mir, bitte, daß es sich so zugetragen hat, wie ich es Ihnen erzählt habe. Seien Sie milde und verurteilen Sie mich nur wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgang.«

Das Gericht hört mir zu, nachdenklich, wie es mir scheint. Aber weiter:

Zehnmals oder hundertmal haben meine beiden Verteidiger mich gefragt: »Haben Sie geschossen? Wenn ja, sagen Sie es. Sie bekommen höchstens fünf Jahre, vielleicht sogar weniger, es kann kein schwereres Urteil geben. Bei der Verhaftung waren Sie dreiundzwanzig, also kommen Sie noch als junger Mensch heraus.«

Aber, Hohes Gericht, meine Herren Geschworenen, ich kann das nicht tun, selbst wenn ich mich damit vor der Guillotine oder vor dem Bagno retten sollte, denn ich bin unschuldig und Opfer einer Machination der Polizei.«

Und all das spielte sich unter der Julisonne ab, man ließ mir die Möglichkeit zu sprechen, mich zu verteidigen. Nein, Papi, es war zu schön, um wahr zu sein, es ging alles zu gut, du spürtest ja geradezu, wie unsicher das Gericht geworden war und daß der Sieg zum Greifen nahe war. Ach, du armer, eingebildeter Papillon, es konnte nicht wahr sein!

Denn dann kam es zu dem Zwischenfall, bei dem Mayzaud seinen ganzen Machiavellismus unter Beweis stellte. Als er endlich verstanden hatte, wie schlecht seine Aktien standen und daß er riskierte, die Mühen und Plagen von fünfzehn Monaten Arbeit in nichts zerrinnen zu sehen, unternahm er etwas Verbotenes. Während einer Verhandlungspause kam er in den Saal,

wo ich allein mit meinen Bewachern saß, und wartete, obwohl er nicht das Recht dazu hatte. Er kam auf mich zu und hatte noch die Frechheit, mir ins Gesicht zu sagen: »Warum sagst du denn nicht, daß es Roger der Korse war?« Ich weiß zuerst überhaupt nicht, was ich ihm antworten soll, und sage dann: »Aber ich kenne doch Roger den Korsen gar nicht!«

Er spricht noch kurze Zeit mit den Wachbeamten und geht dann hinaus, direkt zum Staatsanwalt: »Papillon hat mir soeben gestanden, daß es Roger der Korse war.«

Und dann geschieht genau das, was Mayzaud beabsichtigt hatte: die Verhandlung wird trotz meines Protests unterbrochen. Aber noch gebe ich nicht auf:

»Seit achtzehn Monaten behauptet Inspektor Mayzaud, daß es in dieser Angelegenheit nur einen Papillon gibt, mich; behauptet Inspektor Mayzaud, daß überhaupt kein Zweifel daran besteht, daß ich der Mörder von Legrand bin; erklärt Inspektor Mayzaud, daß er das nicht nur behauptet, sondern dafür auch ehrliche, unwiderlegbare Zeugen aufbringt, die ohne den geringsten Zweifel meine Schuld beweisen. Nachdem also die Polizei alle Zeugen und Beweise gegen mich gefunden hat, warum bricht plötzlich die gesamte Anklage zusammen? Soll also der ganze Akt nur aus Lügen bestehen? Genügt es, daß ein neuer Name auftaucht, damit man sich der Schuld Papillons nicht mehr so sicher ist? Nachdem Sie sagen, Sie haben alle Beweise meiner Schuld, genügt die einfache Annahme der Existenz von Roger dem Korsen — wenn Sie mir glauben, hat Mayzaud ihn erfunden, wenn Sie noch einmal *ihm* Vertrauen schenken, so habe ich ihn hervorgezaubert —, um alles abzublasen, und noch einmal von vorn zu beginnen? Das kann nicht möglich sein, ich verlange, daß die Verhandlung fortgeführt wird, ich will, daß man über mich ein Urteil fällt! Ich flehe Sie an, meine Herren Geschworenen, Herr Vorsitzender!«

Du hattest gewonnen, Papi, du hattest beinahe gewonnen, und nur weil ein Staatsanwalt zu ehrlich war, hast du alles wieder verloren. Denn Cassagnau steht auf und erklärt:

»Hohes Gericht, meine Herren Geschworenen, ich kann in

diesem Fall die Anklage nicht mehr vertreten... Ich kenne mich nicht mehr aus... So geht es nicht weiter. Ich bitte das Gericht, die Angelegenheit an die Untersuchungsbehörden zurückzuweisen.«

Schon diese wenigen Sätze des Staatsanwaltes beweisen, Papi, daß man dich auf eine durch und durch faule Anklageschrift hin verurteilt hat.

Denn wenn Cassagnau, der ehrliche Beamte, irgend etwas Klares und Unwiderlegbares in der Hand gehabt hätte, wenn er seiner Sache hätte sicher sein können, so hätte er niemals gesagt, der Akt solle zur Untersuchung zurückgehen.

Nein, er hätte gesagt: »Schon wieder eine Erfindung von Charrière. Der Angeklagte versucht, das Gericht mit diesem erfundenen Roger zu verwirren. Meine Herren, wir glauben ihm kein Wort, und ich habe alle Beweise der Schuld des Angeklagten in Händen.«

Aber er hat es nicht gesagt. Warum? Weil er einfach nicht dem Akt vertrauen konnte, weil er begann, sich Fragen zu stellen, wie es wohl mit der Ehrlichkeit der Polypen bestellt war, die ihn ausgearbeitet hatten.

Und so, mein kleiner Papillon, hat dich die Polente doch noch drangekriegt, im Endspurt, weil sie wußten, daß sie die Partie verloren hatten und daß nur noch der falsche Roger der Korse sie aus der Affäre ziehen konnte. Sie hofften, daß sie bis zum zweiten Prozeß genug Zeit haben würden, um neue Schweinereien zu erfinden. Und natürlich hofften sie auch, daß ein anderes Gericht, ein anderer Vorsitzender, ein neuer Staatsanwalt und eine neue Atmosphäre, der trübe Oktober und was weiß ich noch alles, ihrer Sache mehr dienlich sein würde, so daß das helle Rosa im Juli dem satten Rot im Oktober, das Boudoir dem Schlachthof weichen würde.

Der Prozeß ist zu Ende, und zum zweitenmal geht der Akt an die Untersuchungsbehörden zurück.

Ein Journalist sollte dazu schreiben: »Es war uns nur selten Gelegenheit gegeben, ein solches Zögern mitanzusehen.«

Natürlich bringt auch die neuerliche Untersuchung nichts Neues an den Tag, und Roger der Korse wurde nie gefunden.

Während der Untersuchungen waren auch die Wachbeamten ehrlich und sagten gegen Mayzaud aus, als der Zwischenfall vom Juli zur Sprache kam. Doch abgesehen davon: wie hätte ein Mann, der seine Unschuld beteuerte, Beweise dafür anführte und wußte, daß er das Gericht positiv beeindruckt hatte, wie hätte so ein Mann plötzlich alles umwerfen und kaltblütig sagen können: »Ich war dabei, aber geschossen hat Roger der Korse!«

Und der zweite Prozeß, Papi? Der zweite Akt, der letzte und endgültige, als die »langsame Guillotine« zu funktionieren begann, als deine Jugend, deine ganzen vierundzwanzig Jahre die fürchterliche Ohrfeige versetzt erhielten, »lebenslänglich«, als Mayzaud plötzlich wieder zu seinen guten Sitten wiederfand und sich beim Staatsanwalt entschuldigte, weil er im Juli einen Fehler begangen habe, als du ihm zuschriest, »Mayzaud, ich reiße dir deine Maske noch herunter«! Willst du das alles noch einmal erleben?

Willst du das alles noch einmal sehen, den blutroten Saal, den trüben, regengrauen Tag? Siebenunddreißig Jahre sind vergangen, Papi, wie oft soll ich es dir noch sagen! Und die Ohrfeige deines Urteils, willst du sie noch einmal spüren, wo du doch siebenunddreißig Jahre gebraucht hast, bis du wieder auf dieser Parkbank am Montmartre sitzen konntest? Ja, ich will, es muß sein. Wenn ich meinen langen Weg zurück zur Menschheit richtig einschätzen lernen will, dann muß ich jetzt noch einmal Stufe um Stufe die Leiter zurücksteigen, die mich bis auf den Grund des Brunnens der Verachtung geführt hat.

Erinnerst du dich, wie du in deinem ordentlichen Anzug und deinen vierundzwanzig Jahren wieder in den Schwurgerichtssaal kamst, wie anders er geworden war, obwohl sich nicht die kleinste Einzelheit verändert hatte?

Der Himmel hängt so tief an diesem Tag, es ist so regnerisch, daß man die Lampen angezündet hat. Blutrot sind die Roben, die Teppiche, alles scheint aus dem blutigen Korb zu kommen, in den der Kopf des Guillotinierten fällt. Diesmal stehen die Richter nicht vor dem Urlaub, sie kommen zurück, und alles ist anders als im Juli. Und vielleicht haben sie auch genug davon,

schon wieder mit dieser lächerlichen Angelegenheit aus dem Milieu belästigt zu werden, es dauert ihnen schon zu lange, es wird Zeit, an Ernsteres zu denken.

Und die Gerichtssaalkiebitze, die Anwälte, die Saalordner, sie wissen besser als irgend jemand anders, wieviel Einfluß das Wetter, der Vorsitzende, die Geschworenen, die Nase des Angeklagten oder die Stimme seiner Verteidiger auf die Waage der unbestechlichen Justitia haben.

Diesmal ist keine Rede mehr davon, daß der Vorsitzende mich auffordert, selbst den Fall darzulegen, die Verlesung der Anklageschrift genügt ihm voll und ganz.

Und die zwölf käsköpfigen Geschworenen haben einen so müden und eingeweichten Verstand wie das Wetter draußen, man sieht es ihnen direkt an, wenn ihre nichtssagenden Idioten-
augen den Blödsinn der Anklageschrift aufsaugen wie ein Schwamm das Wasser.

Der Staatsanwalt, des Scharfrichters erster Lieferant, ist nicht mehr menschlich, er würde nicht, wie Cassagnau, sagen: »Ich will nicht mehr, ich kenne mich nicht aus...«

Schon beim Eintreten in den Saal spüre ich das alles: »Gib acht, Papillon, hier wirst du dich nicht so einfach verteidigen können.« Und wie recht ich doch hatte. Während der zweitägigen Verhandlung wurde mir fast nie das Wort erteilt. Mit dem Prozeß vom Juli hat das hier nichts mehr zu tun.

Und wieder dieselben Zeugen, dieselben »Man behauptet, daß...«, »Ich habe gehört...«. Der ganze Zirkus beginnt von neuem, nur eines hat sich geändert: Wenn ich protestieren will, wenn ich es mir einfach nicht mehr gefallen lassen will, was hier geschieht, entzieht man mir sofort das Wort.

Im Prozeß selbst gibt es auch etwas Neues: die Aussage von Fernand Lellu, dem Taxichauffeur. Er hatte im Juli keine Zeit gehabt, und dann war die Verhandlung unterbrochen worden, so daß der einzige, der mein Alibi bestätigen konnte, erst jetzt kam. Er ist übrigens freiwillig gekommen, die Polizei hätte ihn nie gefunden, sie hätten ihn überhaupt nicht gesucht, denn sie hatten immer gesagt, er sei nur eine Erfindung von mir.

Für mich ist er natürlich ein Zeuge von unerhörter Wichtigkeit, denn er erklärt, daß ich in der »Iris-Bar« war, als er hineinkam, um zu sagen, daß man geschossen hätte.

Aber die Sache ist noch viel seltsamer. Die Polente fand während der Untersuchung zwar nicht den Taxichauffeur, aber dafür einen bereits zehnmal vorbestraften Mann, der frisch von der Leber weg aussagte, daß, falls sich eines Tages jemand finden sollte, um für mich auszusagen, dieser Zeuge ein Lügner sein würde.

Und Inspektor Mayzaud, der sonst immer alles herausfindet und alles beweisen kann, erklärt in einem langen und ausführlichen Bericht, daß es diesen Taxichauffeur nicht gibt und daß er unauffindbar sei. Ob er wohl gewußt hat, daß dieser unauffindbare Zeuge sich von selbst melden wird? Und daß Lellu von seinem Bezirkspolizeikommissariat als ehrlich und fleißig beschrieben wird?

Fernand Lellu wiederholt seine Aussage, bestätigt, daß ich in der Bar gewesen bin, als er gekommen ist, aber man wirft ihm vor, es nur aus Gefälligkeit zu tun. Was sollten wir da noch tun!

»Nun gut, Monsieur Lellu«, meint Dr. Hubert, »jetzt brauchen Sie wohl nur noch in Ruhe Ihre Steuern zu zahlen... und der Justiz zu vertrauen.«

Wir sind völlig machtlos, und noch heute, auf dieser Bank mitten auf dem Montmartre, überkommt mich die Wut, ich merke nicht, daß es kalt geworden ist, daß es zu regnen beginnt.

Ich sehe noch den Besitzer der »Iris-Bar« vor mir, wie er im Zeugenstand erklärt, ich habe ja gar nicht bei ihm in der Bar sein können, als Lellu gekommen ist, weil ich seit zwei Wochen Lokalverbot hatte.

Das bedeutet wiederum, daß ich so blöd war, ausgerechnet wenn es um meine Freiheit und vielleicht um mein Leben ging, als Alibi einen Ort anzugeben, wo ich nicht sein durfte! Und der Kellner bestätigt noch dazu diese Aussage. Was sie natürlich nicht dazusagen, ist, daß sie von der Polizei eine Sondergenehmigung haben, bis fünf Uhr früh offenzuhalten... Wenn sie die Wahrheit sagen, ist es damit aus und die Sperrstunde der »Iris-

Bar« ist wieder auf zwei Uhr festgesetzt. Der Besitzer verteidigt seine Interessen, die Kellner ihre Trinkgelder. Aber wer wußte das schon, von den Herren des Hohen Gerichts.

Dr. Hubert tat, was er konnte, und Dr. Beffey auch. Beffey war von der ganzen Verhandlung so angewidert, daß er einen offenen Krieg mit Mayzaud begann. Dieses Schwein hatte nämlich in vertraulichen Polizeiberichten — ganz so vertraulich konnten sie nicht sein, nachdem die Polente sie durchsickern ließ und sie in Zeitungen veröffentlicht wurden — die Ehre Beffey's angegriffen, indem er Dinge aus dessen Privatleben »enthüllte«, die mit meinem Fall nichts zu tun hatten.

Nun ist es soweit. Mein Schlußwort. Was soll ich sagen? »Ich bin unschuldig, ein Opfer der Machinationen der Polizei. Das ist alles.«

Das Gericht zieht sich zurück. Nach einer Stunde kommen sie wieder, und ich stehe auf, während das Hohe Gericht seinen Einzug in den Saal hält. Kaum habe ich mich niedergesetzt, steht der Vorsitzende auf, um das Urteil zu verlesen: »Angeklagter, stehen Sie auf.«

Ich habe diesen ganzen Prozeß mit solcher Intensität wieder erlebt, daß ich jetzt und hier, auf meiner Parkbank, aufspringen und Haltung annehmen will. Aber ich habe vergessen, daß meine Beine unter der Lehne sind, und so falle ich auf den Hintern zurück. Und so höre ich diesmal, 1967, auf dem Boulevard Clichy, das Urteil sitzend an, das im Oktober 1931 der Gerichtsvorsitzende mit tonloser Stimme verkündet hatte:

»Sie sind zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Führen Sie den Angeklagten ab.«

Schon will ich mitten in Paris die Hände vorstrecken, aber diesmal wird mir niemand Handschellen anlegen, es sind keine Aufsichtsbeamten neben mir. Nur da, am anderen Ende der Bank, liegt ein altes Weiblein, das den Kopf mit Zeitungen verhüllt hat, um sich ein bißchen vor der Kälte und dem Nebel zu schützen. Ansonsten bin ich ganz allein.

Langsam stehe ich auf, vertrete mir die Beine. Und dann decke ich die Zeitungen von der armen Alten ab und stecke ihr

einen Geldschein zwischen die Hände. Sie ist zu lebenslänglicher Armut verurteilt — bei mir hat das »lebenslänglich« dreizehn Jahre gedauert.

Und dann gehe ich langsam den Boulevard Clichy entlang, hinunter zur Place Blanche, während ich noch einmal die letzten Augenblicke der Verhandlung erlebe, die Urteilsverkündung, die mich fast vierzig Jahre vom Montmartre, *meinem* Montmartre getrennt hat.

Aber kaum bin ich auf der Place Blanche, kaum sind wieder die Lichter der Großstadt um mich, verblassen die Bilder der Vergangenheit, und ich sehe nur noch ein paar Clochards, die bei der Metrostation auf den Gehsteigen schlafen.

Schnell, ein Taxi! Hier hält mich nichts mehr, weder der Schatten der Bäume, die mir die künstliche Sonne des Neonlichtes verdecken, und auch nicht das Moulin Rouge mit seinen glänzenden und schillernden Farben. Es erinnert mich zu sehr an meine eigene Zeit hier, und gleichzeitig, scheint es mir zuzurufen: »Du gehörst nicht mehr hierher!« Alles, ja, alles hat sich verändert. Schnell, Papi, weg von hier, sonst merkst du noch, daß es deine Jugend gar nicht mehr gibt, daß man sie hier an einem stillen Ort begraben und vergessen hat.

»Hallo, Taxi! Gare de Lyon, bitte.«

Und in dem Vorortzug, der mich zu meinem Neffen bringt, fallen mir wieder die Zeitungsartikel ein. Dr. Hubert hatte sie mir nach dem Urteil gezeigt, und keiner stellte die Zweifelhaftigkeit der Verhandlung nicht in Frage, ob es nun »La Dépêche« war, »La France«, »Le Matin«, »L'Intransigeant«, »L'Humanité«, oder »Le Journal«, das den Prozeß im Titel seines Artikels als »obskure Angelegenheit« bezeichnet hatte.

Seit meiner Rückkehr nach Frankreich habe ich mir diese Berichte wieder herausgesucht und möchte hier einige Auszüge zum Beweis zitieren:

»La Dépêche« vom 27. Oktober 1931 zitiert meinen Anwalt: »Daß man den Fall insgesamt dreimal zu den Untersuchungsbehörden zurückverweisen mußte, ist an sich schon ein Beweis für die schlechte Position der Anklage.«

»Le Matin« vom 27. Oktober 1931: »Dreißig Zeugen wurden geladen, aber ein einziger hätte vielleicht genügt: der unbekannte Mann, der den verletzten Legrand in ein Taxi setzte, Nini verständigen ging und dann verschwand. Aber dieser Unbekannte bleibt unbekannt, und auch dreißig Zeugenaussagen werden daran nichts ändern können, scheint es.«

Und aus den Angaben eines Gerichtsdieners: »Inspektor Mayzaud ging auf Charrière zu: ›Du weißt doch, wer es ist‹, sagte er zu dem Angeklagten.«

»La France« vom 28. Oktober 1931: »Der Angeklagte antwortet ruhig und gelassen... So sagte er: ›Es ist hart, so etwas hören zu müssen. Dieser Goldstein hat überhaupt keinen Grund, gegen mich auszusagen, aber er ist in den Händen von Inspektor Mayzaud, wie so viele andere, die kein reines Gewissen haben. Das ist die Wahrheit.‹ Inspektor Mayzaud wird in den Zeugenstand gerufen, er protestiert ohne Umschweife: ›Seit zehn Jahren ist Pigalle mein Arbeitsgebiet, und ich weiß, daß Goldstein nicht zum Milieu gehört. Sonst hätte er auch nie ausgesagt‹ (wörtlich. Anm. d. Red.).«

»L'Humanité« vom 28. Oktober 1931. Dieser Artikel verdient es, im vollen Wortlaut zitiert zu werden. Unter der Überschrift »Charrière zu lebenslänglichem Bagno verurteilt« heißt es:

»Das Schwurgericht der Seine hat trotz der Zweifel, die nach wie vor die Person des wahren Papillon umgeben, des Papillon, der in einer Märznacht auf der Butte Montmartre Roland Legrand getötet haben soll, Charrière verurteilt.

Gestern wurde bei Prozeßeröffnung der Zeuge Goldstein gehört, auf dessen Aussage die gesamte Anklage beruht. Dieser Zeuge hat seit der Tat in ständigem Kontakt mit der Polizei gestanden, und der mit den Erhebungen beauftragte Inspektor Mayzaud erklärte, ihn mehr als hundertmal getroffen zu haben. Goldstein machte drei verschiedene Aussagen, die den Angeklagten jedesmal schwerer belasteten; er steht ohne Zweifel im Dienst der Polizei.

Während Goldstein seine Anschuldigungen im Zeugenstand formuliert, hört Charrière aufmerksam zu und ruft schließlich

aus: »Ich verstehe nicht! Ich verstehe diesen Goldstein nicht, ich habe ihm nie etwas getan, und jetzt kommt er her und verbreitet Lügen über mich, nur damit ich verurteilt werde.«

Dann wird Inspektor Mayzaud in den Zeugenstand gerufen. Er behauptet diesmal, die Aussage Goldsteins erfolge aus freien Stücken, doch auf einigen Gesichtern läßt sich skeptisches Lächeln bemerken.

Der öffentliche Ankläger, Dr. Siramy, stellt in seinem nichtsagenden Plädoyer fest, daß es auf dem Montmartre mehrere Papillon gibt, verlangt jedoch ein Urteil gegen Charrière, während er das Strafausmaß den Geschworenen überläßt.

Dr. Gautrat als Kläger stellt in seinen Ausführungen, nicht ohne komisch zu wirken, das Bagno als »Schule der moralischen Besserung« hin und verlangt, die Geschworenen sollen Charrière in dessen eigenem Interesse zur Zwangsarbeit verurteilen.

Die Verteidiger, Dr. Beffey und Dr. Hubert plädieren auf Freispruch. Es sei nicht zu beweisen, daß Henri Charrière, genannt Papillon, des Mordes schuldig ist, nur weil der ebenfalls Papillon genannte Roger der Korse nicht auffindbar sei, führen sie aus.

Aber die Geschworenen fällen nach Beratung einen Schuldspruch, und das Gericht verurteilt Charrière zu lebenslänglichem Bagno, während der Kläger den symbolischen Franc zugesprochen bekommt.«

Soweit »L'Humanité«.

Ich habe mir jahrelang wieder und wieder die Frage gestellt, warum die Polizei so darauf aus war, einen kleinen Missetäter von 23 Jahren zu verurteilen, der ihr noch dazu ihren eigenen Angaben nach nützlich gewesen war. Ich bin immer auf dieselbe Antwort gekommen: sie wollte einen echten Spitzel decken.

Am nächsten Tag fuhr ich wieder zum Montmartre, die Sonne schien, und ich fand meine Gassen und Straßen wieder. Sie waren noch alle da, die Rue Tholozé, die Rue Durantin, der kleine Markt, in der Rue Lepic — doch wo waren die Menschen von damals, die vertrauten Gesichter?

Ich ging in der Rue Tholozé zu Nummer 26, um die Concierge aufzusuchen. Sie war eine furchtbar dicke alte Frau gewesen, mit einem unwahrscheinlich häßlichen behaarten Leberfleck auf der linken Wange. Aber sie war nicht mehr da. Eine Bretonin war an ihrer Stelle, als ich vorgab, jemanden zu suchen, und es ärgerte mich so, ein neues Gesicht zu sehen, daß ich nicht einmal fragte, ob sie sich an das Muttermal erinnerte.

Nein, man hat mir den Montmartre meiner Jugend nicht gestohlen, alles ist noch da, aber nichts ist gleichgeblieben. Aus dem Milchgeschäft ist eine Münzwäscherei geworden, dort an der Ecke, wo meine Stammbar war, ist nun eine Apotheke, und der Gemüsehändler hat einem Selbstbedienungsladen Platz gemacht.

Die Bar »Bandevez«, am Kreuzungspunkt der Rue Tholozé und der Rue Durantin, steht noch. Wenigstens etwas. Die Postfräuleins von der Place des Abesses kamen oft hierher, und wir hatten immer etwas zu lachen, wenn wir ihnen mit ernster Miene den Vorwurf machten, daß sie hier tranken, während ihre armen Männer arbeiten mußten. Ja, sie steht noch da, an ihrem alten Platz, aber innen hat sich auch alles verändert, die Theke ist woanders, und zwei völlig idiotische Tische verstellen den Platz. Und die Besitzerin ist eine *piednoir*, eine Französin aus Algerien, und die Gäste fast nur Araber oder Portugiesen. Was ist wohl mit dem braven Alten aus der Auvergne geschehen, der zu meiner Zeit hier hinter der Kasse thronte?

Ich gehe die Stiegen hinauf, die von der Rue Tholozé zum Moulin de la Galette führen. Wenigstens hier ist alles beim alten geblieben, nur die Stufen sind noch ausgetretener und gefährlicher als damals. Hier hatte ich einmal einen alten Mann aufgelesen, er war ausgerutscht und der Länge nach auf die Stufen gefallen. Liebevoll streift mein Blick über die gefährlichen Stufen, wie damals, als sich der Alte bei mir bedankt hat: »Junger Mann, Sie sind sehr freundlich und äußerst wohlerzogen. Ich beglückwünsche Sie dazu und darf mich bedanken.« Dieser einfache Satz hatte mich damals so durcheinandergebracht, daß ich nicht wußte, wie ich es anstellen sollte, um unbemerkt meine Krache aufzuheben, die hinuntergefallen war. Der Gute hätte

sonst denken können, daß ich gar nicht so nett sein mochte, wie ich aussah.

Ja, mein Montmartre ist noch da, aber seine Einwohner hat man mir gestohlen, die netten Gesichter, die mir zulächelten, mir sagten: »Guten Morgen, Papillon, wie gehts?« Und es schmerzt mich zutiefst, daß ich sie nicht mehr sehe.

Am Abend gehe ich dann in eine Bar, wo ich sicher bin, keine Touristen zu finden. Ich suche mir unter den Gästen den Ältesten heraus und frage ihn: »Entschuldige, aber kennst du den Sowieso?«

»Ja.«

»Wo ist er?«

»Staatspension.«

»Und der Sowieso?«

»Tot.«

»Und der Soundso?«

»Kenn' ich nicht. Aber du fragst viel, Fremder. Wer bist du?«

Seine Stimme ist bei den letzten Worten lauter geworden, er will die anderen auf sich aufmerksam machen. Er hat recht, man kann nicht jedem Unbekannten Auskunft geben, der plötzlich in ein Lokal hereinschneit.

»Ich heiße Henri, bin aus Avignon und komme aus Kolumbien. Deswegen kennt ihr mich auch nicht. Auf Wiedersehen.«

Ich halte mich nicht länger auf und steige wieder in meinen Vorortzug. Im Stadtgebiet von Paris will ich nicht bleiben, sonst weist man mich womöglich noch aus, und das brauche ich wirklich nicht.

Aber ich bin ja in Paris, ich bin in Paris! Ich war auf der Bastille, ich habe wie früher Flohwalzer getanzt, ich war bei Boucastel und habe mit den Mädchen gescherzt, habe sogar die Frechheit gehabt, eine aufzufordern, wie früher, wie Papillon. Und während wir zu einer Musette tanzten, auf dem Akkordion beinahe so gut gespielt wie vom berühmten Mimile Vacher in meiner Jugend, hat sie mich gefragt, was ich bin, und war ganz stolz auf ihren Kavalier, als ich ihr sagte, ich hätte in der Provinz ein Hotel...

Und essen war ich, im »La Coupole«, und dabei noch naiv genug, den Kellner zu fragen, ob man oben auf der Terrasse noch *pétanque* spielt. Er ist schon fünfundzwanzig Jahre in dem Restaurant, aber davon hat er noch nie etwas gehört, der Brave.

Und in »La Rotonde« war ich, aber Fujita war nicht mehr in seiner Ecke, die Möbel waren anders, die Tische umgestellt, die Theke neu und die Vergangenheit vorbei. Alles, was ich geliebt und gekannt hatte, war verschwunden. Ich war so enttäuscht, daß ich weg bin, und vergessen habe zu bezahlen. Der Kellner ist mir nach, und bei der Metrostation hat er mich gerade noch erwischt und angebrüllt. Mein Gott, wie ist man doch auf dem Montmartre unhöflich geworden, zahlen soll ich, und zwar sofort, sonst holt er einen Polizisten. Natürlich habe ich bezahlt, aber das Trinkgeld war so klein, daß er mir zum Abschied noch zurief: »Das können Sie für Ihre Schwiegermutter behalten. Die hat es sicher nötiger als ich, Ihr mieses Trinkgeld!«

Aber Paris bleibt doch Paris. Wie ein Junger habe ich es nach allen Richtungen durchstreift, die Champs-Élysées hinauf und hinunter, ihre tausend Lichter, die Lichter von Paris, die es einem warm ums Herz werden lassen und mir ihren Zauber nicht versagten, bis mir zum Singen zumute war. Wie schön ist es doch, in Paris zu leben!

Und ganz ruhig bin ich geworden, keine Rachegelüste mehr, wenn ich die Porte Saint-Denis sehe oder am Faubourg Montmartre spazieregehe, wo zu meiner Zeit Rigoulot vor dem Gebäude der Zeitung »L'auto« riesige Gewichte in die Höhe stemmte. Mein Herz ist nicht in Aufruhr, als ich an dem Lokal vorbeigehe, wo ich früher mit Stawisky Bakkarat spielte, und ins »Lido« gehe ich allein. Die *halles*, der Großmarkt im Herzen von Paris, haben sich noch am wenigsten verändert, hier fühle ich mich noch ein wenig wie zu Hause. Nur auf dem Montmartre läßt sich das Gefühl der Bitterkeit nicht ganz verleugnen.

Acht Tage blieb ich in Paris, und acht Tage bin ich zu jenem Ort gegangen, wo dieser Mord geschah.

Achtmal habe ich auf dieser Bank gesessen und die Rinde dieses Baumes mit meinen Händen berührt.

Achtmal habe ich die Augen geschlossen und zwei Gerichtsverhandlungen an mir vorüberziehen lassen.

Achtmal habe ich die Fratzen der Schweine gesehen, die das Urteil vorbereiteten und dann verkündeten.

Achtmal habe ich gemurmelt: »Hier hat alles seinen Ausgang genommen, hier haben sie dir dreizehn Jahre deiner Jugend gestohlen.«

Achtmal habe ich mir wiederholt: »Du hast auf deine Rache verzichtet, und es ist gut so, aber verzeihen kannst du nicht, niemals.«

Achtmal habe ich Gott darum gebeten, er soll mich für den Verzicht auf meine Rache belohnen, daß er so etwas nie mehr zuläßt.

Achtmal habe ich diese Parkbank gefragt, ob nicht der falsche Zeuge und der zweifelhafte Polyp wieder eine solche Affäre vorbereiten, ob sie nicht wieder »zufällig« auf dieser Bank sitzen und sich wieder »zufällig« treffen.

Achtmal war ich hier, und jedesmal war mir ein bißchen leichter, bin ich weniger bedrückt davongegangen, bis ich dann, beim letztenmal, aufrecht wie ein junger Mann, die Bank verließ und mir sagte: »Du hast doch gewonnen, Papi, denn jetzt bist du hier, du bist frei, gesund, du wirst geliebt und es geht dir gut. Laß die anderen in Ruhe, kümmerge dich nicht, was aus ihnen geworden ist, laß sie in der Vergangenheit. Du bist hier, und das allein ist fast schon ein Wunder, und Gott geht mit Wundern sparsam um. Du kannst sicher sein, daß du von allen der Glücklichste bist.«

Ich verlasse Paris in Orly und fliege nach Israel, wo jetzt Ritas Mama lebt. Mich hat dieses Land immer schon brennend interessiert, dieses Land, in dem die seit Jahrhunderten verfolgte Rasse der Juden wahre Wunder vollbringt, wie man in aller Welt behauptet.

Ich war skeptisch, um ehrlich zu sein, hatte ich mir Israel immer als ein Land vorgestellt, wo die Leute von der Religion erdrückt werden und Rabbiner und andere Bigotte den anderen ihre Lebensauffassung aufzwingen.

Da bin ich nun in Tel Aviv, aber ich muß gleich weiter nach Haifa, und von dort nach Tel Hanam, einem winzigen Nest, wo Ritas Mutter lebt.

Und ich muß sagen, das erste, was mir auffällt, ist, daß die Söhne und Töchter dieses Staates Israel ein aufgewecktes Völkchen sind.

Alle Taxichauffeure sprechen neben Hebräisch zumindest eine Sprache, viele auch zwei. Der erste, den ich treffe, kann nur Englisch, aber im Handumdrehen habe ich einen aufgetrieben, der sowohl Französisch als auch Spanisch kann. Und während der junge Israeli mich in seinem uralten Taxi nach Haifa fährt, frage ich ihn aus.

»Von wo bist du?«

»Ich bin in Casablanca geboren und habe die Matura. Ich bin ein Sephardi.«

»Was ist das, ein Sephardi?«

»Das sind die Juden, die von der spanischen Königin Isabella ausgewiesen wurden. Ich bin in der Schule französisch erzogen worden, aber von Vater und Mutter her kann ich Spanisch.«

»Bist du schon lange hier?«

»Zehn Jahre. Wir sind damals alle gekommen, Vater, Mutter, eine Großmutter, meine beiden Schwestern und ich. Es geht uns

gut, alle haben Arbeit gefunden, und wir sind in Israel, in unserem Land. Wir haben alle Hebräisch gelernt, eine gemeinsame Sprache müssen wir ja haben in diesem Staat, der sich aus allen Juden der Welt zusammensetzt. Jeder hat seine eigene Sprache mitgebracht, und wie sollten wir etwas erreichen, wenn wir nicht eine Sprache haben, die allen gemeinsam ist?»

»Arbeitest du auf eigene Rechnung? Gehört das Taxi dir?»

»Nein, dazu bin ich nicht reich genug.«

»Was würde es kosten?»

»Sehr viel, fast 50 000 Franc.«

»Also ist es hier genauso wie anderswo, es gibt Reiche und Arme.«

»Es gibt Reiche hier, das stimmt, aber es gibt keine Armen, denn niemand geht betteln, weder um Geld noch um Arbeit.«

»Und die Alten?»

»Wir kümmern uns um sie. Sie bekommen eine ordentliche Pension und ein kleines Haus mit Garten.«

»Hast du ein eigenes Haus?»

»Noch nicht. In den Behörden sitzen lauter Aschkenasim, und zwischen ihnen und uns Sephardim gibt es oft Reibereien.«

»Unwahrscheinlich! Dabei solltet doch ihr wirklich die letzten sein, die Rassenprobleme haben!«

Er lacht. »Das stimmt, aber die Tatsache, läßt sich nicht ändern. Es ist nicht immer einfach, aber in der nächsten Generation gibt es dieses Problem nicht mehr, dann sind wir nur noch Sabras, im Land Geborene.«

»Und die jetzigen Sabras, sind die auch Rassisten?»

»Ja, auch die. Sie halten sich für etwas Besseres, nur weil sie in Israel geboren sind.«

»Also ist auch hier nicht alles so gut, wie es scheint.«

»Nein, sicher nicht, aber diese ganzen Streitigkeiten vergessen wir, sobald wir als Israelis handeln, wenn alle zusammenarbeiten müssen, um dem Land zu helfen.«

»Bekommt ihr von den Juden im Ausland viel Geld?»

»Ja, aber wir gehen damit vorsichtig um, wir verwenden es nicht nur, um den Leuten zu helfen, sondern wir investieren es

fürs Allgemeinwohl, in die Industrie oder in Bewässerungsanlagen.«

»Liebst du dein Land?«

»Ich würde mein Leben dafür geben.«

»Und was hat den größten Einfluß auf dich? Die Religion?«

»Nein, ich bin Jude, aber zu Hause sind wir nicht strenggläubig. Sie müssen verstehen, daß wir in keinem einzigen Land der Welt den anderen gleichgestellt waren. Mein Vater war mit den Franzosen und den Marokkanern im Krieg, aber es hat sich immer einer gefunden, der ihn einen Saujuden genannt hat.«

»Ja, vielleicht, aber ein einziger Mann kann doch nicht für eine ganze Gesellschaft stehen.«

»Das stimmt. Aber wenn man sein Leben riskiert und für ein Land in den Krieg zieht, seine Uniform trägt, dann könnte man sich erwarten, gleichberechtigt zu sein.«

»Allerdings.«

Da ist schon Haifa, nur noch eine Viertelstunde bis Tel Hanam.

»Kennst du diese Adresse?«

»Nein, aber man wird uns den Weg schon zeigen.«

Als wir dann in Tel Hanam ankommen, ist es schon zehn Uhr abends. In den Straßen drängen sich die Leute, fast alles junge Leute, Burschen und Mädchen durcheinander, da wird gelacht und gesungen, geschrien und geküßt. Die Dreizehn- oder Vierzehnjährigen zu sehen, die da Hand in Hand vor aller Augen spazierengehen und noch zu jung sind, um das Spiel der Liebe zu beginnen — ist für mich etwas völlig Neues und Ungewohntes.

Ich erkundige mich nach der Adresse.

»Sehen Sie, dort ist es, aber Sie müssen hier aussteigen, das Taxi kann nicht weiter, man kommt nur über Stiegen bis zum Haus.«

Ich bezahle, und gleich nimmt einer der Burschen meinen Koffer, während einige andere mich begleiten wollen. Vier Burschen und drei Mädchen sind es.

»Kommen Sie von weit her?«

»Aus Venezuela. Wißt ihr, wo das ist?«

»Natürlich, in Südamerika.«

»Du sprichst Französisch?«

»Ich bin Franzose, er auch, und der hier kommt aus Tanger, und der hier aus Marokko.«

»Und die Mädchen?«

»Sie sind alle drei Aschkenasim.«

»Sie sind schön. Sind das eure Bräute?«

»Nein, Freundinnen. Gute Freundinnen.«

»Und welche Sprache sprecht ihr, wenn ihr beisammen seid?«

»Hebräisch.«

»Und was habt ihr gemacht, als ihr noch nicht Hebräisch gekonnt habt?«

»Wissen Sie, man muß nicht unbedingt Hebräisch können, um miteinander spazierenzugehen und sich zu küssen«, antwortet lachend einer von ihnen. »Außerdem sind wir jetzt ja nicht mehr Franzosen oder Aschkenasim, sondern wir sind alle Israelis.«

Als wir dann angekommen waren, wollten sie mich alle unbedingt noch hinaufbegleiten, und sie gingen erst, als die Mama von Rita öffnete und mich in die Arme schloß.

Ein unwahrscheinliches Land, dieses Israel, und für mich gibt es so viel zu entdecken! Natürlich haben Ritas Mutter und ich uns viel zu erzählen, und die Wiedersehensfreude ist groß. Aber ich bleibe dennoch nicht die ganze Zeit bei ihr. Ich gehe in den Straßen spazieren, versuche Sprachbrocken zu verstehen, und bald habe ich mir auch Freunde gemacht, vor allem unter den Jungen, denn sie interessieren mich viel mehr als die Alten.

Und ich entdecke die Jugend Israels. Sie sind genauso lebenslustig wie die anderen, sie lieben ihre Motorräder, ihre Mädchen und das Leben, sie lachen und tanzen, und bei allen finde ich etwas, was mich tief beeindruckt: die Überzeugung, daß es wichtig ist, sich gut auf seinen Beruf vorzubereiten, nicht nur um es später leicht zu haben, sondern vor allem auch, um für die Gesellschaft, für das Land eine positive und nützliche Rolle zu spielen. Ich habe nicht wenige kennengelernt, die bereit wa-

ren, auf vieles zu verzichten, nur um für die Gemeinschaft etwas tun zu können. Auf Geld oder Luxus waren sie nicht aus.

Und das ist meine zweite Entdeckung: Die israelischen Juden sind nicht am Geld interessiert. Wie kommt es bloß, daß diese in allen Ländern der Welt so aktive Rasse, der man nachsagt, sie lebe überhaupt nur, um ihr Geld zu vermehren, sich so radikal verändert, kaum daß sie in ihrem eigenen Land ist?

Ich wollte aber auch nachprüfen, ob das auch stimme, und so fragte ich einen Jungen einmal, wieviel er als Techniker verdient. In meinen Augen sehr wenig, nicht einmal 200 Dollar im Monat.

»Weißt du, daß du in Venezuela in deinem Brief fünfmal mehr verdienen könntest?«

Aber da kann er nur lachen. In Frankreich hat man ihm schon viermal mehr angeboten, aber das interessiert ihn nicht. Hier ist er frei und fühlt sich wohl, und vor allem ist es sein Land.

Auch er ist nicht sehr religiös und macht nur das Notwendigste. Die alten Juden mit Kaftan und Peies mag er nicht, sagt er, und die aschkenasischen Rabbiner noch weniger, denn die wollen das ganze Volk mit der Religion an die Kette legen. Er liebt seine Rasse, aber nur die Generation der Jungen, die sportlich und frei sind, den Sex lieben und keine Komplexe haben. Das Leben von Burschen und Mädchen in der Gemeinschaft liebt er, und jeden Erfolg seines Landes, auf welchem Gebiet es auch sei, betrachtet er als seinen eigenen und freut sich darüber.

Ich gebe zu, ich habe nur mit jenen Leuten sprechen können, die aus Frankreich und Nordafrika oder aus Spanien kamen, denn mit den anderen gab es Verständigungsschwierigkeiten. Der eine erklärt, politisch sei er eher ein Sozialist, wie die Mehrzahl seiner Freunde. Ein anderer aus Marokko erklärt, er habe überhaupt nichts gegen Araber und wisse ganz genau, daß die Feindschaft nur auf die Propaganda zurückzuführen sei, die von denen betrieben werde, die aus dem Konflikt Kapital schlügen. Es tue ihm leid, sagt er, und er denke noch oft an Casablanca zurück, wo er als Kind in den Straßen ohne Probleme und Schwierigkeiten mit seinen kleinen arabischen Freunden spielen konnte. Er hat sich mit diesem Problem viel beschäftigt

und ist überzeugt, daß der Haß von anderen geschürt wird, die weder Araber noch Juden sind.

»Warum sollten die Araber Krieg wollen?« fügt er hinzu, denn in diesem Monat Mai des Jahres 1967 sind die Kriegsgerüchte immer häufiger. »Um uns die Wüsten wegzunehmen, die wir bebaut haben? Haben sie nicht selbst genug Land? Sie sprechen von der Freiheit und Unabhängigkeit der arabischen Welt, aber wenn sie diesen Krieg gewinnen wollen, brauchen sie die Russen. Und der Unterschied zwischen einem Araber und einem Russen ist viel größer als der zwischen einem Araber und einem Juden.«

Trotzdem ist er ein durch und durch fanatischer Zionist, und nicht nur er, sondern auch seine Freunde, das habe ich feststellen können.

Ich bin Ritas Mutter besuchen gekommen, aber ich will auch sehen, wie ein Kibbuz funktioniert, wie das mit dem Kollektivismus und der Verwaltung geht. Es hat mich immer schon interessiert, aber ganz besonders seit meinem Langustenunternehmen von Maracaibo, wo ich mir sagte, wenn alles gutginge, würde ich etwas Ähnliches für meine Fischer machen, damit es ihnen besser ginge und sie mehr vom Leben hätten.

Ich habe mehrere Kibbuzim besuchen können und bin von diesen Gemeinschaften sehr beeindruckt. Jeder hat dort seine Aufgabe zu erfüllen, der Kibbuz blüht und gedeiht, und die Gewinne kommen wieder jedem einzelnen zugute. Was mich aber am meisten beeindruckt, ist die Tatsache, daß es Lehrer, Ärzte und Rechtsanwälte gibt, die tagsüber in der Stadt arbeiten und am Abend zurückkommen und ihren Verdienst in die Gemeinschaftskasse legen.

Aber ich spiele auch ein bißchen Tourist und sehe mich im Land um. Haifa ist eine bedeutende Stadt mit einem großen Hafen, viel Verkehr und regem Leben in den Straßen. Auch in der Nacht geht es munter zu. Ich war in einer ganzen Reihe von Bars und habe sogar erstklassige Nepplokale gefunden. Man stelle sich nur vor, daß die Mädchen alle zwischen drei und fünf Fremdsprachen sprechen, und wenn es darum geht, den Gast

ordentlich auszunehmen, können sie es mit den Schlepperinnen eines jeden anderen Landes der Welt spielend aufnehmen. Ein Glas Pfefferminzlikör kostet vier Dollar, und sie schütten das Zeug mit einer solchen Geschwindigkeit hinunter, daß man besser daran tut, schnell zu gehen, wenn man noch mit ein paar Münzen im Sack nach Hause kommen will.

Was habe ich also in Israel wirklich gesehen? Keine aufgezwungene Disziplin, ein wirklich freies Leben, wo jeder das tut, was ihm Spaß macht, und vor allem: keine Bettler in den Straßen. Nicht einen einzigen.

Lustiges am Rande. Bei einer Autobushaltestelle warteten so ungefähr zwanzig Personen. Und was geschieht, wenn zuerst der Araberbus kommt? Manche Juden machen sich nichts daraus und steigen trotzdem ein, andere aber fühlen sich verpflichtet, den übrigen zu erklären, sie wären furchtbar in Eile und müßten deshalb einsteigen, normalerweise würden sie natürlich auch auf den Judenbus warten... Der arabische Chauffeur in seiner Dschellabah verliert kein einziges Wort darüber, kassiert den Fahrpreis — und ab geht die Post.

Ein anderes Detail. In dem Land, wo Jesus wandelte, verkaufen die Juden den Christen Flaschen mit Wasser, auf denen irgendein Bischof auf dem Etikett garantiert, daß es sich um Jordanwasser handelt. Auch kleine Säckchen mit Erde finden ihre Abnehmer. Auch sie sind mit einem bischöflichen Echtheitszertifikat versehen. Für die Flaschen und die Säckchen gilt der Einheitspreis von zwei Dollar, und das ist kein schlechtes Geschäft, wenn man bedenkt, wie billig Erde zu haben ist und daß der Jordan nicht so bald austrocknen dürfte.

Vierzehn Tage bin ich nun schon hier. Noch diese Woche soll es Krieg geben, heißt es. Ich sehe gar nicht ein, warum ich mich da einmischen sollte, und will weg. Aber als ich zur Air France gehe, heißt es, daß alle Plätze für Frauen und Kinder ausgebucht sind. Zu guter Letzt gelingt es mir doch noch, bei der Sabena einen Platz nach Belgrad zu buchen. Übermorgen fliege ich.

In diesen letzten beiden Tagen kann ich beobachten, wie sich die Bevölkerung auf den Krieg vorbereitet. In den Erdgeschos-

sen der Häuser werden die Abstellräume ausgeräumt. In Israel haben die Häuser nämlich keinen Keller, dafür hat jeder Mieter im Erdgeschoß einen Abstellraum. Die Leute scheinen keine Angst zu haben und sind nicht einmal beunruhigt. Sie machen diese Vorarbeiten ruhig und bedächtig, sie wollen einfach vorgesorgt haben, für den Fall, daß die Städte bombardiert werden. Nur Ritas Mutter ist ängstlich, doch ist das, wenn man ihr Alter bedenkt, nur normal.

In den Straßen werden Gräben ausgehoben, und alle machen mit, keiner drückt sich.

In den einzelnen Stadtvierteln werden die Männer mit Autobussen abgeholt. Ein Unteroffizier ruft an Hand einer Liste jene auf, die in den Krieg müssen, und bevor sie abfahren, wird noch einmal kontrolliert. Es stellt sich heraus, daß sich sieben oder acht Männer dazugeschmuggelt haben, obwohl man sie nicht aufgerufen hat. Kein schlechtes Zeichen, wenn vor einem Krieg keiner zu kneifen versucht, denke ich.

Als ich dann nach Belgrad abfliege, habe ich immer noch die Hoffnung, daß man den Krieg in letzter Minute verhindern wird. Zwei Tage später habe ich dann von Belgrad aus einen Flug nach Caracas.

Und noch im Flugzeug lasse ich die Eindrücke aus Israel an mir vorbeiziehen: die schmalen Straßen von Tiberias, die Esel, die Araber, die maurischen Frauen, die Juden, die christlichen Araber, den Basar, die Wasserverkäufer, das Leben in den Straßen, vor denselben Häusern, denselben Brunnen, mit denselben Geräuschen und Gesängen wie vor zweitausend Jahren, als Jesus zum Jordan ging.

Caracas. Rita ist mich abholen gekommen und sagt ganz erleichtert:

»Wie leicht hättest du in den Krieg hineingezogen werden können!«

»Krieg? Wieso Krieg, Rita? Wir müssen hoffen, daß er noch in letzter Minute verhindert wird.«

»Zu spät, Henri, er hat vor drei Stunden begonnen.«

In sechs Tagen ist alles vorbei. Ritas Mutter ist zum Glück nichts geschehen. Wir sind im Juli 1967, alles ist wieder in Ordnung.

Das Geschäft geht gut, Rita und ich sind glücklich. Auch an die Zukunft kann ich jetzt ohne Sorgen denken, denn wir haben es uns so eingerichtet, daß wir, wenn alles gutgeht, einen angenehmen Lebensabend haben werden. Ich habe mich schon seit einigen Jahren mit diesem Problem beschäftigt, denn wir sind nicht mehr in dem Alter, wo man von der Hand in den Mund leben kann.

28. Juli 1967. Caracas feiert den 400. Jahrestag seiner Gründung.

Es ist acht Uhr abends. Ich war in der Bar, um die Neonbeleuchtung anzuzünden, und komme eben nach Hause zurück. Wir haben jetzt genau gegenüber vom Lokal eine Wohnung, im sechsten Stock eines modernen achtstöckigen Hauses. Die Balkontür ist offen, die Lampen strahlen, und wir sitzen nebeneinander auf einem breiten Sofa, während der Fernsehapparat läuft.

»Es war ein guter Monat, nicht wahr, Henri?«

»Sehr gut, Liebling, und auch der Juni war gut. Bist du müde?«

»Nein, es geht. Was ist das, mein Gott...«

Ein Ungeheuer erschüttert das Haus, als ob ein führerloser Lastwagen über Feldwege rattern würde, ein Drachen läßt das Haus nach allen Seiten schwanken, von rechts nach links, von vorne nach hinten, die Lampen pendeln wie verrückt, der Boden wird zur Rutschbahn, die Hunde, unsere beiden Hunde, schlittern von einer Ecke in die andere, die Bilder fallen von den Wänden, die Mauern öffnen sich wie reifes Obst, das auseinanderplatzt, der Fernsehapparat explodiert, die Möbel haben plötzlich ein Eigenleben, als hätte man sie auf Rollschuhe montiert, ein metallisches dumpfes Dröhnen kommt aus allen Ecken und schlägt über uns zusammen, das Haus löst sich in seine Bestandteile auf, Maria und die Nachbarn brüllen wie am Spieß, und Rita und ich sitzen noch immer auf dem Sofa, Wange an

Wange, während jeden Augenblick das ganze Haus zusammenbrechen und uns in die Tiefe reißen kann.

Fünfunddreißig Sekunden hat der Spuk gedauert. Ich habe bisher geglaubt, die acht Minuten bei dem Attentatsversuch gegen Betancourt wären die längsten meines Lebens gewesen. Aber gegen diese fünfunddreißig Sekunden sind sie gar nichts.

Kaum sind die Möbel wieder zu Möbeln geworden, kaum spielen die Lampen nicht mehr Metronom, kaum ist der Donner vorbei, stürzen wir schon ins Stiegenhaus, Hand in Hand. So schnell war ich die sechs Stockwerke in meinem ganzen Leben nicht unten, und Maria und die Hunde erreichen zugleich mit uns die Straße.

Dort stehen schon Hunderte von Menschen, alles brüllt durcheinander, vor Angst und gleichzeitig vor Freude, diesem Erdbeben entkommen zu sein, dessen Stärke auf der Richterskala mit 6,7 registriert wurde.

Und alle Leute, die jetzt auf die Straße geflüchtet sind, um nicht von den Häusern begraben zu werden, die wie Palmen im Wind hin und her schwanken, sie drücken uns die Hände, freuen sich, beglückwünschen uns zu dem Wunder, denn unser Haus ist nicht eingestürzt.

Um 20 Uhr 41 kommt das Nachbeben. Es dauert zehn Sekunden.

Niemand wagt sich nach Hause, es kann noch weitere Nachbeben geben, und dann kann das Haus wirklich noch einstürzen. Und so bleibt uns nichts als die Erde unter den Füßen und der Himmel über dem Kopf, hier müssen wir bleiben, essen, schlafen und warten.

Rita und ich gehen doch zu unserer Bar auf der anderen Straßenseite, um dort das Ausmaß der Katastrophe zu erfahren. Nichts, gar nichts. Flaschen sind heruntergefallen, sonst nichts. Das Licht geht, das Telefon funktioniert, und hier können wir auch bleiben, weil nicht wie in der Wohnung gegenüber sechs Stock zwischen uns und dem sicheren Erdboden liegen. Zur Not kann man sogar aus dem Fenster springen, wenn weitere Beben kommen.

»Wir bleiben da, Rita. Hier können wir im Notfall auch noch andere Menschen aufnehmen, wenn sie kein Zuhause mehr haben.«

Und als wir den Schock überwunden haben, küssen und umarmen wir uns immer wieder. Maria umarmt die Hunde, wir umarmen Maria und die Hunde und die Nachbarn und unsere Tochter, die, noch ganz bleich vor Schreck, angelaufen kommt.

Später gehen wir wieder auf die Straße hinaus, wo sich Einzelheiten über das Unglück in Windeseile verbreiten. Häuser sind eingestürzt. Welche eigentlich? Dieses, dann noch dieses dort, das andere am Ende der Straße, und das große, Sie wissen ja, und dieses kleine hier auch. Und auf Schritt und Tritt findet man riesige Steinhäufen: alles, was von manchen stolzen Gebäuden mit zwölf oder fünfzehn Stockwerken geblieben ist. Auch die Feuerwehr ist schon da und sucht in den Trümmern, ob es nicht doch wie durch ein Wunder Überlebende gibt. Ein Haus auf der Plaza Altamira, ein riesiges Haus, ist in der Mitte auseinandergebrochen. Der eine Teil ist völlig zerstört, bis auf die Grundmauern zusammengestürzt, der andere wie durch ein Wunder noch aufrecht, aber er hängt schief in der Luft und kann von einem Augenblick zum anderen wie ein Kartenhaus zusammenfallen. Hier befand sich die Frau meines Freundes Jean Maille de Trévanges, eines Vertreters der französischen Presseagentur AFP in Caracas. Sie war allein in der Wohnung, Jean hatte der Erdstoß auf der Straße überrascht, während er gerade nach Hause fuhr. Sie hatte das unwahrscheinliche Glück, in dem aufrecht gebliebenen Teil des Hauses zu sein, und rettete sich rechtzeitig.

Ich zürne dem lieben Gott, daß er uns eine solche Schweinerei besorgt hat. Da sehe ich zwei unserer Freunde, die Brüder Ducourneau. »Nun, euch ist auch nichts passiert! Bravo!«

Aber sie kommen nur schleppend langsam auf mich zu, ihre Gesichter todernst, mit Tränen in den Augen.

»Henri, Rita, seht ihr diesen Trümmerhaufen? Darunter liegen Mama, Papa, unsere Schwester, ihr Kind und unser Hausmädchen.«

Wortlos schließen wir sie in die Arme, mehr können wir nicht tun.

Wir ziehen uns von dem Ort des Grauens zurück. »Danken wir Gott, daß er so großmütig zu uns war.« Mehr kann ich zu Rita nicht sagen.

Am nächsten Tag erst werden die zahlreichen Tragödien bekannt, die sich hier und dort ereignet haben. Ich erinnere mich an die Geschichte der Familie Azerad, die im achten Stock des Edificio Neveri wohnte.

Der Vater, die Mutter und ihre vier Kinder saßen bei Tisch, als beim ersten Beben das ganze Haus zusammenfällt. Die Mauern donnern zusammen, und die ganze Familie findet sich unter Trümmern begraben wieder, in der gleichen Sitzordnung wie noch wenige Sekunden vorher: die Mutter und drei Kinder auf der einen Seite, vom Vater und dem vierten Kind durch einen riesigen Betonblock getrennt. Sie waren nicht einmal sofort tot, und das Ende muß gräßlich gewesen sein.

Das Ehepaar hat nicht einmal das Bewußtsein verloren, und sie sprechen miteinander, obwohl sie sich in der Dunkelheit nicht sehen können. Der Mutter wurde der Brustkorb eingedrückt, und sie muß machtlos zusehen, wie die drei Kinder sterben, die neben ihr liegen. Eines war nur acht Monate alt. Nach einer Weile sagt sie zu ihrem Mann: »Der Kleine ist gestorben.« Und wenige Stunden später: »Die beiden anderen auch.« Und dann wird es still, sie antwortet nicht mehr. Auch sie ist nun tot.

Jean-Claude Azerad, der Vater, und Rémy, das vierte Kind, werden zweiundsiebzig Stunden später gerettet. Dem kleinen Rémy muß man ein Bein amputieren, der Vater wird mehrmals operiert, er hat zahlreiche Brüche und eine Nierenverletzung. Die erste Operation findet in Caracas statt und wird von Doktor Benaim vorgenommen, der über Telefon und Telex Anweisungen von Professor Hamburger entgegennimmt, einem Spezialisten der Nierenchirurgie am Necker-Spital in Paris. Er wird gerettet, aber es dauert Wochen, bis er wieder etwas Lebenswillen hat. Nur der Gedanke an seinen Sohn Rémy erhält ihn am Leben.

Mehr als eine Woche lang schliefen die Leute in ihren Autos oder auf Parkbänken, und immer im Freien. Von Zeit zu Zeit erzitterte die Erde noch ganz leicht, dann wurde es wieder ruhig. Und mit der Ruhe kam auch wieder das Vertrauen, die Leute zogen von der Straße weg wieder in ihre Wohnungen. Auch bei uns war es nicht anders.

Wir haben durch das Erdbeben doch mehr verloren, als wir anfangs angenommen hatten, stellt sich bald heraus, vor allem geht auch das Geschäft schlechter. Ich hatte es mir angewöhnt, am Ende eines jeden Monats einen Teil unseres Geldes für später auf die Bank zu legen, aber im August ist diese Summe so klein, daß ich beginne, mir ernstlich Sorgen zu machen. Denn ich bin schließlich fast einundsechzig.

Was könnte ich nur tun, um wieder zu Geld zu kommen? Alle meine alten Pläne gehe ich noch einmal durch, die Geschichte vom Langustenfang in Guayana, die Möglichkeiten der Forellenzucht, das längst vergessene Fischmehl, Haifischfang und was nicht noch alles. Was könnte ich tun, um nicht nur unser tägliches Leben zu sichern, sondern auch für später vorzubauen? Irgend etwas muß ich finden, aber was?

Noch vor dem Erdbeben hatte sich etwas ereignet, das mir zu denken gab, aber ich hatte diesen Zwischenfall natürlich längst vergessen.

Am 11. Juli 1967 war Albertine Sarrazin an den Folgen einer Operation gestorben. Nun lese ich ja seit Jahren keine französischen Zeitungen mehr, und so hatte ich vorher nicht gewußt, daß diese junge Frau ein Erfolgsautor gewesen war. Sie hatte ihren Ausbruch aus einem Gefängnis und das Leben in der Haft in zwei Romanen erzählt und damit, vor allem mit »Astragal«, viel Geld verdient. Das arme Mädchen habe nicht genug Zeit gehabt, dieses neue Leben auch zu genießen, hieß es in dem Artikel, den »El Nacional«, eine bekannte und seriöse Zeitung Venezuelas, Albertine Sarrazin widmete.

Und was ist, wenn *ich* meine Abenteuer niederschreibe?

»Rita!«

»Was ist?«

»Ich werde ein Buch über mein Leben schreiben.«

»Das sagst du seit fünfzehn Jahren, und jedesmal heißt es dann, wenn ich, Papillon, meine Memoiren veröffentliche, so wird das wie eine Bombe einschlagen. Weißt du, ich glaube, diese Bombe hat einen Fehlzünder! Ich glaube nicht mehr daran, mein armer Henri.«

Natürlich hat sie recht, meine Rita! Jedesmal wenn wir mit Freunden einen Abend verbringen und ich ins Erzählen komme, findet sich einer, der mir sagt: »Henri, diese Geschichte mußt du einfach niederschreiben.« Und jedesmal gebe ich ihnen die gleiche Antwort: »Eines Tages werde ich es auch tun, und das wird wie eine Bombe einschlagen!«

»Du wirst sehen, diesmal mache ich es wirklich!«

»Versprich es nicht, Henri, du tust es ja doch nicht.«

Ich habe es dann auch nicht gemacht.

Warum? Vor allem, weil ich mich nicht für fähig halte, so etwas zu tun. Ich bin überzeugt, daß ich nicht richtig schreiben kann. Sprechen: ja. Geschichten erzählen: wahrscheinlich besser als viele andere. Aber zwischen einem guten Erzähler und jemandem, der das auch zu Papier bringen kann, ist doch ein gewaltiger Unterschied. Jedenfalls lasse ich die ganze Angelegenheit wieder fallen und denke nicht mehr daran.

Zwei Monate nach dem Erdbeben, im September, haben wir die Arbeiter im Haus, um die Schäden zu reparieren, und Maria schickt mich in den Keller, um alte Zeitungen für die Maler zu holen. Und da fällt mir eine alte Nummer von »El Nacional« in die Hand. Wieder ist von Albertine Sarrazin die Rede.

Armes Kind! Zwei Monate ist es also schon her, denke ich mir. Selbst wenn ich nicht reich bin, mir geht es doch besser als ihr.

Und du hast es nicht einmal versucht, sie zu schreiben, deine Memoiren, du warst von Anfang an zu feige dazu! Nein, Papi, das ist nicht richtig. Aber ich habe doch so viele Ausreden vor mir selber! Niemand kennt hier meine Vergangenheit, meine Tochter arbeitet seit sieben Jahren an der britischen Botschaft, und Rita und ich gelten als ehrliche Lokalbesitzer ohne Vergangenheit. Mit Ausnahme einiger hoher Beamter der Polizei weiß

niemand etwas, und warum sollte ich mir das alles antun? Und dann erst in Frankreich! Was sollen meine Schwestern denken, meine Neffen, und erst Tante Ju? Und schließlich ist es schwer, richtigen Erfolg zu haben, vor allem in der Literatur. Nein, Papi, das mit den Memoiren ist lauter Gewäsch. Wenn du aus deiner Lage herauswillst, nicht nur für morgen und übermorgen, sondern auch für dein Alter, dann mußt du etwas anderes unternehmen. Was, das ist piepegal. Jedenfalls muß etwas geschehen! Das ist für mich zur fixen Idee geworden, und ich beschließe ernsthaft, etwas zu unternehmen.

Wenig später gehe ich durch die Straßen von Caracas, Albertine Sarrazin ist längst vergessen und die Idee vom Erfolgsschriftsteller Papillon auch. Wie Rita mir immer sagt, haben meine Memoiren das eigenartige Schicksal einer Bombe, die weder zu explodieren droht noch je Unheil stiften kann, weil sie eben nie fabriziert worden ist.

Plötzlich komme ich an der französischen Buchhandlung vorbei und sehe in der Auslage ein Buch und auf dem Buch eine rote Schleife: »Bisher 123 000 Exemplare verkauft.« Und die Schleife verdeckt nicht den Titel: »Astragal.«

Teufel noch mal, 123 000 verkaufte Bücher! Was kostet eines? Dreißig Bolivar, das sind etwa sechs Dollar, und die investiere ich jetzt, um Albertine zu lesen.

Sie muß doch bei jedem einzelnen Buch ganz schön verdienen, denke ich mir, und hat es sicher nicht nötig gehabt, mit ihrem Julien betteln zu gehen.

Und ich habe den »Astragal« gelesen und war vom »Astragal« begeistert. Aber was war es eigentlich, was mich so in den Bann zog? Die Abenteuer oder der Gesang der Sprache? In puncto Abenteuer ist kaum was los, beim Ausbruch bricht sie sich das Bein, dann findet sie Julien und verliebt sich in ihn, er hilft ihr, sich zu verstecken, und wie alles ins richtige Lot zu kommen scheint, wird sie geschnappt. Also das kann es nicht sein. Aber geschrieben ist es herrlich! Das ist nicht nur irgendeine Beschreibung, nein, der »Astragal« ist ein Meisterwerk!

Aber wer liest schon Meisterwerke?

Wer kann sich an schönen Worten, an geschwungenen Sätzen begeistern?

Wer geht schon in die Oper? Eigentlich wenig Leute!

Ja, dieses Buch ist wie eine Oper. Und 123 000 Personen finden an diesem Mädchen mit dem gebrochenen Fuß etwas und geben dafür Geld aus. Mit dem Geld hat sie sich ohne Zweifel ein ordentliches Bankkonto eröffnet und hätte sich ein Haus kaufen können! Zwanzig Prozent gebe ich ihr vom Verkaufspreis, als ob ich der Verleger wäre, dabei habe ich damals von Verlagen noch keine blasse Ahnung.

Nachdem ich den Schmöker endlich beiseite gelegt habe, bin ich nicht wenig erstaunt, daß es Weiber gibt, die im Knast ihre Matura machen und studieren können und dazu noch so komplizierte Wörter verwenden, ohne je in ein Wörterbuch hineinzusehen.

Papi, stell dir doch vor, daß du hundertmal, nein, tausendmal mehr erlebt hast als sie und wenn du das niederschreiben könntest, du nicht 123 000 Bücher verkaufen würdest, sondern zehnmal mehr. Sicher, aber dazu muß man auch schreiben können, und Schreiben, das ist wirklich nicht dein Fall.

Und wenn ich den Leser nicht in schöne Sätze einlulle, nicht so ordentlich schreibe? Wenn ich ihn aufrüttle? Was ist, wenn ich nicht schreibe, sondern einfach zu ihm rede?

Reden, warum eigentlich nicht. Das wenigstens habe ich schon einmal vor Publikum getan, und ich weiß, daß es gut angekommen ist.

»Rita, du hast nicht zufällig den Brief von ›Europe 1‹ aufgehoben? Weißt du, den alten, es muß 57 oder 58 gewesen sein?«

»Doch, natürlich habe ich ihn noch!«

»Gibst du ihn mir, bitte?«

Wenig später habe ich ihn in der Hand.

»Was willst du damit, Henri?«

»Ich will ihn noch einmal lesen, vielleicht gibt er mir genug Mut, um mein Buch zu schreiben.«

»Die Bombe? Sollte sie doch noch explodieren?«

Da ist der Brief:

»EUROPE NR. 1
RADIO-TELEVISION

22. Januar 1958

Herrn Henri Papillon
Caracas, Venezuela

Sehr geehrter Herr Papillon!

Schon seit mehreren Wochen will ich Ihnen diese wenigen Zeilen schreiben, um Ihnen zu gratulieren und mich gleichzeitig bei Ihnen zu bedanken.

Zwar haben mich meine zahlreichen Verpflichtungen zu Jahresende davon abgehalten, doch heute komme ich endlich dazu. Mein Freund Carlos Alamon, den ich soeben in Paris wiedergetroffen habe, fliegt morgen nach Caracas und wird Ihnen meinen Brief übergeben.

Sie haben freundlicherweise dem Interview zugestimmt, um das Pierre Robert Tranié Sie gebeten hatte, einer der sieben journalistischen »Globetrotter«, die in unserem Auftrag die ganze Welt bereist haben. Ihre Persönlichkeit hat dem Interview solche Farbe und Überzeugungskraft verliehen, daß wir es über Europe 1 ausgestrahlt haben, wo es nicht nur unsere Hörer begeisterte, sondern auch als beste aller eingebrachten Reportagen bezeichnet wurde und Tranié damit den ersten Preis gewonnen hat. Ich bin überzeugt, daß wir in erster Linie Ihnen »bravo« zu sagen haben, und niemand zweifelt daran, daß Ihr Beitrag großen Widerhall gefunden hat. Ich hoffe mit Ihnen, daß er der Sache Ihrer Kameraden und Freunde dienen wird, die wie Sie selbst ihre Fähigkeit bewiesen haben, sich wieder in die Gesellschaft einzugliedern.

Noch einmal also bravo! und vielen Dank dafür, daß Sie es uns ermöglicht haben, bei unseren Hörern Interesse und Mitgefühl hervorzurufen.«

Unterschrieben war der Brief von Louis Merlin persönlich, dem Direktor von »Europe 1«.

Wenn ich mich also hinsetze und zu erzählen beginne, so interessiert das nicht nur meine Frau, meine Neffen und Nichten und Freunde, sondern auch die Hörer einer so großen Radio-station wie Europe 1!

Sieben Journalisten reisen zwei Monate kreuz und quer durch die Welt; wenn man pro Woche und Mann ein Interview rechnet, so sind das sechsundfünfzig, und gerade du, Papi, hast das Beste gegeben. Die Sache mit dem Buch hat eine Chance, muß sie haben!

Also dann hinein, kopfüber ins neue Abenteuer!

Viel nachzudenken gibt es nicht, ich werde einfach so schreiben, wie mir der Schnabel gewachsen ist.

Also muß ich sprechen, bevor ich schreibe.

Schon am nächsten Tag kaufe ich bei Sears, dem großen Kaufhaus von Caracas, das schönste Magnetophon, das sie haben. Auf Pump natürlich, aber immerhin 500 Dollar.

Und dann geht es los, ich rede und rede, und man kann mir ruhig glauben, daß ich einige Meter von dem Band verbrauche!

Nachts wird hineingesprochen.

Morgens wird hineingesprochen.

Nachmittags wird hineingesprochen.

Und es wird so viel hineingesprochen, daß ich die Stimme verliere und aufhören muß, ob ich will oder nicht.

Damit habe ich wenigstens Zeit, das Gesprochene niederzuschreiben, und bin wahnsinnig stolz, voll und ganz überzeugt, etwas sagenhaft Herrliches produziert zu haben. Manche Stellen hat sich Rita angehört und dabei geheult wie ein Schloßhund. Also wenn ein Mann seine Frau mit Geschichten zum Heulen bringt, die sie ohnehin schon auswendig kennt, dann hat er gewonnen. Es kann nicht mehr schiefgehen!

So hatte ich es mir vorgestellt. Aber als dann alles auf dem Papier war — eine Scheiße besten Kalibers!

Ich kann es einfach nicht verstehen, es geht mir nicht ein.

Ich lese die zweiundfünfzig Seiten noch einmal, gebe sie Rita

zu lesen, und nachdem wir sie dann zusammen noch ein drittes Mal gelesen haben, steht es fest, es ist nicht daran zu rütteln: es ist eine Scheiße.

Also Ende. Noch am selben Nachmittag habe ich Clotilde geholfen, das herrliche Magnetophon in ihrem Auto zu verstauen, ich wollte nichts mehr davon hören und es nicht mehr sehen. Zum Teufel mit den 500 Dollar! Für sie war es ein herrliches Geschenk, für mich eine wahre Erleichterung.

Dabei habe ich noch das Glück gehabt, daß meine Stimme nach 52 Seiten ihren Geist aufgegeben hat, sonst hätte ich wochenlang gesprochen.

»Reden wir nicht mehr davon, Rita-Liebling. Vorbei mit dem Reichtum, der Villa und dem Bankkonto; Jean-Jacques Pauvert, der Verleger, kann wieder ruhig schlafen, es wird keine Konkurrenz für Albertine Sarrazin und ihren »Astragal« geben.«

November ist es mittlerweile geworden, und ich kann mir den Kopf zerbrechen, soviel ich will, ich finde keine Möglichkeit, zu Geld zu kommen.

Ich habe die verschiedensten Freunde, und so kommt es vor, daß man mir die verrücktesten Vorschläge macht. Einer meiner Freunde hat in Venezolanisch-Guayana einen Grundbesitz und weiß, daß es dort in der Gegend ein bißchen Gold gibt. Er meint, man könnte leicht eine Mine »entdecken« und sie dann abstecken und gesetzlich anmelden, bis sich ein Trottel findet, der sie kauft. Es ist kinderleicht, sagt er. Man braucht nur einige Gewehrpatronen mit Goldstaub füllen und sie in den Boden schießen, damit der Käufer eine ordentliche Bodenanalyse bekommt, wenn er sich einen Geologen engagieren sollte. Leider muß ich ihm vorrechnen, daß bei nur hundert solchen Gewehrschüssen die Ausgaben bereits gepfeffert sind. Was ist nämlich, wenn sich kein Käufer findet?

Die ersten Hefte von »Papillon« habe ich in unserer »Scotch-Bar« im Hinterzimmer geschrieben.

Seit einiger Zeit hat sich das Nachtleben von Caracas verändert. Kleine Banden von Jugendlichen kommen immer häufiger,

sie können keinen Alkohol vertragen und möchten Stunk machen. Nach dem zweiten, dritten Mal habe ich begriffen. Wenn alles in Ordnung gehen soll, muß ich in der Bar sein, aber ohne mich im Saal ständig sehen zu lassen. Ich lasse mir ein kleines Büro einrichten, und so bin ich da, wenn es nötig wird, und habe meine Ruhe, wenn sich nichts tut. Zuerst nehme ich mir immer nur Zeitungen und Geschäftspapiere mit. Aber eines Tages liegt ein Heft auf meinem Schreibtisch, ein ganz gewöhnliches Schulheft, am Rücken mit Spiralfedern zusammengehalten, wie man es verwendet, um die täglichen Ausgaben zu notieren. Und mir ist langweilig.

Und obwohl ich sicher bin, daß wieder alles im Abfalleimer landen wird, schreibe ich das erste Heft voll.

Vorgelesen habe ich die einzelnen Stücke meiner Frau, Clotilde und meinem Schwager erst dann, als das Heft vollgeschrieben war und sie an einem Sonntag zum Essen kamen.

Und es hat sie so gefesselt, daß sie sogar vergessen haben, im Fernsehen »5 und 6« anzuschauen, eine Art Pferdewette, bei der man mehr als eine Million Bolivar gewinnen kann — die heimliche Hoffnung von dreihunderttausend Spielern, die sich Sonntag für Sonntag daran versuchen.

Einen solchen Erfolg meiner ersten Lesung hatte sogar ich nicht erwartet, und so beginne ich mit frischem Mut das zweite Heft. Es muß einfach gut ausgehen, wir sind alle hundertprozentig davon überzeugt. Und dann kommen doch wieder die Zweifel. Sind sie nicht alle nachsichtig, weil sie zur Familie gehören? Es wäre wirklich blöd, einfach so weiterzutun, ohne die Sache anderen Leuten zu zeigen.

Gesagt, getan. Eine Flasche Whisky, eine Flasche Pastis und ein dickbauchiger Chiantikrug — alles steht an einem Samstag bereit, denn jetzt kommen Fremde, um ihr Urteil abzugeben. Ein Lehrer, den ich auch dazugebeten habe, sagt mir, in welcher Eigenschaft sie eigentlich hier sind: als Lektoren.

Ich bin jetzt schon aufgeregt. Um sechs sollen sie kommen, und es ist erst vier. Und was ist, wenn sie sich über mich lustig machen?

Hoffentlich sind sie wenigstens ehrlich, denke ich mir. Die Auswahl sollte es garantieren. Zuerst einmal sind da zwei ehemalige Sträflinge, die jetzt ein geruhames bürgerliches Leben führen. Für mich sind sie wichtig, weil sie sich in der Welt eines Papillon auskennen. Ein Ingenieur, bekannter Wirtschaftsfachmann, der sogar einmal Mitarbeiter von Laval gewesen war. Ein Friseur, ein echter Bücherwurm, der die Bücher von Albertine Sarrazin von A bis Z kennt, dann noch ein Französischlehrer, ein Professor von der Universität Caracas, ein Judokämpfer aus Limoges, ein Industrieller der Chemiebranche aus Lyon und ein Pariser Zuckerbäcker, alles Franzosen.

Keiner hat gekniffen, fast alle waren sie pünktlich. Nur der Französischlehrer kam erst, als die ersten zwanzig Seiten bereits gelesen waren.

Mir ist vor Aufregung schon die Kehle trocken, und niemand hat etwas gesagt, die Gesichter haben nichts erkennen lassen. Jetzt ist wirklich die Stunde der Wahrheit. Als dann endlich auch der letzte eintrudelt, kommt wieder etwas Leben auf, Sessel werden gerückt, man hustet sich aus. So, ein Glas noch für ihn, dann sitzt auch er, und es geht weiter.

»Ich fahre fort, meine Herren.«

»Nein«, sagt der Universitätsprofessor. »Ich bestehe darauf, daß Henri uns den Beginn noch einmal vorliest. Erstens will ich, daß Sie das hören, mein lieber Kollege, und zweitens haben dann auch wir das Vergnügen, den Beginn noch einmal zu genießen. Alles einverstanden?«

Alles einverstanden. Und da hatte ich wieder Sonne im Herzen. Mehrere Stunden hat es gedauert, und während dieser ganzen Zeit haben sie nichts gegessen und auch kaum getrunken. Man sollte glauben, daß es sie wirklich interessiert.

Spätabends sind wir dann noch alle ausgegangen. Ich habe sie in ein Restaurant gebeten, genau gegenüber von unserer Scotch-Bar, und schnell noch einen Sprung zu uns hinüber in die Bar gemacht, bevor ich mit ihnen zu essen angefangen habe. Ich war so begeistert, daß ich Rita hinter der Kasse hervorzog und in unser kleines Büro zertrte, um es ihr allein zu sagen:

»Liebling, jetzt habe ich gewonnen, ja, ich spüre, es ist soweit. Die Bombe wird hochgehen, und du wirst sehen, was sie für einen Wirbel macht!«

Und dann lasse ich sie allein, während sie vor Freude Tränen vergießt, um schnell zu meinem »Lektorenkomitee« zu kommen, bevor das Essen beginnt. Und während wir eine herrliche *parrillada* verzehren, schnappe ich von links und rechts die Brocken auf.

Die Kumpel: »Ich muß dir sagen, ich bin jetzt noch ganz weg, wirklich.«

Der Ingenieur: »Es ist lebendig geschrieben, hat keine Längen und liest sich leicht.«

Die beiden Professoren: »Sie sind wirklich sehr begabt.«

Der Judokämpfer, der Bäcker und der Industrielle sind alle drei der Ansicht, ich muß unbedingt weitermachen, der Erfolg wäre mir sicher.

Der Friseur: »Wenn du das ganze Buch so wie diese zwei Hefte machen kannst, ist das phantastisch.«

In zweieinhalb Monaten habe ich 13 Schulhefte vollgeschrieben, und ich weiß, daß es immer noch gut ist, denn die Mitglieder des »Lektorenkomitees« streiten sich darum, wer den Text als erster lesen darf.

Im Januar 1968 war ich fertig, die Hefte liegen alle da, und ich lese sie so oft, daß ich sie beinahe schon auswendig kenne.

Ja, die Hefte sind da, auf meinem Schreibtisch, zu Hause. Na und? Sie sind da, das ist alles. Und was soll ich jetzt damit tun? Man kann schließlich keine handgeschriebenen Schulhefte verschicken. Und an wen überhaupt? Und wenn ich mir nicht einen Durchschlag behalte, kann der erstbeste Trottel daherkommen und das Geld einstecken — wenn es Geld gibt.

Also das ist wirklich die Höhe! Jetzt habe ich mein Buch geschrieben und weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Also nachdenken. Zuerst einmal muß es in drei Exemplaren getippt werden.

Und die Arbeit meiner »Sekretärinnen«, einer Jugoslawin, einer Russin, einer Deutschen und später auch eines Mädchens

aus Martinique, ist so, daß Castelnau später in seinem Vorwort schreiben wird: »... dessen Abschrift von begeisterten, häufig wechselnden und nicht immer sehr französischen Stenotypistinnen getippt worden ist.«

Ja, er hat recht, nicht immer sehr französisch, aber dafür waren sie immer begeistert. Als ich eines Tages leise in ihr Arbeitszimmer hineinkomme, sehe ich, wie die Kleine aus Martinique vor ihrer Schreibmaschine steht und mit großen Gesten die Szene nachspielt, die sie eigentlich schreiben sollte...

Langsam wird die Sache auch recht teuer, Magnetophon, Schreibmaschine, Whisky, Einladungen für mein »Lektorenkomitee«, Papier, Gehälter, das alles summiert sich und wird immer mehr. Nach der Niederschrift auf der Maschine sind es sechshundertzwanzig Seiten. Bei vierzehn Seiten am Tag hat das Ganze acht Wochen gedauert. Bisheriger Kostenpunkt: dreitausendfünfhundert Dollar. Gott sei Dank haben wir sie überhaupt, und Rita beruhigt mich jedesmal. Auch wenn es keinen Verleger findet, sagt sie, ist es doch ein herrliches Weihnachtsgeschenk für Tante Ju und meine beiden Schwestern.

»Nein«, antworte ich ihr, »es ist nur für zwei von den dreien. Eines ist für dich. Und schließlich weiß man ja nie, vielleicht ist es besser, ein Exemplar zu behalten.«

Und da sitze ich nun vor dreimal sechshundertzwanzig Seiten und fühle mich genauso beschissen wie vorher.

Die Hefte waren mein Eigentum gewesen, sie hatten nur mir allein gehört, sie waren von meiner Hand, und ich hatte sie wie in Trance geschrieben. Eine Handschrift ist ureigene Angelegenheit der Person, die die Buchstaben und Zeichen auf ein Blatt Papier malt. Niemand kann diese Buchstaben genauso nachmachen, und in diesem Gekritzel kennt sich nur der Schreiber so gut aus, daß er ohne zu zögern die Worte erkennt, die Sätze — das ganze erzählte Leben, das mich beim Schreiben so gefangen nahm, daß ich alles noch einmal miterlebte, mit mir selbst mitfühlte.

Die Hefte gehörten nur mir, aber wenn die Stenotypistinnen einmal die Sätze in Anschläge einer Schreibmaschine verwandelt

haben, dann wird Stil plötzlich etwas Bedeutendes und Wichtiges. Schon gehören sie einem nicht mehr. Nicht mehr nur einer Person, das ist sicher. Jedes einzelne dieser Blätter kann vor Gericht gestellt werden, mit Lesern als Geschworenen, und der Autor kann sie nicht einmal mehr verteidigen. Das Urteil des Lesers kennt keine Berufung, es ist endgültig.

Und wie findet man überhaupt einen Verleger? Kann dieses Buch überhaupt einen Verleger interessieren? Wie soll ich das wissen? Wie soll ich bis zu ihm kommen? Langsam, Papillon, denken wir nach. Das Buch hat der Familie gefallen, die Mitglieder des »Lektorenkomitees« haben es für gut befunden, dazu haben es noch positiv beurteilt: alle meine venezolanischen Freunde, die Französisch können, ein ehemaliger Botschafter dieses Landes, Hector Santaella, sogar ein so blasierter Kerl wie Jean Maille de Trévanges, und schließlich auch ein bekannter Kommunist, Hernani Portocarrero.

Und was bedeutet das alles? Eigentlich gar nichts.

Vielleicht hat ihnen das Abenteuer an sich gefallen, und das heißt noch lange nicht, daß es dem Publikum auch als Buch gefallen muß. Also seien wir nicht eingebildet! Man müßte es anbieten und gleich sagen: »Wenn es Ihnen nicht gefällt, vielleicht können Sie es umschreiben lassen?« Oder soll ich es gleich im vorhinein umschreiben lassen? Aber das ist sicher furchtbar teuer, und wir können nicht schon wieder Geld in diese Sache stecken, solange überhaupt nicht sicher ist, daß das Buch verlegt wird.

Ein flüchtiger Bekannter liefert mir die Lösung franko ins Haus. Er ist auf der Durchreise und wartet bei mir auf Joseph Carita, den Bruder der berühmten Carita-Schwestern, die den Nobelfrisiersalon in Paris führen. Joseph verspätet sich, und so fragt mich der Bursche, ob er sich diesen Haufen beschriebenen Papiers einmal ansehen darf. Er hat nicht einmal bemerkt, daß er zwei Stunden gewartet hat. Und das ist ein gutes Zeichen.

Er hat dann zwei Hefte nach Frankreich mitgenommen. Er hat dort einen Freund, der sie sich ansehen und eventuell umschreiben wird.

Einen Monat lang habe ich jeden Morgen auf den Briefträger gewartet. Er soll mir das Urteil eines Schriftstellers bringen, und ein umgeschriebenes Kapitel, meine »Taubeninsel«.

Jetzt ist er da, der Brief, und auch das Paket, und ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Zuerst den Brief öffnen, oder zuerst das Paket, wo meine Insel nicht mehr »meine Insel« ist. Es ist elf Uhr, ich mache überhaupt nichts auf, sondern warte, bis wir alle bei Tisch sitzen.

Zufällig haben wir Gäste, den Französischlehrer und seine Frau.

»Zuerst den Brief!«

Der Schriftsteller schreibt mir, meine Hefte haben ihn sehr interessiert, und er verspricht mir, aus meinen Memoiren ein gutes Buch zu machen, gut geschrieben, in gutem Französisch. Ein ordentliches Buch, mit echtem literarischen Wert. Dafür will er 50 Prozent meiner Rechte plus 18 000 Franc für seine Arbeit, die Unkosten usw. »Anbei Ihre ›Taubeninsel‹, ich hoffe, sie gefällt Ihnen.«

Totenstill ist es geworden. Mit ganz rauher Stimme lese ich die Taubeninsel »in gutem Französisch« vor. Jetzt sehe ich also endlich, wie meine Erzählung sein muß, um einen Verleger zu finden.

Fertig. Das soll meine Taubeninsel sein? Aber das ist doch nicht möglich! Das ist doch nicht mehr meine Insel! Alles ist verloren!

»Aber nein, Henri, *Ihre* Insel ist interessant, Henri, diese da nicht! Sie sehen niedergeschlagen aus«, meint der Lehrer.

»Soll ich es nicht sein, Herr Lehrer, ich bin überrascht, durcheinander, das ist sicher. Es ist ganz komisch, daß meine Leprakranken nicht mehr so aussehen, wie ich sie gesehen habe. Wenn ein Verlag so ist, das ist ja schlimmer als im Bagno. Na, da werde ich höllisch aufpassen müssen! Und sonst ist er auch nicht auf den Kopf gefallen, der Herr Schriftsteller. Fünfzig Prozent will er, mehr nicht! Na, Professor, an dem soll es nicht liegen, mir macht so etwas Spaß, und es beginnt, mich richtig zu interessieren, das Abenteuer ist da. Und ich habe geglaubt, in

diesem besonderen Milieu, in der Verlagswelt wird ein ehrliches Spiel gespielt. Na dann eben nicht, dann werde ich mich eben kopfüber in den Dschungel stürzen, mir wird schon immer was einfallen. Eines können Sie mir glauben: im Dickicht, bei den eleganten und hochdekorierten Geschäftsleuten, die einen nur übers Ohr hauen wollen, da kenne ich mich aus! Wenn es darum geht, seine Karten erst aufzudecken, wenn man schon gewonnen hat, da brauche ich mich nicht zu verstecken!«

Na dann los! Herrlich wird es sein, keinem zu vertrauen! Erstes Gebot: sich selbst als Trottel hinstellen, als einen Landpfarrer, dem man alles andrehen kann, ein bißchen stottern, zurückgeblieben sein — und dabei ganz, ganz scharf nachdenken!

Also komm schon, Verlagswelt, du wirst schon sehen, wer der Stärkere ist!

Wichtig ist, daß alle glauben, der Stil ist Scheiße und muß umgeschrieben werden, selbst wenn er besser als ihr eigener ist.

Und wohin zuerst? Hachette? Plon? Ich kenne nur die zwei! Aber es muß ja andere geben.

»Und warum nicht der Verleger von Albertine Sarrazin?« wirft Clotilde ein.

»Eine gigantische Idee, Kleine!«

Nach dem Essen ruft sie in der französischen Buchhandlung an. Jean-Jacques Pauvert, 8, Rue de Nesle, Paris 6e. Fünf Minuten später schreibt sie schon an dem Brief. Ich bin ein Bagnosträfling, seit 25 Jahren frei, das Erdbeben hat mich ruiniert, und mit 61 ist es nicht so leicht, etwas Neues zu finden, und er hat doch den »Astragal« herausgebracht, und warum sollte er mir nicht helfen und meine Memoiren verlegen, sicher, sie sind nicht gut geschrieben, aber ich bin ja auch kein Profi, und es muß doch leicht sein, bei diesem Stoff ein gutes Buch zusammenzuflickten. »... Der alte Ganove Papillon hat sich nun in Ihre Hand begeben, aber ich spüre, daß ich nicht an den Falschen gekommen bin. Man muß den Menschen vertrauen, und ich werde die Bedingungen annehmen, die Sie für richtig halten, mir vorzuschlagen. Beiliegend einige Auszüge, die ich Ihrem Urteil vorlege.«

Natürlich nur Auszüge, nicht alles. Wer weiß, was sie damit anfangen würden!

Der Brief und die Auszüge werden von mir am 20. August eingeschrieben abgeschickt.

In den Abfalleimer haben sie dein Buch geworfen, Papi, in den Abfalleimer! Es ist schon der 20. September, und noch immer keine Antwort. Sie hätten längst geantwortet, wenn es sie interessiert hätte.

Aber vielleicht ist Pauvert nur auf Urlaub. Schließlich kann sich ein Verleger mit dem Geld seiner Autoren ohne Zweifel einen langen und ausgiebigen Urlaub leisten. Wenn ich am 30. noch immer nichts habe, schreibe ich jemand anderem.

28. September. Ein gelbes Kuvert. Innen ein einfaches Blatt Papier, auch gelb. Wo sind nur meine Brillen?

Rita ist neben mir. »Sie haben also doch geantwortet.«

»Warte«, sage ich, und lese vor:

Sehr geehrter Herr!

Die wenigen Fragmente, die Sie uns zugeschickt haben, sind in unserem Verlag auf großes Interesse gestoßen und bilden den Grundstock einer ausgezeichneten Erzählung.

Sie müßten, falls dies nicht bereits geschehen ist, die Gesamtheit des Buches so redigieren wie jenen Teil, den wir zur Verfügung hatten. So ist der Stil lebendig und direkt. Wir werden das weitere Entstehen Ihres Buches mit großer Aufmerksamkeit verfolgen.

Bevor wir Ihnen jedoch irgendwelche Vorschläge machen können, müßten wir das ganze Buch gelesen haben.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Jean-Pierre Castelnau

Dreimal haben wir den Brief gelesen. Zuerst ich, dann Rita, und dann noch einmal ich, jeden Satz, jedes Wort für sich, jede

Nuance abwägend, als würde ein Notar ein Testament vorlesen, wo jedes Wort von Wichtigkeit ist.

»Ole, mein Kleines! Ole, jetzt geht's los! Es ist schon losgegangen! Und der ... wie heißt er? Ja, der Castelnau, wird schon noch sehen, wie lebendig und direkt meine Geschichten sind!«

»Langsam, Chérie. Sicher, es ist eine gute Nachricht, aber das heißt noch lange nicht, daß dein Buch auch veröffentlicht wird.«

»Liebling, diese Burschen schreiben nicht umsonst, die haben nicht soviel Zeit. Sie haben mir geantwortet, also interessiert es sie. Ja oder nein?«

»Ja, aber...«

»Und dazu noch Komplimente: Es ist lebendig, der Grundstock einer ausgezeichneten Erzählung. Nun? Du wirst doch nicht glauben, daß dieser Ganove von einem Verleger mir umsonst Komplimente macht! Denk doch, je mehr sie dir sagen, daß es gut ist, desto mehr müssen sie dann dafür zahlen. Also denken sie es wirklich. Aber nachdem sie nicht auf den Kopf gefallen sind, sagen sie dir ohnehin nur die Hälfte von dem, was sie meinen. Soll ich dir sagen, Rita, ich, Papillon, ein Sträfling, ein Schriftsteller der Gosse, soll ich dir sagen, was das heißt: lebendig und direkt, Grundstock einer ausgezeichneten Erzählung, schicken Sie zuerst das ganze Buch?«

»Nun?«

»Das heißt: Wir haben drei ausgezeichnete Buchfragmente erhalten. Und wenn alles so geschrieben ist, dann wird es ein außergewöhnliches Buch. Das heißt es!«

»Und du wirst ihnen die 620 Seiten schicken?«

»Wo denkst du hin, ich werde sie selbst hinbringen...«

»Die Reise ist teuer, weißt du.«

»Machen wir ein Spielchen, Kleines, wir sind ja schon mit-tendrin, die Karten sind geteilt. Hör mir zu: wir setzen ein, was wir haben, das Haus, unsere paar Groschen auf der Bank und unseren Kredit hier. Banco solo, verstehst du? Ich halte banco, alles oder nichts. Und hör mir gut zu: dieses Mal werde ich gewinnen! Ich spüre es, ich spiele wieder gegen alle, aber diesmal wird mir das französische Volk was anderes sagen als beim

Prozeß: Da, Papillon, du hast gewonnen! Steck ein, du hast endlich ein banco gewonnen, das erste in deinem beschissenen Leben!«

Diese Reise nach Paris trete ich mit einem kleinen Kofferchen an, dreimal sechshundertzwanzig Seiten Papillon, zusammen dreieinhalb Kilogramm. Das Flugticket haben wir uns auf Pump besorgt.

Ich habe es so eilig, endlich mit dem Verleger zusammenzutreffen, daß mir sogar die Flughafenpolizei in Orly egal ist. Wenn sie mich nur nicht am Flughafen festnehmen, um mir zu sagen, daß ich in Paris keine Aufenthaltsgenehmigung habe! Dann müßte ich in irgendeinem muffigen Büro darum betteln gehen, und etwas Deprimierenderes gibt es schon gar nicht. Aber nach achtunddreißig Jahren sollte ich eigentlich von der Liste der gesuchten Personen schon verschwunden sein.

8, Rue de Nesle, Verlag Jean-Jacques Pauvert. Für mich aus Caracas mit seinen breiten, modernen Avenidas ist das hier nur eine winzige, durch und durch wurmstichige Straße und ein altes, wie von Lepra zerfressenes Haus. Der Innenhof ist genauso drekkig wie die Straße, grobes Kopfsteinpflaster, wie im Paris vor hundert Jahren, ein breites Holztor, das früher einmal Kutschen und Kaleschen Einfahrt gewähren mußte. Und eng, furchtbar eng. Im ersten Stock ist Pauvert. Die Stiege, alt, mit hohen Stufen, rutschig und ohne Teppich. Die Kälte im Gang — wir haben schon Oktober —, die abgetretenen Stufen, man könnte glauben, ich bin wieder in Caen, die Stiege hier ist wie der dortige Zellenaufgang.

Natürlich, es ist eines der ältesten Stadtviertel von Paris, und ein ganzer Haufen von Kunstverständigen würde das Leben dafür geben, daß nur ja kein Stein hier verändert wird. Für einen Burschen wie mich, der aus Südamerika kommt, seine »Bombe« unter den Arm geklemmt, sieht es nach allem aus, nur nicht nach *big business*.

Aber im ersten Stock ist die Tür ordentlich, gut gepflegt, wie

bei einem Provinznotar. Und in Kupferbuchstaben: Jean-Jacques Pauvert, Verlag.

Die Tür geht auf Knopfdruck auf. Vor Dieben haben sie hier wenigstens keine Angst. Es gibt ja auch nur Papier zu holen in diesem Loch. Jedenfalls geht die Tür von allein auf, und so etwas flößt Vertrauen ein.

Ich hatte mich von Orly aus telefonisch angemeldet.

»Hallo! Herr Castelnau? Hier spricht Charrière.«

»Charrière, Sie rufen aus Caracas an?«

»Nein, ich bin in Paris.«

»Na so etwas!«

Er hat es gar nicht fassen können. Am Nachmittag soll ich vorbeikommen, und da bin ich nun.

Im Vorzimmer sitzen zwei Leute, mit Manuskripten auf den Knien. Als die Sekretärin mir sagt, ich soll mich auch niedersetzen, hat die alte Dame neben mir sich herübergebeugt und gesagt: »Ich hoffe, Sie haben es nicht eilig, ich warte schon eine gute Weile.«

»Nein, ich habe es nicht eilig.«

Eine Minute später: »Das ist ja unglaublich, daß Sie wirklich hier sind, Monsieur Charrière!«

Vierzig wird er sein, sieht noch recht jung aus, ein nettes Lächeln, anscheinend sympathisch, und mager wie eine Bohnenstange. Er könnte in seinem Anzug Schwimmübungen machen.

»Jean-Pierre Castelnau«, stellt er sich vor und lacht mich dann an: »Also wirklich, das ist unglaublich! Alles hätte ich mir erwartet, nur nicht, Sie hier zu sehen!«

Dann gehen wir in sein Büro. Geheizt, die Einrichtung praktisch und ohne Firlefanz, aber doch durch eine große Bibliothek und viele Bilder und Plakate an den Wänden aufgelockert.

»Ich kann es noch immer nicht glauben, daß Sie hier sind. Sie müssen mich entschuldigen, aber nach meinem Brief hatte ich den restlichen Text erwartet, nicht den Autor!«

»Es wundert Sie, daß so ein ruiniertes Kerl nur auf einen Brief hin, der nichts verspricht, von Caracas bis hierher kommt, stimmt's?«

»Ja«, sagt er lachend, »das gebe ich zu.«

»Es stimmt, daß es mir dreckig geht, aber sehen Sie, die Miete und das Telefon kann ich gerade noch abzweigen.«

»Wichtig ist jetzt, daß Sie überhaupt hier sind. Jean-Jacques wird sich freuen. Haben Sie das Manuskript? Ist es fertig?«

»Das Manuskript habe ich, und es ist fertig.«

»Haben Sie es mit?«

»Nein, ich bringe es Ihnen morgen. Heute wollte ich mir nur einmal alles ansehen.«

Wir reden eine ganze Weile, und dann tritt ein Mann ein. Groß, jung, helle Augen, ein sympathisches Lächeln. »Jean Castelli«, stellt Castelnau vor.

»Sehr erfreut, Henri Charrière. Sie heißen so wie einer der Sträflinge in meinem Buch. Ich hoffe, das stört Sie nicht.«

»Überhaupt nicht«, lacht er. »Ich habe Ihre Auszüge gelesen, und sie haben mir sehr gut gefallen. Meinen Glückwunsch.«

Dann geht er wieder. Nach einer Weile stehe ich auf: »Bis morgen.«

»Wieso, wollen Sie nicht mit mir essen?«

»Danke, heute nicht, morgen dann.«

»Also dann bis morgen, mit allen Heften.«

Ich kehre zu meinem Neffen Jacques zurück, er wohnt in einem Außenbezirk. Er kennt ganz Paris und kennt auch das Literatenmilieu genau, weil er bei »Paris-Match« arbeitet. Und Künstler ist er auch. Jacqueline, seine Frau, ist Innenarchitektin. Ihre beiden Töchter warten schon auf mich. Sie haben eine nette Villa mit einem großen Garten.

»Nun, Onkel, wie war's?« fragt Jacques.

»Ja, also...« — und ich erzähle, Castelnau, sehr sympathisch usw...

»Und Pauvert?«

»Habe ich nicht gesehen.«

»Du hast ihn nicht gesehen?«

»Nein.«

»Ist das gut oder schlecht, glaubst du?«

»Ich glaube, Castelnau kümmert sich um die Manuskripte und

trifft die ersten Entscheidungen. Der *big boss* wird eher wie ein Geschäftsmann arbeiten.«

»Wie meinst du das?«

»Wie bei jedem Unternehmen wird wahrscheinlich jeder Vorschlag zuerst von den Mitarbeitern geprüft, und die sagen dann, daß ihnen dies oder das gefällt, weißt du. Das ist bei einem Buch und einem Kartoffelmesser dasselbe. Und erst zum Schluß tritt der *big boss* in Erscheinung. Und da er dich nie gesehen hat, nie mit dir gegessen oder einen Whisky getrunken hat, gibt es keine menschliche Beziehung zwischen euch. Er hat nie das Buch gelobt, er hat nie gesagt, daß es ihm gefällt, und wenn er jetzt sein Urteil abgibt, so ist das wie mit der Guillotine: ab mit dem Kopf — oder gerettet. Und dann fängt er überhaupt erst mit seinem Blabla an: Wissen Sie, eigentlich ist ja Ihr Buch gar nicht so großartig, und meine Mitarbeiter begeistern sich so schnell, aber den Geldbeutel zücken nicht sie, und das Risiko tragen auch nicht sie. Bei mir ist das anders. Gut, man könnte natürlich versuchen, das Ding doch noch zu schaukeln, vorausgesetzt, Sie geben sich auch mit weniger günstigen Bedingungen zufrieden. — Und glaube mir, der Pauvert, der ist einer von der Sorte.«

»Du bist ziemlich desillusioniert, Onkel.«

»Nein, im Gegenteil, ich bin ein guter Psychologe. Und ich werde dir etwas sagen: Wenn ein Mann wie ich aus der Hölle zurückkommt, nach dem Leben, das er dort geführt hat, wenn dir also so einer dann zwölftausend Kilometer mit dem Flugzeug nachkommt, nur um dir die Erlebnisse seines Leidens zu bringen, wenn du auch nur für ein Gramm Gefühl im Bauch hast oder ein bißchen Menschlichkeit, so kommst du aus deinem Büro, um ihm guten Tag zu sagen, auch wenn du sehr beschäftigt bist; du kommst wenigstens einmal heraus, um ihm die Pfote zu geben. Aber er ist nicht gekommen, und ich brauche kein Traumbuch, um zu wissen, warum. Er wird so sein wie viele amerikanische Manager, die ihr Herz überhaupt nur schlagen hören, wenn die Kasse klingelt. Das kannst du mir glauben.«

Jacques und Jacquotte haben sehr über mich gelacht.

Am nächsten Tag bin ich früh auf den Beinen, weil ich um zehn schon in Paris sein will.

In meinem kleinen Koffer habe ich die sechshundertzwanzig Seiten meines getippten Manuskriptes. Als ich an der Kreuzung Rue de Nesle und Rue Dauphine aus dem Taxi steige, steht Jean-Pierre Castelnau vor mir, am Gehsteig, vor einem Bistro.

Er hat den Mantel an, denn es ist ziemlich frisch, und von wärmenden Fettpolstern kann bei ihm wirklich keine Rede sein. Er hat mich gleich gesehen.

»Ah, da sind Sie ja! Gehen wir einen Kaffee trinken!«

Hat er da auf dem Gehsteig auf mich gewartet? Ach, woher soll ich das wissen, und was geht es mich auch an.

»Na, wie geht's, Monsieur Castelnau?«

»Danke, soso. Ist das das Manuskript, in dem Koffer?«

»Ja.«

Man bringt uns zwei Kaffee.

»Sie erlauben, daß ich es mir kurz ansehe?«

»Bitte.«

Er hat's eilig, der Bursche, es interessiert ihn. Mein kleiner Handkoffer aus Leinen liegt flach auf dem Tisch, der Reißverschluß offen.

Und der so nette und sympathische Castelnau hat auch seinen Kaffee vergessen, er muß schon kalt sein. Mit dem geübten Auge des Profis überfliegt er hier eine Seite, da ein paar Zeilen oder einen ganzen Absatz. Ich sehe mir inzwischen sein Gesicht an, er ist ganz konzentriert, die Augen leicht zusammengekniffen. Castelnau hat mich vergessen, und das ist ein gutes Zeichen.

»Nun, mein lieber Charrière, heute ist Donnerstag, ich werde mir das mitnehmen und das ganze Manuskript über das Wochenende lesen. Kommen Sie am Montag wieder, da werde ich Ihnen sagen können, was wir vom Verlag aus damit tun können. Wir brauchen gar nicht in mein Büro hinaufzugehen, das Wichtigste ist bereits gesagt. O. K.?«

»Gut.«

»Also dann auf Wiedersehen, bis Montag.«

Und das alles sagt er ganz natürlich, mit einem netten Lächeln

und seinem jungen, offenen Blick, während er den Reißverschluß zumacht und meinen kleinen Koffer an sich nimmt. Man sieht ihm direkt an, wie eilig er es hat, mit dem Manuskript allein zu sein.

»Auf Wiedersehen, Monsieur Castelnau, bis Montag!«

Er geht die Rue de Nesle hinauf, zu seinem Büro, und ich zur Metrostation in der Rue Dauphine.

Es ist neblig, aber mir ist nicht kalt, ich habe einen Mantel und außerdem noch eine ordentliche Fettschicht.

Ich steige in ein Taxi, das ist doch angenehmer als die Metro. Erst in meinem Vorortzug komme ich dazu, mir zu überlegen, was sich eigentlich abgespielt hat. Im Taxi hat das Leben in den Straßen und die Geschäftigkeit der Leute noch meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

Hätte er mir nicht eine Bestätigung geben sollen? Aber warum, Papi? Dein Buch ist doch kein gewaltiger Schatz. Aber immerhin, man kann es kopieren, oder Teile davon. Mein Neffe hat mir gesagt, bevor man irgend jemandem ein Manuskript gibt, soll man es bei einer Gesellschaft — ich habe schon vergessen, wie sie heißt — registrieren lassen. Aber ich bin doch kein Schriftsteller! Und kein Mensch kann sich für Papillon ausgeben, den Papillon, den zwölf käsgesichtige Geschworene lebenslang nach Cayenne geschickt haben. Das ist doch nicht dasselbe wie ein echter Schriftsteller.

Aber Achtung, Papi, warum wollte er nicht, daß du mit ins Büro hinaufkommst? Hat er dafür vielleicht einen Grund gehabt? Also, Papi, man muß zwar vorsichtig sein, aber treib es nicht zu weit! Du hast doch gesehen, wie sympathisch und lustig er ist. Er ist doch ehrlich, dieser Castelnau. Ja, ich habe es gesehen, aber ich erinnere mich auch an meinen Ami von der Langustenzeit. Dieses Mondgesicht hat auch wahnsinnig ehrlich in die Gegend geschaut! Nein, er hat dir nur das Stufensteigen ersparen wollen. Hoffentlich.

Auf jeden Fall dauert es nur noch vier Tage, dann weißt du alles. Und gib zu, es ist schon ungeheuer, daß die Nummer eins bei Pauvert dein Buch übers Wochenende lesen will! Wie viele

Manuskripte haben schon dieses Glück, noch dazu, wenn sie von einem völlig Unbekannten kommen, noch dazu, wenn der Unbekannte ein ehemaliger Schwerverbrecher ist.

Das werden vier lange Tage werden, Papi. Geh doch deine Nichte in Saint-Priest besuchen!

Freitag früh fliege ich mit einer Caravelle der Air Inter nach Lyon. Das Flugzeug ist gesteckt voll. Mein Sitz ist unbequem und ich rauche. Neben mir liest eine Frau »France-Soir«. Die Stewardess hat mir zwar gleich nach dem Abflug Zeitungen angeboten, aber ich habe nicht wollen, und jetzt lese ich bei der Nachbarin mit, ohnehin nur die Schlagzeilen, mehr sehe ich nicht ohne Brille, und sie ist noch freundlich genug, mir die Zeitung hinzuhalten.

Zum Teufel, das ist doch nicht möglich! Unter dem Namen Edgar Schneider lese ich einen fetten Titel: »Ist Pauvert von öffentlichem Nutzen?«

Mehr als den Titel kann ich nicht lesen, und die Brille ist in meinem Mantel, oben im Gepäcknetz. Ich will jetzt nicht aufstehen und drei Leute stören, nur um zu meinen Gläsern zu kommen.

Und warum sollte dieser Pauvert überhaupt *mein* Pauvert sein. So große Lettern für einen Verleger? Vielleicht ist es ein Minister?

Trotzdem halte ich es nicht mehr aus.

»Entschuldigen Sie, Madame, aber können Sie mir sagen, wer dieser Pauvert ist?«

»Wollen Sie die Zeitung?«

»Nein, danke vielmals, aber ich habe meine Brillen nicht da. Seien Sie so nett und lesen Sie mir auch die kleinen Buchstaben vor.«

Und das gute Stück tut es.

»Jean-Jacques Pauvert (er ist es, kein Zweifel) könnte sehr wohl durch seine eigenen Gläubiger vor dem Ruin gerettet werden. Was der wohl unkonformistischste Verleger von Paris als einen »kleinen Zwischenfall« bezeichnet, ist in Wirklichkeit ein Minussaldo von 2,7 Millionen Francs...«

»Danke, Madame, vielen Dank. Ich würde gerne die Zeitung haben, wenn Sie sie fertiggelesen haben, ich möchte nämlich den Artikel behalten, er interessiert mich.«

»Kennen Sie Jean-Jacques Pauvert?«

»Nein, schlimmer noch, ich hätte ihn Montag beinahe kennengelernt.«

Sie ist ganz erstaunt, man sieht es ihr an. Und die Caravelle setzt ihre Reise durch die weichen Oktoberwolken fort.

Jetzt muß ich meine Nachbarn doch noch stören, denn vor Aufregung muß ich pissen.

»Pardon, Madame. Entschuldigen Sie, Monsieur.«

Und anstatt stehend zu pissen, setze ich mich auf den Klo-deckel. So, jetzt kann ich besser nachdenken. Da rüttelt jemand an der Tür. Aber sollen sie doch pissen gehen, wo sie wollen, ich brauche jetzt Ruhe.

Na, Papi, jetzt sitzt du wirklich in der Tinte. Kaum hast du einen Verleger gefunden, kaum ist alles in Ordnung, stellt sich heraus, daß gar nichts in Ordnung ist.

Pleite ist er, der feine Herr Pauvert!

Und das Manuskript hat er auch noch!

Deswegen hat wohl der kleine Castelnau auf der Straße auf dich gewartet. Deswegen wollte er nicht, daß du ins Büro hinaufkommst!

Idiot! Das hättest du spüren müssen. Und während du mit Castelnau unten im Bistro gesessen hast, war vielleicht oben schon der Gerichtsvollzieher!

Was soll ich jetzt tun? Der Frau die Zeitung wegnehmen, und sofort zurück nach Paris!

Um 10 Uhr kommt das Flugzeug in Lyon an.

Um 10.20 Uhr habe ich endlich meinen Koffer.

Um 10.30 Uhr habe ich für Paris gebucht.

Um 15 Uhr stürze ich bei Pauvert in den Empfangsraum.

Um 15.01 Uhr bin ich, ohne jemanden zu fragen oder anzuklopfen, im Büro von Castelnau, der gerade mein Buch vor sich liegen hat und mit Castelli darüber diskutiert.

Um 15.06 Uhr habe ich das Manuskript sorgfältig in meinen

kleinen Leinenkoffer gepackt, nicht ohne nachgesehen zu haben, ob auch alle 620 Seiten da sind.

Um 15.07 Uhr gehe ich die Stiegen wieder hinunter, gefolgt von einem völlig verstörten Castelnau, der überhaupt nichts mehr versteht, weil ich ihm keine Erklärung gegeben habe.

Um 15.10 Uhr erklärt mir Castelnau bei einem kleinen Kaffee, daß Pauvert zwar in großen Schwierigkeiten steckt und es dem Pauvert-Verlag gar nicht gutgeht, daß ihn das aber keineswegs hindert, mein Buch in einem seiner anderen Verlage herauszubringen, die alle blühen und gedeihen.

Um 15.15 Uhr erkläre ich Castelnau klipp und klar, daß ich mit dem tüchtigen Geschäftsmann Pauvert nichts mehr zu tun haben will.

Und um 15.20 Uhr beschließen wir, noch am selben Abend um 20 Uhr in der »Coupole« zusammen zu Abend zu essen.

Und an diesem Abend mache ich in Jean-Pierre Castelnau die Bekanntschaft des nobelsten, ehrlichsten und aufrichtigsten Menschen, den ich je getroffen habe.

Beim Whisky erfahre ich, daß er, Castelnau, sich für Albertine Sarrazin und ihr Werk von allem Anfang an sehr eingesetzt hat;

bei den Austern, daß er pleite ist und Pauvert verläßt, weil dieser ihn nicht mehr bezahlen kann, und daß er das bißchen Geld erst viel, viel später erwartet;

beim Fisch, daß Pauvert ihm ein echter Freund ist und ihm umsonst einen kleinen Raum im Hinterhof überläßt, wo er sich ein eigenes Büro einrichten will, bis es ihm nicht mehr so dreckig geht;

beim Steak, daß er zu allem Überfluß noch fünf goldige Kinder, vier Mädchen und einen Buben, und eine nette Frau hat;

beim Käse, daß er doch eigentlich unwahrscheinliches Glück hat, weil sie alle furchtbar nett sind und einander mögen;

beim Dessert, daß er Schulden hat, aber daß das gar nicht so schlimm ist, weil das Schulgeld bezahlt ist und die Kinder für den Winter eingekleidet sind;

beim Kaffee, daß ich ihm mein Manuskript anvertrauen könnte, wenn ich schon von Pauvert nichts mehr hören will;

beim Cognac, daß er sicher ist, innerhalb von sechs Monaten mein Buch zu günstigen Bedingungen an den Mann zu bringen.

»Und welche Garantie kannst du mir geben?«

»Juristisch gesprochen, gar keine. Die Frage ist, ob du mir vertraust, echt und absolut vertraust. Und du wirst es nicht zu bereuen haben.«

Also jetzt bleibt mir die Spucke weg. Entweder ist dieser Bursche der abgebrühteste Gauner, den ich je getroffen habe, oder aber...

»Kann ich dich morgen besuchen? Und wenn ja, um wieviel Uhr?«

»Komm zum Mittagessen, um eins. Geht das?«

»O. K.«

Wir haben dann noch einige Bars abgegrast. Er trinkt ganz gut und verträgt es auch, bleibt nett und freundlich, und man merkt, daß er oft und gerne Whisky trinkt.

»Bis morgen, Jean-Pierre.«

»Bis morgen, Henri.«

Und dann weiß ich nicht mehr, wie es eigentlich geschehen ist, aber plötzlich haben wir beide zu lachen angefangen, als wir uns zum Abschied die Hand geben.

Zu meinem Neffen komme ich erst um ein Uhr früh, die Kinder schlafen längst.

»Du, Onkel? Ich denke, du bist in Lyon! Was ist los? Ist alles in Ordnung?«

»Ja, alles ist in Ordnung. Mein Verleger, oder besser gesagt mein ehemaliger Beinahe-Verleger ist pleite, oder fast.«

Und da haben wir alle drei lachen müssen.

»Wirklich, Onkel, du wirst nie ein Leben wie die anderen führen. Dir passiert auch immer etwas völlig Unerwartetes!«

»Ja, das kann stimmen. Gute Nacht allerseits!«

Und in meinem Zimmer schlafe ich sehr schnell ein und mache mir nicht die geringste Sorge mehr um mein Buch.

Ich könnte nicht einmal erklären, warum, ich spüre es ganz einfach.

Morgen wird man schon sehen, denke ich mir noch vor dem Einschlafen. Ich habe eine ausgezeichnete Nacht verbracht.

Samstag um 13 Uhr steige ich zwei Treppen hoch zu Castelnau. Das Haus ist sauber und sieht recht nett aus, auch die Stufen sind leicht zu bewältigen, für mich recht wichtig, seit ich mir damals in Baranquilla beide Füße gebrochen habe. Draußen regnet es noch immer.

Er hat ja einen ganzen Indianerstamm, der Jean-Pierre!

Zwei hübsche Mädchen, Olivia und Florence, achtzehn und sechzehn, und dann eine längere Pause im Produktionssoll. Marianne, seine Frau, ist nett, und ich merke ihr feines Lächeln, als sie die Kleinen ansieht, die sechs Jahre nach Florence gekommen sind. »Als sie keiner mehr erwartet hat«, sage ich lachend.

Die Wohnung ist groß, gepflegt, sieht bequem aus. Einige alte Möbel deuten darauf hin, daß der eine oder andere, vielleicht auch alle beide aus gutbürgerlicher Familie stammen. Das bemerke ich alles, während wir reden.

Und während des Essens fallen mir zwei weitere sehr wichtige Dinge auf:

— die Kinder können sich bei Tisch benehmen, und sie gehen mit Messer und Gabel genauso gut um wie ihre Eltern, das heißt also, besser als Papillon, der zukünftige Erfolgsautor;

— der Tisch ist rund, und jeder kann den anderen bequem sehen. Die beiden großen Töchter sind nett und helfen ihrer Mama herein- und hinaustragen. Die drei Kleinen vergöttern sichtlich ihren Vater und reden nur, wenn man sie fragt, was in unserer Zeit immer seltener wird. Und Jean-Pierre redet mindestens genauso viel wie ich und läßt den anderen kaum eine Chance, zu Wort zu kommen.

Und was er nicht alles erzählt, der Jean-Pierre: über Albertine Sarrazin, ihre Entdeckung, ihre Erfolge, wie man einen Autor lanciert, wie das ist mit der Presse, dem Radio, den Kritikern. Und diese ganze Reihe von Namen, zu denen er immer etwas zu sagen hat, das alles kommt ihm so leicht von den Lippen, daß ich von meinem zukünftigen Verleger sehr beeindruckt bin.

Zu Hause ist bei ihm alles in Ordnung, seinen Beruf scheint er

aus dem Effeß zu kennen, und was er sagt, klingt immer logisch, nie an den Haaren herbeigezogen. Unseren Pakt haben wir dann im Salon geschlossen:

»Ich vertraue dir mein Buch und meine Interessen an. Du weißt, daß ich es geschrieben habe, um Geld zu verdienen, aus keinem anderen Grund. Und du weißt, warum.«

Er hat ein kleines Lächeln bei seinen Worten: »Man weiß nie ganz genau, warum man ein Buch geschrieben hat.«

»Vielleicht, aber ich weiß es.«

»Du kannst dich auf mich verlassen.«

»Auf Wiedersehen.«

»Auf bald.«

»Hoffen wir's«

Und als ich wieder in meinem kleinen Vorortzug sitze, der mich zu meinem Neffen bringt, ist von Zweifel oder Mißtrauen nicht mehr die Rede. Bei Castelnau ist alles in Ordnung, man kann einfach nicht so eine Familie haben, wenn man im Beruf zweifelhaft ist. Und außerdem ist er klug, denn er hat es verstanden, zu Hause ein Klima der Sicherheit und Geborgenheit zu schaffen, obwohl er super-pleite ist.

Vierzehn Stunden Flug, dann bin ich wieder in Caracas.

»Liebling, ich habe gewonnen!«

»Wirklich, hast du einen Verleger?«

»Mehr noch, viel mehr, man verspricht mir einen überwältigenden Erfolg.«

Oktober geht vorbei, November, Dezember, und zwischen Castelnau und mir kommt es zu einem regelmäßigen Briefwechsel. Er teilt mir mit, wieviel Respekt er vor dem Manuskript hat und vor allem, was ich durch die Abenteuer habe ausdrücken wollen. Er hat mich richtig eingeschätzt: »In Caracas hast Du Dich fragen müssen, ob das nicht alles ein Traum war, reine Erfindung usw. Es kann keine Rede davon sein, Dein Buch umzuschreiben, um einen Roman daraus zu machen. Ich werde nur die Fehler korrigieren, denn bei der Sprache, bei der Recht-

schreibung und bei den Satzzeichen hapert es manchmal. Dein Buch hat eine innere Stimme, und das ist selten; es wird intakt bleiben, unverändert, es wird *Dein* Buch bleiben, mach Dir darum keine Sorgen...«

30. Januar 1969. Ein Telegramm: »Sieg. Kontrakt mit bedeutendem verleger robert laffont unterschrieben ist begeistert stop kümmere mich persönlich um werbung bei erstem erscheinen mai juni brief folgt stop jean-pierre.«

Und mit diesem Telegramm meines Kumpans zieht wieder die Sonne in mein Herz ein.

Und die Sonne wird immer strahlender, weil es bald endgültig feststeht, daß das Buch auch wirklich herausgebracht wird. Und weil ein bedeutender Verleger, Robert Laffont, das Buch angenommen hat.

Das Telegramm kam an, als Rita und ich allein zu Hause waren. Wir schliefen noch, als der Postbote läutete. Es war schon zehn Uhr vormittags, aber wir waren erst um sechs ins Bett gekommen, weil wir bis zum Schluß in der Bar geblieben waren. Nachher legten wir uns mit dem Telegramm wieder nieder. Bevor wir weiterschließen, lasen wir es noch einmal. Und dann:

»Warte, Liebling, einen Augenblick noch.«

Ich rufe unsere Tochter in der Botschaft an, um ihr die gute Nachricht mitzuteilen. Sie ist ganz begeistert.

»Wer ist der Verleger?« (Sie liest nämlich viel.)

»Robert Laffont, du mußt ihn kennen.«

Aber aus ihrer Stimme ist die Freude plötzlich verschwunden. »Ich kenne diesen Verleger nicht. Es kann kein großer sein, wirklich nicht, sonst müßte ich ihn kennen, bei all den Büchern, die ich lese.«

Ich bin doch etwas enttäuscht, als ich aufhänge, weil meine Tochter meinen großen Verleger nicht kennt.

Sechzehn Uhr. Rita ist beim Friseur, und Clotilde ist nach Hause gekommen. Sie liest das Telegramm wieder und wieder.

»Robert Laffont soll ein großer Verleger sein? Castelnau übertreibt, Henri, denn ich kenne ihn wirklich nicht.«

»Aber er ist doch kein Aufschneider.«

»Ich glaube, doch. Ich habe hier in der Botschaft eine Freundin gefragt, sie liest noch mehr als ich, und sie sagt es auch. Laffont ist kein bekannter Name. Und sie ist Französin, aus Paris noch dazu.«

Seltsam.

Das Telefon läutet. Rita.

»Henri, du, es stimmt, er ist ein großer Verleger.«

»Was, was sagst du?«

»Du, hier beim Friseur ist eine alte Illustrierte, und da ist er drin. Ganz groß.«

»Komm sofort damit nach Haus!«

»Aber ich bin doch noch nicht fertig!«

»Komm, sei lieb, du kannst ja morgen noch einmal gehen.«

Eine Viertelstunde später steht es fest. Castelnau hat nicht übertrieben, Robert Laffont ist ein »großer« Verleger.

Der Bericht steht im »Jours de France«.

Auf dem Foto sieht man ein elegantes Büro, zwei Männer: Robert Laffont und den Schriftsteller Bernard Clavel. Sie lachen beide. Sie haben auch Grund dazu, denn Bernard Clavel, einer von Laffonts Autoren, hat soeben den 63. »Prix Goncourt« gewonnen. Der Zeitschrift zufolge bringt der Preis erstens dem Verleger eine Riesensumme ein (um so besser für mich, dann hat er mehr Geld für mein Buch) und garantiert zweitens dem Autor einen Batzen Geld, so um die Million herum.

Aus dem Artikel erfahre ich auch, daß dieser sympathische Laffont (auf dem Foto sieht er aus wie ein junger Bühnenliebhaber) seinen Verlag 1941 gegründet hat. Es scheinen also doch keine Luftgeschäfte zu sein!

Außerdem lese ich, daß der Preisträger, Bernard Clavel, all die Enttäuschungen kennengelernt hat, die der Beruf der Schriftstellerei mit sich bringt, die »Ablehnung der Verleger«, das »Naserümpfen der Kritiker« beim Erscheinen seiner ersten Bücher.

Na, da habe ich ja richtiges Glück gehabt! Mich hat kein Verleger abgelehnt, sondern ich habe auf Anhieb einen gefun-

den, und was für einen noch dazu. Bleiben nur noch die diversen Nasen der Kritiker zu beobachten, ob sie sie beim Erscheinen meines Buches rümpfen oder nicht. Hoffen wir also das Beste.

Rita und ich jedenfalls betrachten Clotilde und ihre Freundin nur noch als intellektuelle Blindgänger, schließlich kennen sie nicht einmal einen so wichtigen Verleger wie Robert Laffont, *meinen Verleger*. Clotilde gibt mir lachend recht und nimmt sich sogar die Mühe, die beiden Seiten aus »Jours de France« auszuscheiden und über meinen Schreibtisch zu hängen.

Mein Gott, war das ein schöner Tag! Zuerst das herrliche Telegramm von Jean-Pierre und dann noch die Illustrierte — mehr brauchen wir nicht, um völlig glücklich zu sein!

Und so tat sich für mich die große Tür zu einer neuen Welt auf.

Castelnau läßt mich brieflich bitten, ich soll für zwei Wochen nach Paris kommen. Mit dem Einverständnis von Laffont will er, daß ich selbst einige Stellen aus dem Manuskript, das er zu lang findet, herausstreiche, und außerdem soll ich einen kleinen Teil umschreiben, weil dort die Schilderung weniger gut ist als sonst, findet er.

Eine Woche später bin ich wieder in Paris. Es ist Anfang März.

Castelnau erwartet mich in Orly, und noch beim Essen, in einem kleinen Bistro, erklärt er mir, was er sich erwartet. Ich soll einige Geschichten, die ich im Bagno gehört habe, ganz herausnehmen, obwohl sie sehr spannend sind.

»Warum?«

»Weil du auf zehn oder zwanzig Seiten manchmal die Geschichte eines anderen erzählst, Henri, und dabei auf diesen zwanzig Seiten, vor allem, wenn sie spannend sind, der Faden der Abenteuer jenes Mannes verlorengeht, den der Leser mit angehaltenem Atem verfolgt: Papillon.«

»Ich habe verstanden: Nichts als Papillon. O. K.«

Man lernt also wirklich nie aus! Dabei hatte ich mir immer gedacht, wenn von Papillon die Rede war: »Papillon, schon

wieder Papillon und noch immer Papillon, davon müssen sie ja mit der Zeit die Nase voll haben. Und wenn ich noch die Geschichte von dem da bringe oder das da erzähle, wird die Sache abwechslungsreicher und interessanter.«

Aber wenn Castelnau und der Verleger beide meinen, es soll weg, dann gibt's für mich keine Fragen. Weg damit.

Laffont habe ich in seinem Büro kennengelernt, und wir haben vom ersten Augenblick Freundschaft füreinander empfunden.

Er ist wie ein Vierzigjähriger, so eine Art »junger Frühlingsgott«, nur reifer. Ein ruhiger, gesetzter Mann mit Diplomatenmanieren, aber man spürt, daß bei ihm im Inneren das Feuer der Leidenschaft brennen kann, ohne daß man es ihm gleich ansieht. Ein echter Grandseigneur eben, und er hat den ehemaligen Sträfling wirklich als Freund aufgenommen, und um ihm das zu verstehen zu geben, hat er ihn am nächsten Tag zum Essen eingeladen, aber nicht etwa in ein Restaurant, sondern zu sich nach Hause.

Dieses Essen in seiner prunkvollen Wohnung beim Bois de Boulogne werde ich wirklich nie vergessen, es war in allen Punkten außergewöhnlich. In meinem ganzen Leben hatte ich bisher nur das einfache Milieu der Lehrerfamilien kennengelernt, oder aber die Luxusrestaurants. Aber in so raffinierter Umgebung war ich überhaupt noch nie gewesen.

Nicht, daß mir deswegen gleich der Mund offenbleiben würde, dazu gehört bei mir schon mehr, aber ich war durch die Aufmerksamkeit von Robert Laffont und seiner Frau, noch dazu, weil wir uns erst einen Tag kannten, richtiggehend gerührt.

Bei Tisch waren außer mir noch ein Bankier und Castelnau mit seiner Frau.

Robert spricht vom Buch. Er erklärt mir, daß es ihn so begeistert hat, daß er es zu Beginn des Wochenendes zu lesen angefangen hat und vor Sonntag nacht nicht mehr davon losgekommen ist.

Seine Frau unterstreicht das noch. Während des ganzen

Wochenendes hat er nicht den Mund aufgemacht, sagt sie, und man hat ihn nicht anreden dürfen.

Und während dieses Essens entdecke ich, daß dieser Verleger eigentlich ein loyaler Mensch ist, mit viel Herz und großer Güte. Genau das Gegenteil von einem der verrückten *businessmen*, die nur nach lukrativen Geschäften aus sind.

Ich kann nicht beschreiben, wie schön diese Augenblicke waren, wie sehr ich gerührt war, weil unsere Gedanken einander fanden. Aber jeder wird sich denken können, wie ich mich gefühlt habe, als ich in diese neue Welt eingetaucht bin, was es für mich bedeutet hat, in diese Gesellschaft zu kommen, und noch dazu so plötzlich: ich war richtiggehend vom Glück berauscht.

Wenn man zu einem Mann mit einer Vergangenheit wie meiner sagt: »Du bist genausoviel wert wie jeder andere Mensch, du verdienst es, daß man dich behandelt wie sonst nur außergewöhnliche Menschen, du gehörst hierher, in mein Haus, in meine Familie, und ich freue mich, daß du da bist« — und das alles, ohne es wirklich auszusprechen, nur so, daß man es spürt, ohne ein einziges dieser billigen Komplimente, die einen mehr enttäuschen als Freude machen. Weißt du, Leser, nichts kann einem Menschen mehr ans Herz gehen als das.

Und noch etwas, das Laffont und Castelnau sich nicht erwartet hätten. Wenn ich rede, so geht es mir jetzt gar nicht mehr in erster Linie um den Erfolg und die Zukunft meines Buchs. Es hat mir bis jetzt eine Welt so reichhaltiger Erlebnisse eröffnet, daß ich schon zufrieden bin, es überhaupt geschrieben zu haben. An diesem Abend denke ich so wenig an das Buch, daß ich den Bankier, der auch beim Essen sitzt, unter allen Umständen zu überzeugen versuche, er soll mit mir in Venezuela ins Langstengeschäft einsteigen.

Und so viele andere lerne ich noch kennen, darunter die wunderbare Francoise Lebert, die bei Laffont das Pressebüro leitet. Das Manuskript hat sie noch nicht gelesen, als wir uns das erste mal treffen, weil es gleich in die Druckerei gegangen ist. An diesem Abend haben wir uns mit Castelnau in der »Coupole« getroffen, um uns kennenzulernen, und sie hat die unglückliche

Idee gehabt, zu mir zu sagen: »Also sagen Sie mir ungefähr, was drinsteht, nur in groben Zügen.« Wir haben das Restaurant erst um halb zwei Uhr früh verlassen. Am nächsten Tag telefoniert sie noch mit Castelnau und meint: »Ich habe noch nie einen so herrlichen Abend erlebt, ich bin ganz sicher, das Buch wird ein Erfolg.« Wieder ein gutes Zeichen.

Als es dann an die Heimreise geht, fühle ich mich schon ganz als Erfolgsautor.

Ich bin so in Gedanken mit dem beschäftigt, was ich jetzt in Paris erlebt habe, daß ich den Aufruf für mein Flugzeug überhöre. Sechzehn Stunden bis zum nächsten — und ein Telegramm an Rita.

Sechzehn Stunden, die ich in den Wartehallen, an der Bar und im Flughafenrestaurant verbringe, während noch immer diese drei wunderbaren und doch so kurzen Wochen in Paris meine Gedanken gefangennehmen.

Nach dem Essen bei Laffont hatte es noch ein *déjeuner* bei einem der bekanntesten Intellektuellen von Paris gegeben: Jean-François Revel. Einer der größten Köpfe von Paris, sagt Castelnau, bemerkenswert als Schriftsteller und als Philosoph. Laffont hat ihm mein Manuskript zu lesen gegeben, und Revel war davon ganz begeistert. Er will sogar etwas darüber schreiben.

Ich bin beeindruckt, bei einem solchen Mann eingeladen zu sein, und die Wohnung und seine Familie beeindruckten mich ebenfalls. Eine schöne Wohnung am Ufer der Seine, hell und luftig, voller Bücher, und in der Luft liegt etwas Unbestimmbares, man versteht, daß in diesen Räumen nichts Schlechtes gesagt oder getan werden kann.

Jean-François Revel und seine Frau empfangen mich, ohne daß ich im geringsten bei ihnen etwas Herablassendes in ihrer Haltung mir gegenüber bemerkt hätte. Ich habe nicht an ihrem Tisch Asyl gefunden, sondern sie haben mich als einen der Ihren empfangen.

Während des Essens spreche ich mehrmals von meinem »Wiederauferstehen«, von meiner »Rehabilitierung«, und Jean-

Francois Revel gelingt es, und besser als jedem anderen, besser als mir selbst, mir zu erklären, daß ich davon nicht so zu sprechen brauche. Er erklärt mir, daß nicht die anderen mein Innerstes einfach fabriziert haben, sondern daß es schon existierte, vorher.

Eine »Wiederauferstehung«, eine »Rehabilitierung«? Vor wem denn? Was immer ich in mir habe, unabhängig von seinem Wert oder seiner meßbaren Menge, was ich besitze an Charakterstärke, an Intelligenz, an Abenteuerlust, an Gerechtigkeitssinn, an Herz und an Lebensfreude: das alles war immer schon in mir. Es hat schon vorher existiert, vor Montmartre und dem Bagno, sonst hätte ich nie das alles machen können, um wieder in die Gesellschaft zurückzukehren, sonst hätte ich es nicht so gemacht, wie ich es gemacht habe.

Und weiter sagt er mir, daß manche größere Menschen einen dazu bringen können, gewisse Dinge anders zu sehen, als man es früher getan hat, aber daß sie es nie so weit bringen können, daß man diese Dinge auch wirklich so lebt, beherrscht, und niemand hat mich »wiederaufleben« lassen, denn selbst wenn manche Ereignisse meiner Kindheit die Person des jungen Henri Charrière verzerrt haben, selbst wenn sie ihn dazu gebracht haben, eine Zeitlang ein Leben zu führen, das von seiner Person ein ganz anderes Bild zeichnete, so ist das, was ich in mir hatte und was erst richtig zum Vorschein kam, als es darum ging, die Schrecken des Bagnos hinter mir zu lassen, so ist das alles bereits vorher in mir gewesen und nicht erst neu hinzugekommen. Der Verlust meiner Mutter hat auf mein Leben einen entscheidenden Einfluß gehabt, er geschah in dem kleinen elfjährigen Henri wie ein Vulkanausbruch, ich konnte diese Gemeinheit des Lebens, diese grenzenlose Ungerechtigkeit nicht akzeptieren, ich, der wilde, übersensible, phantasievolle Junge. Und nichts deutet darauf hin, niemand kann behaupten, daß ich ohne dieses Drama, mit der beruhigenden Gegenwart meiner Mutter und ihrer für mich so wichtigen Liebe bis in mein Mannesalter, ein anderer geworden wäre, ohne deswegen eine andere Persönlichkeit haben zu müssen. Eine Art Schöpfer, ein re-

volutionierender, schaffender Mensch, wie ich es immer geträumt habe, ein Abenteurer, ja, vielleicht ein Konquistador, aber — innerhalb der Gesellschaft und ihrer Normen.

Man kann nicht wiederaufleben lassen, was schon existiert hat, aber man kann früher oder später die Chance erhalten, sich zu entfalten. Die Venezolaner haben nicht einen neuen Charrière fabriziert, aber sie haben mir die Chance gelassen, die Freiheit und das Vertrauen, eine andere Art des Lebens zu wählen, damit alles, was ich in mir hatte und was die französische Justiz sich zur Aufgabe gemacht hatte, auszurotten, innerhalb einer neuen, normalen Gesellschaft positiv werden konnte. Schon allein dafür bin ich ihnen ewige Dankbarkeit schuldig.

Und er sagt mir, daß ich also keinen Minderwertigkeitskomplex zu haben brauche, wenn ich jetzt mit meinem Buch in die Gesellschaft zurückkehre. Aber selbst wenn das Buch Staub aufwirbelt, brauche ich mich deswegen nicht für etwas Besseres zu halten als die anderen. Sicher, ich habe manchen Blödsinn gemacht und ich bin dafür bestraft worden; aber was ich unternommen habe, um da wieder rauszukommen: hätten alle diese ehrbaren Bürger die Kraft und die innere Sicherheit dazu gehabt?

Nein, es besteht kein Grund zu denken, daß alle diese Leute in Frankreich weniger wert sind als ich, nur weil sie mich ins Bagno geschickt haben und ich dort leiden mußte; aber es besteht auch kein Grund zu denken, daß jetzt jeder über mich herziehen könnte, mich verachten oder mir sagen dürfte: »Schweig, du bist nichts wert. Vergiß nicht, wo du herkommst.«

Alle diese Gedanken hatte ich manchmal gehabt, aber dort, bei den Leuten, die ich kannte, dort, wo ich meine besten Jahre verbringen mußte, noch dazu nachdem man mir zuerst beim Prozeß und dann immer wieder gesagt, wiederholt und unablässig eingehämmert hatte, daß ich der letzte Dreck sei, konnte ich nie recht glauben. Erst Leute wie Castelnau, Laffont und Revel haben es fertiggebracht, daß ich wieder beruhigt in den Spiegel schauen kann und darin einen Menschen sehe — sicher, einen

Menschen voll Fehlern und Mängeln, aber immerhin einen Menschen unter Menschen.

Als ich zu diesen Leuten kam, da war es, als ginge ich auf einen Sessel zu, ohne zu wissen, ob ich mich auch setzen dürfe. Und sie haben zu mir gesagt: »Setz dich, dein Platz ist hier.«

Das alles überdenke ich in den sechzehn Stunden Wartezeit in Orly und bin ganz sicher, ich werde wieder so großartige Menschen treffen, wenn ich nach Paris zurückkomme, um beim Erscheinen meines Buches dabeizusein.

Aber nicht nur Abenteurer sind Menschen, jeder Mensch, Mann oder Frau, hat eine Geschichte. Doch es gibt Menschen, die man sofort aus den anderen herausfindet, woher sie auch kommen mögen, welcher Gegend immer: es sind die Leute, die nicht mit gekrümmtem Rücken die gängige Moral akzeptieren, weil sie sie geprüft haben und feststellen mußten, daß sie nicht gerecht ist.

Endlich bin ich wieder in Caracas. Rita erwartet mich am Flughafen, und auch Freunde sind gekommen, um mich abzuholen.

»Es ist soweit, *Minouche*, jetzt geht es richtig los!«

Und wir umarmen uns immer und immer wieder.

»Das Buch kommt am 19. Mai heraus. Die erste Auflage soll 25 000 sein, Laffont hat es mir versprochen.«

Der Französischlehrer ist da und mit ihm fast das gesamte Lektorenkomitee. »Heute ist kein Offizieller da, um dich zu empfangen«, sagt er, »aber nächstes Mal kommt schon das Fernsehen.«

»Nur keine Übertreibungen«, meint Rita.

Ich muß lachen. Mit dem Erzählen beginne ich erst zu Hause, als ich den ersten Whisky trinke.

»Also soll ich euch wirklich sagen, was ich mir denke?«

»Na los.«

»Ich bin überzeugt, daß mich das Fernsehen abholt, wenn ich das nächste Mal, nach dem Erscheinen des Buches, in Caracas ankomme.«

»Du bist völlig verrückt, Liebling!« sagt Rita.

»Nein, das glaube ich nicht. Ich bin überzeugt davon, hundertprozentig!«

Und da müssen wir dann doch lachen, denn wir wissen alle, daß ich wieder einmal ordentlich auf die Pauke geschlagen habe.

April 1969. Wieder ein kleines Wunder. Jacques Bourgeas, mein eigener Neffe, macht das Rennen um den besten Schutzumschlag für mein Buch. Bei Laffont hatte niemand gewußt, daß der Entwurf von meinem Neffen war. Dieser Bursche, Sohn meiner Schwester Hélène, war noch gar nicht geboren, als meine Abenteuer begannen, und hatte zwanzig Jahre nicht einmal gewußt, daß es mich gab, bevor wir uns 1967 kennenlernten.

Und gerade ihn hat das Schicksal auserwählt, den Umschlag

für mein Buch zu machen, für das Buch seines Onkels, der so lange für ihn gar nicht existiert hat!

Und das herrliche Abenteuer geht weiter.

Ein Brief von Castelnau, vom 8. April. Castelnau schreibt: — daß die Reisevertreter von Laffont, Mermet an der Spitze, die Fahnen gelesen haben und bereit sind, sich voll für das Buch einzusetzen;

— daß die Burschen von *Radio Luxemburg*, mit denen Castelnau des langen und breiten das Buch erörtert hat, schon wahnsinnig gespannt sind;

— daß ein wunderbares Mädchen bei »France-Soir«, Paule Neuvéglise, einen Vorabdruck vorbereitet.

In den Straßen von Caracas, wenn ich abends Bekannte treffe oder in Cafés mit Freunden plaudere, gehe ich nur noch mit stolzgeschwellter Brust herum. Es ist wie eine innere Sonne, die Kraft und Mut und Licht verstrahlt. Ich habe ganz einfach Lust zu lachen, nett zu sein. Irgendwie tut es mir leid, daß alle diese Leute, die mit mir reden, nichts davon wissen, daß sie nicht wie ich spüren, daß sich da etwas Riesiges zusammenbraut. Sie sind gleichgeblieben, haben sich nicht verändert. Und ich eigentlich auch nicht.

Aber in diesen Augenblicken, wo die Hoffnung von überallher auf einen zuströmt, ist alles zugleich unverändert und doch anders, man weiß nicht mehr so recht, was eigentlich passiert, man fühlt sich glücklich und ängstlich zugleich, Aufregung und Abgeklärtheit wechseln ständig ab.

Am 22. April schickt mir Jean-Pierre das Nachwort von Jean-Francois Revel, »einem der kultiviertesten Geister unserer Zeit«.

Ich bin beim Lesen richtig ergriffen, aber — ich gebe zu — auch ein wenig durcheinander, denn ich spüre, daß wir da den Boden der Wirklichkeit verlassen; mit Revel sind wir mitten in der Literatur, und ich fühle mich sehr geehrt, von ihm zum literarischen Vetter von Gregor von Tours befördert zu werden. Aber ist das nicht ein bißchen zuviel der Ehre? Aber bitte, Castelnau sagt, daß es sich hier um den tiefsinnigsten Kommentar

handelt, den man je wird über mein Buch schreiben können. Mir hat es jedenfalls wunderbar gefallen.

Selbst wenn man mich in der Familie von diesem Tag an nur noch den Kollegen von Gregor von Tours nennt.

Ja, das ist das wahre Abenteuer, so herrlich, wie ich es nicht mehr für möglich gehalten hatte. Nach allem dem, was ich schon erlebt hatte, konnte ich mir nicht vorstellen, daß nun einige mit Filzstift vollgekritzelte Seiten im Leben eines Mannes so viel Unerwartetes, Aufregendes und Unwahrscheinliches hervorbringen könnten.

»Leben, *Minouche*, leben, leben! Und wie wir leben, nicht wahr, Liebling? Ich weiß nicht, ob wir genug Bücher verkaufen werden, um die ganzen Spesen wieder hereinzubekommen, aber sei ehrlich, es hat sich doch gelohnt, das alles zu erleben, findest du nicht?«

»Ja, Henri, es hat sich gelohnt. Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich darüber bin, für dich und für uns alle.«

»Danke, Rita. Und du wirst sehen, Ende Mai werden die Franzosen sagen: ›Sie haben gewonnen, Monsieur Papillon, endlich einmal!‹ Und dann werde ich einstecken.«

Ich bin zu meinem Schneider gegangen und habe mir einen Anzug machen lassen. Auf Pump, man weiß ja nie. Und so unwahrscheinlich es klingt, er wollte mir unbedingt zwei machen, einen für den Tag und einen für den Abend: »Ich bin sicher, daß die Einkünfte aus dem Buch reichen werden, um die Rechnung zu bezahlen.« Und er glaubt auch daran.

Sie haben de Gaulle hinausbugsiert, und damit wird das Buch mitten im Wahlkampf, Ende Mai, erscheinen. Wenn ich da nach Paris komme... Wer soll da Zeit haben für einen unbekannten Papillon? Ob es nicht besser wäre, schon vorher zum Angriff zu blasen? Und gerade als ich Castelnau anrufen will, ruft er mich aus Paris an: er hat dieselbe Idee gehabt. Also gut, komme ich eben schon Anfang Mai nach Paris.

Man erwartet mich, hat er gesagt. Mehrere Journalisten und die Radiosender sind von ihm schon mobilisiert worden.

Also bin ich in vierzehn Tagen in Paris, und das Buch kommt wenige Tage später heraus. Ja, Papillon, es bleiben dir nur noch wenige Tage, und dann bist du den Journalisten ausgeliefert, den Kritikern, dem Radio, vielleicht auch dem Fernsehen, und alle diese Leute vertreten Frankreich, stehen für mehr als fünfzig Millionen Menschen.

Wie wird man dein Buch aufnehmen, und, vor allem, wie wird man dich aufnehmen?

Ja, dein Buch ist deine Geschichte, aber es ist mehr drin als nur deine Abenteuer, es dreht sich um die Justiz, um das Gefängniswesen und vor allem um die Polizeimethoden eines so großen Landes wie Frankreich.

Nur um Frankreich? Vielleicht geht es um mehr als das, um alle Länder der Welt. Um alle diese Länder, die vielleicht durch dein Buch dazu gebracht werden, ihre Polizei, ihre Justiz und die Art, ihre Gefangenen zu behandeln, neu zu überdenken.

Denn eines ist sicher: entweder wird ganz Frankreich dein Buch lesen, weil die Leute die Wahrheit wissen wollen, weil sie durch deine Abenteuer Neues, Unbekanntes kennenlernen wollen, erfahren wollen, was getan wird, um Ordnung und Sicherheit in einem Staat aufrechtzuerhalten, oder aber wird sich Frankreich von deinem Buch abwenden, weil es die Wahrheit, die unangenehme Wahrheit, nicht wissen will.

Nein! Ich bin sicher, daß die Franzosen ein offenes Volk sind, daß sie eine echte Justiz und eine annehmbare Polizei haben wollen, Methoden wie jene im Bagno mit Verachtung ablehnen, ich bin überzeugt, daß alle Franzosen Papillon aufmerksam bis zum Ende lesen werden, denn wir sind ein Volk, das vor der Wahrheit keine Angst hat. Die Pariser Commune ist noch nicht vergessen, und jene Leute, die die Menschenrechtserklärung erdacht und niedergeschrieben haben, werden sich entrüsten, wenn sie lesen, daß sie nicht angewendet wird, nicht einmal in ihren Grundzügen.

Und wenn die Franzosen, wie ich es glaube, mein Buch akzeptieren, lesen und überdenken, werden sie begreifen, daß es eine Anklage ist, und auch andere Länder werden sich dafür in-

teressieren, was bei uns vorgeht, um es mit dem zu vergleichen, was sie selber auf diesem Gebiet tun.

Ich weiß, wir leben schon im Jahr 1969, und die Dinge, die ich erzähle, sind vor vierzig Jahren passiert. Ich weiß, daß es kein Bagno mehr gibt, glücklicherweise, denn es war schon 1939 eine Schande für Frankreich.

Ich weiß, daß man mir — noch dazu ganz logischerweise — sagen kann, jetzt, wo Cayenne nicht mehr existiert und achtunddreißig Jahre seit dem Urteil vergangen sind: »Monsieur Papillon, Sie sprechen von der Vergangenheit, von Gallien und den Legionen Cäsars! Seither hat es Karl den Großen gegeben und die Französische Revolution und noch einige andere Dinge. Alles hat sich verändert: die Polizei, die Justiz und die Gefängnisse!«

Aber ist wirklich alles anders geworden? Die Polizei, die Justiz, die Gefängnisse?

Und was ist dann mit den Justizskandalen unserer Zeit? Mit der Affäre Gabrielle Russier? Der Affäre Devaux?

Hat sich wirklich so viel geändert?

Nur weil es jetzt neun käsköpfige Geschworene sind, anstatt zwölf, wie damals?

Und sind es nicht dieselben Gerichtsgebäude mit denselben Tapeten, denselben Teppichen, demselben Rot, der gleichen Anordnung von Richtern, Geschworenen, Staatsanwälten, Verteidigern und Angeklagten, denselben Saaldienern und Zusehern, vor denen sich jeden Tag das Schicksal von Menschen entscheidet?

Und spielen nicht immer noch das Wetter draußen oder die Magengeschwüre der Gerichtsvorsitzenden die Hauptrolle in der Justizmaschinerie?

Gibt es vielleicht seit 1968 keine verurteilten Polypen, keine umstrittenen Todesfälle mehr?

Nein, alle werden verstehen, daß es das alles noch gibt, wenn es auch nicht mehr so offenkundig ist wie damals. Alle werden es verstehen, außer sie stellen ihre Ruhe über alles und stecken den Kopf in den Sand.

Nicht mehr so offenkundig wie damals? Glaubst du wirklich, Papi? Ich werde wieder französische Zeitungen lesen müssen...

Mayzauds wird es immer geben.

Weil es immer Goldsteins geben wird.

Weil korrupte Polypen, sadistische Wärter und schweinische Aufseher nicht aussterben.

Weil es immer käsköpfige Geschworene geben wird, die nichts gesehen haben, nicht gelebt haben, an ihrem Leben nichts verstanden haben und trotzdem sagen: »Dieser Herr ist im Sinne der Anklage schuldig, er verdient lebenslängliches Gefängnis!«

Und es gibt sie ja noch! Ich weiß es, man hat es mir berichtet! Immer das gleiche. Wenn die Burschen mir erzählen, was sie erlebt haben, so habe ich oft den Eindruck, daß ich selbst es war. Es kommt vor, daß ich ihnen dann sage: »Und das? Haben sie dir nicht das gesagt? Haben sie nicht das getan?«

»Woher weißt du das?« fragen sie dann, und ich kann über ihre herrliche Naivität nur lachen.

Da hast du es, Papi! Als du dein Buch geschrieben hast, war dir gar nicht bewußt, worum es geht. Du wolltest etwas erleben, Geld machen, dein Alter und das Alter Ritas absichern, nicht mehr.

So glaubtest du zumindest. Selbst wenn es darum gegangen ist, diese dreizehn katastrophalen Jahre im Gefängnis noch einmal durchzumachen, deine Geschichte zu schreiben, die auch die Geschichte so vieler anderer ist. Du hast einfach nicht bemerkt, daß du damit einen Schrei ausgestoßen hast, damit die Welt es erfährt und letztlich auch Gerechtigkeit herrschen soll.

Jetzt ist es zu spät, Geld oder nicht Geld, jetzt hast du eine Aufgabe, du mußt dich in den Kampf werfen, selbst wenn du dabei deine Ruhe aufs Spiel setzt, deine Freiheit und vielleicht dein Leben.

Die Gesellschaft der dreißiger Jahre konnte durchaus mit ansehen, daß ein ehemaliger Sträfling aus Cayenne wieder auftaucht, um sich wie ein Gespenst irgendwo zwischen dem Vergessen, der Armseligkeit und der Scham zu verkriechen, aber

nie hätte sie es zugelassen, daß er sich zu einem respektierten Herrn herausmausert.

Aber wir schreiben bereits 1969. Alle Menschen lieben die Freiheit, die wahre Freiheit. Alle Menschen haben die Nase voll davon, nur ein kleines Rädchen in einer riesigen Maschine zu sein. Die Amis und die Briten, die Skandinavier und die Slawen, die Deutschen und die Italiener, alle wollen sie das Leben spüren, das Abenteuer erleben, etwas vom Hauch der Welt fühlen — oder ganz einfach splitter nackt spaziergehen, wenn es ihnen Spaß macht.

Ich sehe sie doch hier, in Venezuela, die Deutschen, die Skandinavier, die Spanier, die Engländer, die Amerikaner, die Israelis, ich sehe sie jeden Tag, ich habe Dutzende von Freunden, die dazugehören, ohne daß jemand nach Rasse, Nationalität oder Religion fragt, und alle, ausnahmslos alle, lehnen sie den Konformismus ab, sie brechen den Rahmen der Gesetze und wollen vom Schicksal nur eines: Essen, Trinken, Liebe — und das alles dann, wenn es ihnen Spaß macht, und nicht dann, wenn ihnen jemand, und wär's die eigene Mutter, sagt, daß sie's tun sollen.

Ich möchte, daß sie es verstehen, daß sie spüren, daß ich mit ihnen bin, mit ihnen fühle, sie liebe, alle, nicht nur die wenigen, die rebellieren, nein, alle!

Endlose Horizonte, der Zauber, der von der Steppe ausgeht, die riesigen Ebenen, durch die man kreuz und quer auf den wildesten, verrücktesten Pferden der Welt reiten kann; der Indianerstamm, mit dem man eine Zeitlang leben kann, außerhalb der Zivilisation; ein kleines Flugzeug, das einen nach Canaima zu den herrlichsten Wasserfällen der Welt bringt, schöner noch und größer als die Niagarafälle; der Wasserfall von Llovisna, wo die wenigen Menschen, die dort leben, als einzige Musik das Rauschen des Wassers kennen, die Schreie der Affen und der bunten Vögel; ein Schiff, das einen neunzig Seemeilen durch den gigantischen See fährt, der nur von den hunderten kleinen Inseln von Los Roques unterbrochen wird, bevor man aufs offene Meer kommt; stundenlang dortbleiben, nur von den Fi-

schen leben, die man fängt, und den Langusten, tagelang, wochenlang; stundenlang nichts anderes tun, als in den See zu blicken, dessen Wasser so klar ist, daß man noch auf 15 Meter Tiefe die Langusten und Tintenfische beobachten kann, und dann zu den Vogelsinseln fahren, Las Aves, wo Tausende von Vögeln noch ganz zutraulich sind, weil sie die Menschen und ihre Hinterlist nicht kennen, wo sie auf einen zugeflogen kommen und einem auf die Schulter hopsen, wenn man in der Sonne liegt.

Nun? Wird man mir vorwerfen, das alles zu lieben? Wer sollte das tun?

Wird man mir das Recht absprechen, davon zu reden, zu erzählen, wie ich eines Tages eine ganze Woche lang auf einer dieser Inseln mit vier Paaren verbracht habe, alles Amerikaner und darunter zwei Schwarze? Sie waren mit einem uralten Boot gekommen und freuten sich wie die Wahnsinnigen, daß gerade hier der Motor streikte. Wir haben eine Woche in der perfekten Gemeinschaft der Geister und der Geschlechter verlebt.

Und diese beiden Schwarzen mit ihrer statuenhaften Schönheit, ihren herrlichen Körpern, sie freuten sich ihres Geschlechts, ohne jeden Komplex, gaben sich hin, sich und ihre herrlichen Körper; und die blonden Mädchen, die nur bedauerten, daß unsere Gemeinschaft so klein war... Und das alles sollte ich eintauschen wollen!? Wogegen denn, um Himmels willen? Gegen mein Vorstrafenregister? Oder gegen einen guten Posten in einer Bank oder einem Betrieb, wo ich anstatt Papillon nur Henri Charrière wäre, ein zivilisierter Staatsbürger, der sich Gesetzen unterwirft, die andere für ihn geschrieben haben, wohl wissend, daß es für sie um so leichter ist, sie selbst zu übertreten? Braucht man denn wirklich viel Geld, um sein ganzes Leben lang glücklich zu sein, wenn es einem gutgeht?

Wichtiger als ein dickes Bankkonto ist die Flamme im Herzen, sie ist ein Konto, das man nie überziehen kann, und sie gibt dir die Lust zu leben, leben, leben, immer wieder und wieder, bis zum letzten Atemzug.

Ja, der Tag X kommt immer näher, die Koffer sind gepackt,

und ich habe ein neues Dreimonatevisum für Frankreich. Auch diesmal komme ich in Orly an, aber nun wird es nicht mehr so einfach sein, nicht aufzufallen. Castelnau hat mich gewarnt, es werden ein oder zwei Journalisten da sein.

Ich wollte nicht, daß man mich zum Flughafen begleitet, an diesem 9. Mai 1969. Nur Rita ist bei mir. Wir trinken noch einen Tee auf der Flughafenterrasse, und Rita hält meine Hand in der ihren, drückt sie unablässig, damit meine Augen nicht von ihr weichen. Wir sprechen nicht, sie weiß, woran ich denke. Morgen Punkt elf Uhr wird der Croupier die Karten einzeln aus dem Sabot nehmen und austeilen. Ich habe das Banco zwar auf den 19. Mai, den Erscheinungstermin, gesetzt, aber die Partie beginnt bereits am 10. Mai um elf Uhr. Noch ein kleiner Händedruck, ich lächle sie an und habe Vertrauen.

Sie lächelt zurück, und der Schalk blitzt aus ihren Augen. Ich weiß, was sie sagen will: »Vorhin, mit dem Italiener, hast du doch etwas übertrieben. Glaubst du wirklich, was du gesagt hast, oder hast du dich über ihn und über dich selbst lustig gemacht?« — »Nein, ich meinte es ernst, ich wollte mich nicht lustig machen, ich weiß gar nicht, wie, es ist mir einfach herausgerutscht«, antworteten meine Augen.

Sie meint einen italienischen Geschäftsmann, der mir noch vor einer halben Stunde gute Reise wünschen wollte. Er hat mich noch gefragt, wann ich zurückkomme, ich soll ihm ein Telegramm schicken, weil er mit mir etwas besprechen will. Und ich habe ihm, ohne überhaupt nachzudenken, geantwortet: »Mario, du wirst es aus den Zeitungen erfahren.«

»Und warum sollten die Zeitungen deine Rückkehr ankündigen?«

»Weil ich berühmt sein werde, wenn ich wieder nach Caracas zurückkomme.«

Mario hat nur gelacht, ohne zu fragen, was ich meine. Er muß es für einen Witz gehalten haben. Trotzdem: ich glaube daran!

Die Stimme aus dem Lautsprecher: »Air France gibt den Abflug Ihrer Maschine nach Paris bekannt. Letzter Aufruf.«

Noch ein Kuß, und vor allem Ritas Arme um meinem Hals, und ihre Stimme, ganz ganz leise, damit niemand anders es hört: »Denke an mich, Tag und Nacht, so wie ich Tag und Nacht mit dir sein werde. Schreib schnell, wenn du Zeit hast, wenn nicht, schick wenigstens ein Telegramm.«

Schnell mache ich es mir auf meinem Platz in der ersten Klasse bequem. Eine Überraschung von Rita: sie hat die Karte besorgt, weil sie wollte, daß ich angenehm reise. Langsam rollt das Flugzeug an, ganz kurz noch kann ich sie sehen. Sie winkt mir mit einem Taschentuch.

Sich in etwas Neues und Unbekanntes stürzen, handeln — es gibt nichts Herrlicheres. Nicht der Moment, wo man den Kampf beginnt, ist das Wesentliche, sondern das Warten. Die Gedanken, die einem im Kopf herumschwirren, wenn man sich sagt: »Wie wird es sich abspielen? Wen treffe ich eigentlich? Was soll ich sagen, wenn er das sagt, was soll ich tun, wenn er jenes tut?« Und nichts spielt sich dann so ab, wie man sich's vorgestellt hat. Auf einmal ist man mittendrin, und erst da entscheidet sich, wie man den Gegner besiegen kann. Nur eines darf man nie vergessen, nämlich sich ständig sagen: »Ich muß dieses Hindernis schaffen, also werde ich es schaffen, egal ob der Gegner stärker ist oder nicht.«

Wenn ich es richtig bedenke, so steht eigentlich alles schlecht für mich, wenn man das Erscheinungsdatum des Buchs in Betracht zieht. Frankreich wird mitten im Wahlfieber sein, und das ist für die Mehrzahl der Franzosen mehr als wichtig. Und du, Papi, willst also, daß man sich dazu noch um dein Buch kümmert? Vielleicht ist es gar nicht so unmöglich, der Wahlkampf hat ja nicht nur Höhepunkte. Man wird schon sehen!

Und zu guter Letzt gibt es nicht nur Negatives: es fällt auch der Jahrestag der Studentenrevolte vom Mai 1968 in diese Tage. Bei diesem Aufstand war ganz Frankreich, nicht nur Paris selbst, mit einbezogen. Jeder Bürger stand zu den Barrikaden der Studenten in irgendeiner Beziehung: stand davor, dahinter oder daneben.

Jene Barrikaden, mit denen die Aufrührer eine gewisse Klasse aus ihrem Elfenbeinturm herausschocken wollten, um sie zum Dialog zu zwingen. Jene Barrikaden mitten in den Straßen, auf den Pariser Avenuen, die jedem zu verstehen gaben, daß es nicht mehr möglich sei, einfach zu gehorchen, ohne sich die Frage zu stellen nach dem Warum, dem dutzendfachen Warum, dem hundertfachen Warum, dem tausendfachen Warum.

Einige verbrannte Autos, einige hundert Niedergeknüppelter und Verletzter auf beiden Seiten genügten, und schon kamen sie aus ihren Elfenbeintürmen gekrochen, diese Leute ohne Ohren und Zunge, ohne Verständnis und Sprache. Und dann antworteten sie endlich, so gut sie konnten, auf das Warum, und sie erwarteten sogar eine Antwort auf ihre eigene Frage: »Warum habt ihr bloß Barrikaden errichtet?«

Mai 1969, erster Jahrestag des Volksaufstands der jungen französischen Studenten, erster Jahrestag einer Explosion, bei der jahrelang angestauter Dampf abgelassen wurde. Jahrestag des ersten Schlags gegen den Elfenbeinturm der tabuisierten Druidenklasse, Wiederkehr jener Tage, an denen man sich endlich jene anhören mußte, die zum Schweigen verurteilt gewesen waren.

Deshalb ist es auch mein Augenblick, meine Chance, zu sagen, was ich zu sagen habe, und dabei Zuhörer zu finden.

»Noch etwas Champagner?«

»Nein, danke. Aber wenn Sie vielleicht einen Camembert und ein bißchen Rotwein haben ... ?«

»Aber natürlich. Nichts einfacher als das.«

»Danke, Mademoiselle Air France.«

»Fliegen Sie nach Paris?«

»Ja.«

»Sie sind Venezolaner?«

»Ja und nein.«

Sie geht. Aber bald ist sie wieder da.

»Bitte, ein guter Camembert und etwas Beaujolais. Also sind sie geborener Franzose und naturalisierter Venezolaner?«

»Ja, meine Kleine.«

»Ist das nicht eigenartig für Sie, jetzt nach Frankreich zurückzukommen, mit einem anderen Paß?«

»Doch, ziemlich. Aber so ist das Abenteuer.«

»Sie haben viel erlebt?«

»Nicht wenig. Es war immer was los.«

»Ich habe etwas Zeit. Könnten Sie mir davon erzählen? Bitte.«

»Das würde zu lange dauern, meine Kleine, aber in ein paar Tagen wirst du es in einem Buch lesen können.«

»Sind Sie Schriftsteller?«

»Nein, aber ich habe meine Abenteuer niedergeschrieben.«

»Und wie wird das Buch heißen?«

»Papillon.«

»Warum Papillon? Heißen Sie so?«

»Nein, das ist nur mein Spitzname.«

»Und was steht in Ihrem Buch?«

»Sag einmal, Kleine, du bist aber neugierig. Wenn du mir noch ein Stück Camembert bringst, sag' ich dir's.«

Lange dauert es nicht, und sie ist wieder da.

»So. Aber jetzt müssen Sie erzählen. Wissen Sie ... soll ich es sagen?«

»Schieß los.«

»Bei den Passagieren in der ersten Klasse errate ich fast immer, was sie im Leben machen, wer sie sind. Aber bei Ihnen bin ich nicht draufgekommen. Seit Sie eingestiegen sind, frage ich mich schon, was Sie wohl so im Leben tun.«

»Und du hast keine Antwort gefunden?«

»Nein. Ich bin nach und nach alle Berufe durchgegangen, die zu Ihnen passen könnten, aber keiner war der richtige. Ich gebe es auf.«

»Nun, ich kann deine Neugierde befriedigen. Von Beruf bin ich Abenteurer.«

»Nein!«

Die Kleine steht auf, sie muß einem Passagier eine Decke bringen. Und ich denke mir, es wäre wohl einen Test wert. Eine Unbekannte, noch dazu ein Mädchen, das schon allein durch seinen Beruf viel in der Welt herumkommt und sicher viel liest,

wäre für mich das richtige Barometer. Ich bin neugierig, wo auf der Skala Papillon rangieren wird.

»Nun, Kleine, ich werde dir etwas erzählen. Siehst du, da ist ein junger Bursche, so 23 Jahre alt, nicht unhübsch, auch nicht ganz seriös, aber jedenfalls hat er Gründe oder glaubt, Gründe zu haben, um der etablierten Gesellschaft den Arsch zu zeigen. Du siehst, was ich meine?«

»Ja, ich verstehe sehr gut.«

»Und dieser Bursche kommt in Paris vor ein Gericht, für einen Mord im Ganovenmilieu, den er gar nicht verübt hat, und er wird zu lebenslänglich verurteilt.«

»Das ist doch nicht möglich!«

»Doch. Man verurteilt ihn dazu, langsam zu verfaulen, Jahr für Jahr, bis er dabei draufgeht. Und das am beschissensten Ort der Welt, im Bagno von Cayenne. Im Jahr 1933 wird dieser Junge nach Guayana eingeschifft, im Laderaum eines Dampfers, in einem eigens dafür hergestellten Eisenkäfig. Aber er gibt nicht auf, er bricht zweimal aus und unternimmt auch sonst noch einiges. Jedenfalls kommt er nach dreizehn Jahren nach Venezuela, wieder in die Freiheit. Und dort wird er wieder zum Menschen. Er baut sich sein Nest, heiratet und ist fast wieder ausgeglichen. Neununddreißig Jahre später kommt er, der ehemalige Cayenne-Sträfling, zurück nach Paris, unter dem Arm ein Buch, die Geschichte seines Lebens, seiner Leiden, der Gefängniszellen, der Ausbrüche, der Kämpfe, der dreieinhalb Jahre, die er allein in einem Käfig verbringen mußte, ohne daß er auch nur ein Wort sprechen durfte, im Halbdunkel, wie ein Tier auf und ab gehend, nur um den Verstand nicht zu verlieren, diesen Verstand, den er so dringend brauchte, um sofort wieder an Ausbruch zu denken. Das ist mein Buch, nicht mehr und nicht weniger. Die Geschichte eines Menschen im Bagno.«

Die Stewardess sieht mich an, und ihre großen schwarzen Augen sind ganz weit aufgerissen. Sie sagt kein Wort, aber ich spüre, daß sie in meinem zerfurchten, gegerbten Gesicht nach den Spuren weiterer Abenteuer sucht. »Und Sie haben den Mut gehabt, in dem Buch alles zu sagen, wirklich alles?«

»Alles.«

»Und Sie haben keine Angst, sich in die Öffentlichkeit zu begeben, Sie, der ... «

»Du kannst es ruhig sagen: der ehemalige Sträfling.«

Die Arme traut sich gar nicht zu antworten, aber sie nickt, Ja, darum geht es letzten Endes: ich, ein ehemaliger Bagnosträfling, zu lebenslänglicher Haft wegen Mordes verurteilt, ich, Henri Charrière, in den Augen des Gesetzes immer noch ein Ausbrecher, ich komme jetzt nach Paris zurück, mein Leben und meine Geschichte wie auf einem Servierbrett vor mir hertragend, und in wenigen Stunden soll das französische Volk alles erfahren.

Wieder versuchen die großen schwarzen Augen mich zu durchdringen. Sie fröstelt, ihre Augen scheinen mir sagen zu wollen: »Aber kannst du dir denn nicht vorstellen, was du da anrichtest! Wieviel Staub das aufwirbeln wird?«

»Nun, Kleine, was denkst du? Bin ich mutig oder ein Verrückter?«

»Nun, da brauche ich nicht viel nachzudenken. Diese Geschichte wird nicht wenig Staub aufwirbeln, vor allem weil Sie es sind.«

»Warum?«

»Weil man Sie nur anzusehen braucht, um gleich zu spüren, daß Sie etwas Außergewöhnliches an sich haben.«

»Und du glaubst wirklich, daß diese Geschichte die Leute interessieren wird? Selbst jetzt, wo ganz Frankreich einen Nachfolger für den großen Charles sucht?«

»Ich bin sicher, und ich wollte gern dabeisein und ein bißchen von dem miterleben, was Sie erleben werden. Es ist einfach undenkbar, daß man in Frankreich nicht aufhorchen sollte, wenn man Ihre Geschichte hört. Wenn Sie sie wirklich so geschrieben haben, wie Sie sie mir jetzt erzählt haben.«

Wie ein kleines Mädchen beugt sie sich zu mir herunter, schaut mir ganz tief in die Augen und sagt: »Sie gehen einem großen Sieg entgegen, davon bin ich überzeugt, und ich wünsche ihn Ihnen von ganzem Herzen.«

Der Test war positiv. Einige Sätze haben genügt, um dieses

Mädchen zu fesseln, dabei habe ich nur einzelne Episoden erzählt. Hoffentlich reagieren viele Leute so wie sie.

Ich lege meinen Sitz um, aber ich kann nicht einschlafen.

Die Beine habe ich in eine Decke gewickelt, die ich mir selbst geholt habe. »Schwarzauge« wollte ich nicht mehr stören.

Jetzt geht es richtig los! In der Nacht überfliegt die »Boeing« den Atlantik mit mehr als 900 Stundenkilometern. Jetzt ist der wirklich wichtige Augenblick da, jetzt!

Ich weiß ja, warum ich das Buch geschrieben habe. Aber wie wird das in Paris sein? Für die bin ich doch ein Unbekannter.

Dann bleibt nur eine Möglichkeit: aufs Ganze gehen.

»Darf ich mich vorstellen: Papillon.«

»Ihr Beruf, bevor Sie dieses Buch geschrieben haben?«

»Zuerst Sträfling.«

»Nachher?«

»Ausgebrochener Sträfling, und später Sträfling mit Verjährung.«

»Nationalität?«

»Venezolaner aus der Ardèche.«

Ja, nach Paris kommt ein ausgebrochener Cayenne-Sträfling. Ein Mensch, den die Justiz auf die legalste Art der Welt zu lebenslänglichem Verfaulen verurteilt hat. Vergiß nicht, Papi: nur weil die Angelegenheit verjährt ist, heißt das noch lange nicht, daß man dir nichts mehr tun kann oder daß etwas an deinen Beziehungen zu den Polypen anders ist. Verjährt oder nicht verjährt, du bist immer noch ein Ausbrecher. Aber — du kommst nicht heimlich, still und leise zurück, nächtens und auf Schleichwegen, um versteckt in irgendeinem Provinznest dein Leben zu beenden, in einem Haus mit einem kleinen Garten und hohen, sehr hohen Mauern, damit man dich nur ja nicht sieht und du das Getratsche der Nachbarn nicht hörst.

Nein — du kommst mit einem Buch zurück, und in dem Buch steht: »Franzosen, da habt ihr die Gemeinheiten von achtzig Jahren französischer Geschichte.« Und in diesem Buch greifst du die Strafjustiz an und die Polypen und sogar die Rechtsprechung eines Landes von mehr als fünfzig Millionen Einwohnern,

du greifst mit einem Wort die drei Pfeiler der öffentlichen Ruhe und Ordnung an. Nun, Papi, volle Hosen hast du ja nicht gerade. Aber gib acht!

Und zu allem Überfluß kommt dein Buch nicht etwa diskret am 19. Mai in den Buchhandlungen in den Handel. Nein, du mußt am 10. nach Paris kommen — wo du eigentlich gar nicht hindarfst, weil du Aufenthaltsverbot hast —, und am 12. beginnt in »France-Soir« ein Vorabdruck. Und wenn das wirklich so ist, wie man dir geschrieben hat, so wird am 12. ganz Frankreich in 1 200 000 Exemplaren des »France-Soir« erfahren, daß es dich gibt. Man kann sicher annehmen, daß eine Zeitung von drei Personen gelesen wird, das sind dann im ganzen 3 600 000 Franzosen, die acht Tage lang von Henri Charrière, genannt Papillon, hören werden, einem ausgebrochenen Cayenne-Sträfling, einem »Lebenslänglichen«, dessen Tat zwar schon verjährt ist, der aber trotzdem jetzt so einfach auftaucht, als wäre es das Natürlichste auf der Welt, und allen ins Gesicht sagt: »1931 hat ein Dutzend von euch mich von der Liste der Lebenden gestrichen. Eure Beamten vertreten eure Justiz und eure Sicherheit. Und 1931 hat man einen gewissen Papillon in den Gerichtssaal geführt, eure Beamten haben der Polizei vertraut, ihren Verhören und ihren Untersuchungen. Und diese Beamten plus zwölf Käsköpfen haben diese Ungeheuerlichkeit wahr werden lassen: einen Vierundzwanzigjährigen einfach auszuradieren. Sie haben geglaubt, das gehöre zu ihren Pflichten, und sie haben sich wie Schwachköpfe von einem korrupten Polizisten reinlegen lassen. Und dann hat man diesen Jungen in die Hände der Strafjustiz gegeben, man hat ihn ihren mittelalterlichen Methoden ausgesetzt, die den Menschen ärger als den letzten Dreck behandelt. Und er hat es geschafft, wie durch ein Wunder. Er ist wiederauferstanden. Und jetzt steht er da vor euch, dieser Junge, er ist nun schon 63, und sagt euch: ›Wart ihr damit einverstanden? Habt ihr das überhaupt gewußt? Wart ihr Komplizen? Nicht einmal so berühmte Journalisten wie Albert Londres, nicht einmal so außergewöhnliche Männer wie Péan von der Heilsarmee haben zu euren Seelen gefunden, sie haben es

nicht fertiggebracht, daß ihr die sofortige Auflassung dieser Schweinereien, dieser menschenunwürdigen Methoden verlangt!«

Ja, so werde ich es ihnen sagen, und so werden sie es lesen. Und dabei sollen sie mitdenken, mitfühlen, mit dir in den Zellen auf und ab wandern, bis zum Umfallen.

Denn eines, Papi, darfst du nicht vergessen: Nach dem Vorabdruck im »France-Soir« kannst du dich auf alles gefaßt machen. Presse, Radio, Fernsehen, alle werden sie dasein, und sie werden Fragen stellen, immer wieder neue Fragen.

Ich muß *vor* ihnen zu Wort kommen:

— Sie gestatten, daß ich etwas sage?

— Glauben Sie, daß ich das Recht habe, etwas zu sagen, eine Meinung zu haben?

— Haben Sie wirklich die veralteten Vorstellungen Ihrer Großväter über Bord geworfen?

— Sagen Sie, kann ich in diesem Frankreich von 1969 frei atmen?

— Wo muß ich darum ansuchen? Wen muß ich darum bitten?

Es ist gar nicht möglich, daß sie nicht alle kapieren, daß die Buße in keiner Beziehung zu der Tat steht, die man mir angekreidet hat, selbst wenn ich sie wirklich begangen hätte. Und glaube mir, Papi, wenn man sich trotz der Wahlen für dich interessiert, wirst du es nicht leicht haben!

Warum? Ganz einfach: Es werden sich genug Leute finden, denen schon bei der Vorstellung schlecht wird, daß ein ehemaliger Sträfling, ein Mann, der immer noch außerhalb der Gesetze steht, sich einfach herausnimmt, solche Sachen zu sagen, noch dazu in dem Land, das ihn verurteilt hat. Und das ist eigentlich normal.

Da wird es in einer gewissen Gesellschaftsschicht Zähneknirschen geben. Wieviel sind sie, diese Leute? Wenig, vielleicht nicht einmal eine Million, aber diese Million wird genug Lärm machen. Alle diese Konservativen, die Privilegierten, die finden, daß in unserer Welt ohnehin alles zum besten steht, die Revanchisten, die Fossilien, alle jene, die nicht mitansehen kön-

nen, daß auch die anderen Klassen sich verändern und entwickeln. Wie die Kolonialisten!

So wie diese Algerier und Marokkaner, die sich aufregen, daß man nicht mehr »Araber-Jagd« spielen darf. Und wehe, wenn jemand sagt, daß Araber auch Menschen sind! Den halten sie gleich für einen Kommunisten oder einen Utopisten, auf jedenfall aber für einen Verräter am französischen Imperialismus. Diese Art von Leuten ist durchaus dafür, auf die eine oder andere Art alle jene auszurotten, die ihre Ruhe stören. Sie haben die Erziehungsheime erfunden, aus denen es nur einen einzigen Weg heraus gibt: den, der geradewegs ins Bagno führt. Was ist er? Schuldig? Unschuldig? Scheißegal. Ein unmenschliches System? Superscheißegal. Hätte er eben das oder das nicht gemacht.

»Hätte er eben nicht...« Das ist ihr Leitmotiv. Leute, die es ruhigen Mutes auf sich nehmen, ärger zu sein als der Delinquent, wenn es um seine Bestrafung geht. Leute, die den Galeeren nachweinen, den Zeiten, wo man noch jemanden verurteilen konnte, bloß weil er vielleicht ein Verbrechen zu begehen imstande war. Von diesen wirst du genug zu sehen kriegen, Papi!

Aber immerhin, vierzig Jahre sind vergangen. Gott sei Dank. Während des Kriegs haben genug ehrliche Leute das Gefängnis von innen kennengelernt, die Polizeimethoden, manchmal auch die Justizmaschinerie, und die müßten jetzt eigentlich wissen, wie das ist, wenn man kein Mensch mehr ist, sondern nur noch eine Nummer.

Vieles hat sich geändert, nehme ich an. Ich hoffe es. Aber eines ist sicher: Wenn man mich in den Zeitungen, im Radio oder im Fernsehen fragt, so habe ich nicht das Recht, zurückzustecken, ich muß die Wahrheit sagen. Man wird schon sehen, was dann geschieht.

Es wird sicher hochinteressant werden, wenn auch nicht immer rosig. Aber vorwärts! Ich muß ehrlich sein, selbst wenn sich das auf den Verkauf des Buches schlecht auswirkt. Sei's drum! Und wenn ich zu genau bin oder zu ehrlich und die

Wahrheit laut herausschreie, dann habe ich eben Pech gehabt. Selbst wenn der finanzielle Erfolg des Buches dabei draufgeht, ich mache es trotzdem, ich muß es einfach machen, man muß hören, was ich zu sagen habe, was ich erlebt habe. Selbst wenn ich dann anstatt der Villa für Herrn und Frau Charrière eine winzige Wohnung in der Ardèche habe.

Erst als der neue Tag sich durch die kleinen Scheiben des Flugzeugs ankündigt, habe ich mich beruhigt. Die Entscheidung ist gefallen, jetzt kann ich schlafen.

»Kaffee, Herr Abenteurer?«

Nett lächelt sie mich an mit ihren großen schwarzen Augen. Man sieht, sie hat neben der Neugier auch Sympathie für mich.

»Gern, Kleine. Aber sag einmal, es ist ja schon heller Tag.«

»Ja, wir kommen bald an. Nur noch eine Stunde. Sagen Sie, es stimmt doch, daß es das Bagno nicht mehr gibt?«

»Gott sei Dank! Es ist ja auch schon zwanzig Jahre her.«

»Na sehen Sie! Schon allein daß man es aufgelassen hat, beweist, daß die Franzosen Ihnen recht geben werden. Sie haben es ja sozusagen schon im vorhinein getan.«

»Du hast recht, Kleine, so hab' ich das gar nicht gesehen.«

»Glauben Sie mir, Monsieur. Sie werden Ihnen zuhören, sie werden Sie verstehen, und mehr als das, viele werden Sie lieben.«

»Ich hoffe es aus ganzem Herzen. Danke, meine Kleine.«

»Bitte schnallen Sie die Sicherheitsgurte an. Wir beginnen das Landemanöver. Die Ankunft in Orly ist in zwanzig Minuten. Das Wetter ist klar. Außentemperatur 19 Grad.«

Das Wetter ist klar.

Wird es auch für mich klar sein?

Genug jetzt! Ich habe mir genug Fragen gestellt. Was soll's? Ich habe mein ganzes Leben lang mit hohen Einsätzen gespielt. Heute sind eben neue Karten ausgeteilt worden. Auf der Haut spüre ich es schon kribbeln, der Kampf steht unmittelbar bevor. Zum Gegner habe ich nur Leute, die durch ihre Bildung und ihren Beruf besser auf den Kampf vorbereitet sind als ich. Sie sind bereit, mich zu sezieren oder vielmehr mir ein neues Mäntelchen umzuhängen, maßgeschneidert für die wenigen hundert

Fälle, wie meiner es ist, für die paar Leute, die nicht von den Haien gefressen wurden, als sie den Ausbruch wagten.

Auf deiner Aktivseite, Papi, sind die Leiden und die Wahrheit.

Ganz so bewölkt ist der Himmel für mich nicht, denn beim Ausgang wartet ein erster Sonnenstrahl auf mich: Castelnau mit seinem freundlichen Lächeln. Und in der Hand hält er *mein Buch*, das erste Exemplar von »Papillon«.

»Danke, Jean-Pierre. Warte hier auf mich, ich will das Buch sofort Rita schicken.«

»Gut, aber beeil dich. Man wartet schon auf uns.«

»Wo?«

»Bei mir. Zwei wichtige Journalisten. Ich erkläre es dir unterwegs.«

Als wir uns trennen — zwei Blitzlichter! Das erstemal, daß ich von Pressefotografen aufs Korn genommen werde!

»Ich bin von »France-Soir« Willkommen in Paris, Monsieur Charrière!«

»Also, sag einmal, Jean-Pierre, geht das immer so schnell bei euch hier in Paris?«

So, das Buch ist abgeschickt. Jean-Pierre sieht etwas beunruhigt drein. »Nun Henri, wie geht's? Hast du kein Lampenfieber?«

»Nein, keine Angst. Es gehört schon mehr dazu, um mich aus der Ruhe zu bringen.«

»Du mußt wissen, Henri, Paris, die Journalisten, die Kritiker und das alles ist vielleicht anders, als du es dir vorstellst. Die Feder ist manchmal mörderischer als jede Pistole.«

»Keine Angst, Kleiner, ich weiß schon, was ich tue. Du kannst mir ruhig vertrauen.«

»Okay. Aber ich habe dich gewarnt, es wird hart auf hart gehen. Es ist nicht leicht, und du wirst müde werden. In einer Stunde geht es los.«

»So habe ich es gern. Und zwei Sachen sprechen für mich, vergiß das nicht: die Wahrheit und mein Wille zu siegen, wenn das Recht auf meiner Seite ist.«

»Um so besser. Also dann los!«

Da sind sie schon, die ersten beiden Scharfschützen! Im Salon von Castelnau warten Jacques-Laurent Bost und Serge Lafaurie!

Vorstellung. Kaum daß ich Zeit habe, meinen Koffer abzustellen, und schon setzen wir uns zu Tisch. Die beiden sympathischen, natürlich wirkenden Herren sind vom »Nouvel Observateur«. Jean-Pierre hat mir im Auto von ihnen erzählt.

Einen ersten Komplex habe ich mir schon angezüchtet. Ich hatte keine Ahnung davon, daß der »Nouvel Observateur« so bedeutend ist. Erst Jean-Pierre hat mich aufgeklärt.

Vielleicht wollen mich die beiden Scharfschützen durch die Müdigkeit kleinkriegen, schließlich habe ich eine vierzehnstündige Reise hinter mir, geschlafen habe ich auch kaum, und dazu noch die Veränderungen, Zeitumstellung, Klimawechsel. Möglich ist es ja, denn Bost gießt mir immer wieder ein, ich kann es gut brauchen, sagt er, nach so einer langen Reise. So, der letzte Bissen, und auf in den Salon. Kaffee, Whisky, jetzt geht es richtig los.

Kleingekriegt haben sie mich erst durch ihr sympathisches Wesen. Und in ihrer sympathischen Art sind die beiden unwahrscheinlich hinterhältig und gefährlich. Über alles und jedes stellen sie immer wieder Fragen, nichts wollen sie auf Anhieb glauben. Sieben Stunden hat das Gefecht gedauert, sieben volle Stunden. Und der einzige Erfolg von drei Flaschen Whisky ist der, daß Bost und Lafaurie noch aggressiver werden: Stimmt das auch? Oder stimmt es nicht? Ein bißchen nur? Wieviel? Zur Hälfte? Mehr? Mit FBI-Ausbildung hätten sie es nicht besser machen können. Immer wieder ändern sie den Wortlaut ihrer Fragen, um mich hereinzulegen, immer wieder neue Mätzchen. Hut ab! Ich habe noch niemanden gefunden, der jemanden hätte besser auseinandernehmen können.

Nach dem Verhör bin ich schweißgebadet und halbnackt,

denn inzwischen habe ich auch das Hemd abgelegt. Ich bin seit 23 Stunden auf, sieben davon im Kreuzverhör.

Na, weiß Gott, das beginnt ja gut! Wenn nicht der Whisky gewesen wäre, hätte man gleich glauben können, man ist auf der Polizeipräfektur. Na, wenigstens hat es keine Prügel gegeben, wie damals, vor 40 Jahren...

Eines hat mir gutgetan: Ich habe sie nachher zum Auto begleitet, und man merkte, daß sie noch müder waren als ich. Oder vertrugen sie den Whisky nicht so gut?

Jean-Pierre war auch zufrieden, als wir uns verabschiedeten.

»Gehen wir schlafen, du mußt ja völlig kaputt sein«, sagte er und mußte herzlich lachen, als ich ihm antwortete: »Keine Rede, davon müssen wir uns erst einmal erholen. Gehen wir einen trinken, hier muß es doch etwas geben in der Nähe.«

Und als wir dann in einem kleinen Café sitzen, rund um uns die Musik der Juke-Box und die Leute: »Papi, ich glaube, jetzt haben wir gewonnen, ich spüre es.«

Um drei Uhr früh kreuzen wir, nach einem weiteren Lokal, bei ihm zu Hause auf. Ich soll hier schlafen, im Zimmer seines Sohns. Er nimmt den Kleinen vorsichtig auf den Arm und legt ihn auf die Couch im Salon.

Die Bettücher sind noch warm von dem kleinen Bengel. Ich schlafe diesmal sofort ein, während um mich herum die Journalisten und Reporter einen wahren Sioux-Tanz aufführen und ihre Kriegsrufe nur aus Fragen, immer wieder neuen Fragen bestehen, die wie MG-Feuer auf mich hereinprasseln.

»Steh auf, Papi!«

Jemand rüttelt mich an der Schulter. Mühsam öffne ich ein Auge, und vor mir steht Castelnau, fix und fertig angezogen.

»Wie spät ist es?«

»Neun.«

»Abends?«

»Nein, neun Uhr früh!«

»Ja bist du denn völlig verrückt? Du weißt gar nicht, was dir alles passieren kann, wenn du mich um neun Uhr früh weckst! Weg mit dir, aber schnell!«

Schon ist mein Kopf wieder unter dem Polster, die Decke hochgezogen — aber Castelnau ist schon wieder da, zwickt mich in die Rippen. Und gerade als ich mich wieder herausgeschält habe, um ihm eins zu verpassen, sieht er mich lächelnd an und sagt: »Es ist furchtbar, nicht wahr? Aber schließlich haben wir es so gewollt, beide. Jetzt gibt es kein Zurück mehr, zu viele Leute warten auf uns.«

Teufel, jetzt geht es erst richtig los. Paris ist wie ein urzeitliches Ungeheuer. Wenn es jemanden entdeckt hat, will es ihn mit Haut und Haaren verschlingen. Zusammen mit Francoise Lebert und Castelnau bin ich ständig unterwegs, mal hier, dann dort; schnell hier ein Telefongespräch, da ein Interview, nein, dieses müssen wir leider ablehnen, dafür können wir Herrn XY gerne empfangen... Warum wir die einen ablehnen und bei den anderen zustimmen? Was weiß ich, aber lassen Sie mich doch ausschnauften, meine Herren!

»Und wir Journalisten, kommen wir vielleicht zum Schnauften, wenn wir hinter Ihnen herlaufen?«

»Aber da kann doch ich nichts dafür!«

»Doch, Sie sind schuld! Wir haben unsere Ruhe gehabt, ohne Hast unsere Artikel über die Präsidentschaftswahlen geschrieben, und dabei noch Zeit gefunden, mit bekannten und weniger hektischen Autoren essen zu gehen. Und dann sind plötzlich Sie da. Gott weiß, woher Sie kommen. Ja, okay, aus dem Bagno mit Zwischenlandung in Venezuela. Aber nicht nur, daß Sie so mir nichts, dir nichts auftauchen, das genügt Ihnen wohl nicht, Sie müssen auch noch unsere Tabus angreifen. Kurz gesagt, Sie scheißen uns auf den Kopf, und dann haben Sie auch noch die Frechheit, zu sagen, man soll Sie in Ruhe lassen. Aber Sie sind ja ganz einfach verrückt! Sie haben doch nicht die geringste Ahnung davon, wie es bei uns zugeht! Jedenfalls nicht so ruhig wie in Ihrer kleinen Hauptstadt Venezuelas. Hier sind wir in einer anderen Welt. Hier gehören Sie uns, Tag und Nacht, denn Sie sind im Augenblick ›das Ereignis‹, und wir müssen alle etwas davon abbekommen, denn morgen wartet der Moloch Publi-

kum auf Lesestoff, auf Sie. Sie sind das Aktuellste vom Aktuellen, mit allen Nuancen, die wir aufstöbern müssen, mit Ihren Ansichten, die wir verteidigen oder in der Luft zerreißen müssen. Was haben Sie denn gedacht? Stellen Sie sich einen Reporter vor, er erwischt Sie auf der Stiege und klammert sich an Sie fest oder setzt sich vor Ihr Auto, damit Sie nicht wegfahren können, oder er wartet vor dem Verlag oder ganz einfach vor der Klotür, und dann bringt er heraus, wo Sie zu Mittag essen gehen, er verfolgt Sie im Aufzug, wie der Jäger das Wild, stundenlang, er geht auf der Straße hinter Ihnen her und träumt davon, daß Sie zum Friseur gehen, wo Sie endlich stillsitzen müssen. Und das macht er so tagelang. Und Sie glauben im Ernst, wir machen das aus Spaß oder um Ihrer blauen Augen willen!«

»Warum denn sonst?«

»Weil wir unseren Beruf lieben. Weil wir einen besseren Artikel schreiben wollen als die Konkurrenz, mit bisher nicht bekannten Details. Weil wir zeigen wollen, daß wir auch nicht schlechter sind als die Idioten, die Sie schon in aller Früh aufgestöbert haben, nur weil sie Schiß davor haben, daß ihr Chef ihnen sagen könnte: Alle anderen haben ein Interview haben können, und was ist mit euch? Ihr kommt mit leeren Händen? Seid ihr blöd oder nur unfähig? — Entschuldigung, Chef, aber ich habe seine Ruhe respektieren wollen, er sah so müde aus! — Was, müde war er? Ausgelaugt? Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten? Und ihr habt sein Privatleben respektiert? Ihr seid verrückt, völlig verrückt. Er hat kein Recht zu schlafen, wann er will, oder zu essen, wann er will, wie lang er will und wo er will. Er gehört uns von der Presse, er ist der Fraß für unsere Leser. Er ist aktuell, und daher muß er sich zu unserer Verfügung halten, damit wir ihn ausbeuten, so wie wir es für richtig halten...«

Nicht ein einziges Essen ohne einen oder mehrere Journalisten, ohne »Persönlichkeiten«. Und einige waren sogar furchtbar nett, wie Paule Neuvéglise vom »France-Soir«, die gerade aus Nouéma kam und ohne überhaupt in ihre Wohnung zu fahren, nur mit dem Magnetophon unter dem Arm, bei mir herein-

schneite. Wir saßen in einem kleinen Lokal, »La Cafetière« in der Rue Manzarine, und ich erinnere mich gern an sie, ihre Persönlichkeit, ihre Intelligenz und die klare, sympathische Stimme. Das Magnetophon war kaputt, aber ihr heller und offener Blick war mir so sympathisch, daß ich wieder neue Kraft hatte, diesen Zirkus durchzustehen. Ich habe mit ihr wirklich gerne und mit aller Offenheit diskutiert. Mein Herz vor einer so verständnisvollen Frau auszuschütten hat mir richtig gutgetan.

Ein Mittagessen, wo ein magerer Mann mit ausgestreckter Hand auf mich zukommt, die Augen fest auf mich richtet, während er sich vorstellt. Es war Auguste Lebreton. Und wir reden und reden, und dann ist es plötzlich wieder zu spät geworden, und ich renne zu Laffont hinüber, um die 300 Bücher zu signieren, die er der Presse schickt, gleichzeitig liest man mir die Liste der Leute vor, die mich sehen wollen, und dann gehe ich noch allen Mitarbeitern des Verlags guten Tag sagen, schließlich haben sie seit zwei Monaten daran gearbeitet, daß das Buch zeitgerecht herauskommt.

Und ich rauche und rauche, und unterschreibe, unterschreibe wieder, und rede, rede ununterbrochen, höre mir Fragen an, obwohl ich schon gar nicht mehr sehe, wer sie stellt — und so geht das tage- und nächtelang, in Büros, auf der Straße, in Cafés, im Restaurant, Pigalle, Champs-Élysées, und dazu noch die Fotografen, die jeder Journalist in seinem Kielwasser mit sich schleppt, und Unmengen von Whisky, und oft ersticke ich beinahe daran, weil ich vor lauter Antworten kaum zum Schlucken komme.

»Aber ja, begreifen Sie doch, es war ärger als im Mittelalter!«

»Das ist doch nicht möglich, wir sind schließlich in Frankreich!«

»Eben deswegen ist es ja noch schlimmer! Schließlich hat unser Volk die Menschenrechte erfunden.«

Zerschlagen? Müde? Heiser? Nein. Zermalmt. Das ist das richtige Wort. Physisch und psychisch zermalmt. Jedesmal wenn wir wieder einmal später in der Nacht nach Hause kommen, zu Castelnau, lasse ich mich ganz einfach in das Bett seines Sohns

fallen, und manchmal habe ich gerade noch die Kraft, Schuhe und Krawatte auszuziehen, bevor ich in einen bleiernen Schlaf versinke.

Und mitten in diesem Sturm, in diesem Taifun, der mich wie einen Strohhalbm mitreißt, während ich antworten muß, links eine Frage, rechts eine Bemerkung, oben, unten, von überall her kommen sie, Männer, Frauen, sie kommen von Zeitungen und Zeitschriften, und dann muß ich im Radio sprechen, Zehnminutensendungen werden aufgenommen, die eine Woche lang, oder mehr, jeden Tag ausgestrahlt werden, während ich fast meine Stimme verloren habe und mit hängender Zunge und rotumränderten Augen von einer Apotheke zur anderen laufe, um etwas für meine Stimmbänder zu finden, mitten in dieser Hektik, während ich überhaupt nur zu verstehen suche, wo ich mich befinde und wer ich überhaupt bin, ob ich wirklich jedem Rede und Antwort zu stehen habe oder ob es nicht besser wäre, einfach abzuhausen, während mich der Vulkan der Aktualität mit Haut und Haaren in der Lava der Zeitungen und im Rauch der Radiosendungen zu verschlingen droht — bekomme ich einen Brief zugesteckt. Nénette, die Nénette meiner Jugend lebt noch! Und wie ein Verrückter schnappe ich mir das Auto von Julien Sarrazin, dem Mann von Albertine; und fahre nach Limeil-Brévannes, wo sie im Spital liegt.

Und ich muß vor Rührung heulen, als ich sie sehe, meine Nénette, die ich vor vierzig Jahren verlassen mußte, ohne je wieder von ihr zu hören. Wie gealtert sie ist, und krank. Jetzt, nach einem Unfall, geht es ihr überhaupt nicht gut. Aber in ihren Augen ist immer noch jener Glanz, der mir von damals in Erinnerung, geblieben ist. Sie weint auch. Ich gebe ihr das Wenige, das ich in meinen Taschen habe. Und wieder geht es nach Paris, wo schon die Meute auf mich wartet. Ich habe Nénette versprochen, wiederzukommen und sie nie mehr im Stich zu lassen. Und ich habe es auch halten können.

Und wie jeder weiß, kommt nach einer guten Nachricht immer etwas Beschissenes. Ich werde freundlichst zur Polizei vorgeladen, Quai de l'Horloge, um mein Aufenthaltsverbot of-

fiziell zur Kenntnis zu nehmen. Zufällig ist es dasselbe Büro, wo schon vor drei Jahren Albertine Sarrazin warten mußte, aus demselben Grund, und Castelnau hatte sie damals begleitet.

In dieser Hetzjagd, wo ich das Wild bin, gibt es nur wenige Pausen. Ein unvergeßliches Mittagessen mit Claude Lanzmann, ein Kuß von der unvergleichlichen Judith Magre. Und dann Radio Luxemburg und Pierre Dumayer. Und viele, viele andere. Und dann eines Abends ein Treffen bei Daniel Mermet, dem Chef der Verkaufsabteilung bei Laffont. Er stellt mich der Meute seiner Vertreter vor, die ganz Frankreich bereisen, und sie sind begeistert von mir: »Avanti, Papillon, wir stehen hinter Ihnen!« Wenn man mit dieser Mannschaft keine Bücher verkaufen kann, so wird es nie gelingen!

Ich bin in Combs-la-Ville, bei meinem Neffen. Wir schreiben den 18. Mai. Der Hexensabbat der letzten acht Tage ist vorbei, jeden Tag hat »France-Soir« Auszüge aus meinem Buch, zusammen mit meinem Foto, veröffentlicht. Jetzt kennt ganz Frankreich nicht nur einige meiner Abenteuer, sondern die Leute wissen auch, wie ich aussehe. Sonntag ist heute, und alles ist so schnell gegangen, alles war so überwältigend, so unerwartet, daß ich zehn Stunden schlafen mußte, um einigermaßen wieder auf dem Damm zu sein. Jetzt steht mir ein herrlicher, ruhiger Sonntag bei meinem Neffen bevor, und seine beiden Töchter begucken mit Neugier diesen Onkel, von dem sie im Radio und in den Zeitungen so viel hören.

»Einen Pastis, Onkel?«

»Gern. Einen Ricard, bitte. Das wird mir in der Windstille guttun. Und mich darauf vorbereiten, daß es morgen wieder losgeht!«

»Du mußt dich darauf einstellen, daß es noch ärger wird.«

»Du bist verrückt, ärger kann es nicht mehr werden!«

»Du wirst schon sehen, ärger noch als arg.«

Das Telefon! Aber wenn schon, für mich kann es nicht sein. Später muß ich noch Rita anrufen, sie soll nur wissen, daß die Bombe noch weit mehr Lärm gemacht hat, als wir es uns vorgestellt haben.

»Ja, er ist da, einen Moment, bitte Onkel, es ist Castelnau, er will dich sprechen.«

»Nett, daß du anrufst. Ja, sehr gut, ich erhole mich gerade. Ein schöner Sonntag, nicht? Hast du auch frei?«

»Bereite dich darauf vor, daß du in drei Stunden im Fernsehen sprichst. Du bist von Gaston Bonheur zu seiner Sendung ›Der Sonntagsgast‹ eingeladen. Gast ist eigentlich er, aber er hat dich und noch einige andere dazugenommen. Papi, es ist nicht nur für dich eine große Ehre, sondern auch sehr wichtig für das Buch. Sollen wir dich holen kommen, oder kommst du allein her?«

»Ich komme.«

Kaum habe ich aufgehängt, fragt Jacques schon: »Was ist los?«

»Ich bin von Gaston Bonheur zum ›Sonntagsgast‹ ins Fernsehen eingeladen. Kennt ihr den überhaupt?«

»Aber Onkel, das ist ja phantastisch, du hast riesiges Glück!«

»Also soll ich wirklich hingehen?«

»Laufen, Onkel, nicht gehen!«

»Du kommst ins Fernsehen?« schreien die Kinder durcheinander.

»Ja, in einigen Stunden könnt ihr mich sehen.«

Das französische Fernsehen, Staatsfernsehen! Und ich, der Ausbrecher, werde in einer offiziellen Sendung eines staatlichen Fernsehens reden können wie jeder andere Bürger. Unwahrscheinlich — und doch wahr. Dieses Frankreich, das mich 1931 zum Verfaulen nach Cayenne geschickt hat, dieses selbe Frankreich will heute von mir die Wahrheit hören... Hut ab!

Für mich war es ein Erlebnis ersten Ranges. Gaston Bonheur, der mich eingeladen hatte, ist ein bekannter französischer Intellektueller, ein erfolgreicher Autor, großzügig und intelligent, und so wie ich Sohn eines Provinzlehrers. Und er hat mich dem französischen Volk mit einer seltenen Großmut vorgestellt: »Wir sind beide Söhne von Provinzlehrern, die nach Paris gekommen sind. Und doch zwei völlig verschiedene Schicksale. Ich, Gaston Bonheur, suche mir das Milieu der Intellektuellen

und Journalisten aus und mache dort auch Karriere. Er, Henri Charrière, genannt Papillon, hat in Paris nur einen kurzen Zwischenaufenthalt und verschwindet dann, lebenslänglich, im Bagno. Und dieser ehemalige Sträfling, der jetzt wieder unter uns ist und ein Mensch wie jeder andere geworden ist, wird Ihnen nun etwas von seinem Leben erzählen.«

Und nach dem Interview, das Jacques Ertaud brillant geführt hat, stehen mir die Tränen in den Augen, als ich Gaston Bonheur noch die Hand schüttle und die Szene verlasse.

Später dann, als wir bereits in einem kleinen Café sitzen und feiern, gestehen mir alle, daß sie vor meinem Auftritt Lampenfieber gehabt haben: das erstemal vor der Kamera, man würde den guten Papi verwirren usw... Nein, wenn ich ganz ehrlich bin, ich habe mich wohl gefühlt. Ich war davon überzeugt — und die anderen auch —, daß ich mit Erfolg eine Prüfung abgelegt hatte, die für die Folge und den glücklichen Ausgang dieses Abenteuers wichtig war.

Man hatte es mir zwar prophezeit, aber ich hatte mir nicht vorstellen können, daß diese Sendung so gigantische Auswirkungen haben würde. Am nächsten Tag, einem Montag, hat mich der Wirbelwind wieder erfaßt — und stärker als je zuvor. Und die Radiosender, die Zeitungen, alle wollten sie Interviews und veröffentlichten jede meiner Äußerungen. Dann mischten sich auch noch die Zeitschriften ein und wieder das Fernsehen. »Paris-Match« hat mich tagelang verfolgt, bis nach Pigalle und zur Bastille, sie haben mich in eine Schule geführt, wo ich vor Elfjährigen über die Freiheit sprechen mußte... Übrigens löste diese Aufnahme in der Fernsehdirektion einen solchen Wirbel aus, daß sie dann wieder herausgeschnitten werden mußte. Was? Na, für wen hält er sich denn, dieser Bursche? Ein Sträfling, der unseren eigenen Kindern sagt, was die Freiheit ist? Sind denn alle verrückt geworden? hieß es.

Aber in diesem verrückten, fast unwirklichen Leben, wo ich nie mehr als vier Stunden zum Schlafen komme, gibt es doch außergewöhnliche Momente. Eine Teestunde bei Simone de Beauvoir, an einem Vormittag. Ich bin wirklich ganz durcheinan-

der, neben ihr zu sitzen, nehme die Persönlichkeit dieser unvergleichlichen, intelligenten Frau Detail für Detail in mich auf. Mir kommt plötzlich zum Bewußtsein, wo ich bin, wer neben mir sitzt — die große Philosophin und Denkerin, die mir sagt: »Der Weg, den Sie zurückgelegt haben, muß sehr schwer und voll der Leiden gewesen sein, nicht wahr? Aber jetzt sind Sie wieder da, im Hafen der Ruhe und Stille, das ist das einzig Wichtige. Ruhen Sie sich hier aus, und vergessen Sie nicht, Sie sind bei einer Freundin.«

Meine Rührung ist so stark, daß ich nicht einmal danke sagen kann, sondern stumm an meiner Zigarette ziehe und mich am Rauch verschlucke. Dann kommt Claude Lanzmann, und wir gehen alle drei essen.

Und der Wirbel geht wieder los, mit »L'Express«, mit »Minute«, Yvan Audouard und seinem »Canard Enchaîné«, und »Elle«, und dem »Figaro Littéraire«, und noch einmal »Europe 1«, und einmal mehr Radio Luxemburg, und andere, viele andere, an die ich mich nicht mehr erinnere, weil ich sie ganz einfach nicht mehr sah. Wie eine Windhose nimmt es gigantische Ausmaße an, steigt in die Lüfte, immer höher, und ich bin mit-tendrin, ich gehöre dazu, ich gehöre den anderen, gehe dorthin, wo man mich hinruft, setze mich hin, wo man mir sagt, und da kann ich schreien, soviel ich will, es hilft nichts, ich bin wieder ein Gefangener, aber diesmal ein Gefangener meines eigenen Buchs.

Rita habe ich telegraphieren können. »Alles wunderbar. Riesenerfolg. Küsse.« Am nächsten Tag erhalte ich ein Kabel von Rita: »Hiesige Presse spricht vom Erfolg. Bravo.« Und da muß ich lachen, weil ich an meinen Italiener denke, der es mir nicht glauben wollte. Mario ist sicher von allen meinen Bekannten der, der am meisten aus den Wolken fällt.

Jeden Tag sehe ich die Zeitungen und Zeitschriften durch. Der »Nouvel Observateur« hat aus dem Kreuzverhör gleich nach meiner Ankunft sieben volle Seiten gemacht, und Lanzmann hat in »Elle« wunderbar über mich geschrieben. Es geht so weit, daß Francois Mauriac von der Académie Française im »Fi-

garo Littéraire« über mich schreibt: »Dieser neue Kollege ist ein Meister.«

Und Castelnau sage ich lachend: »Na, vielleicht kommt es noch so weit, daß sie mich eines Tages in die Académie Française stecken!«

»Es hat schon ganz andere Sachen gegeben«, antwortet er.

Sechszwanzig irrsinnige Tage, sechszwanzig Tage, in denen der Unbekannte, der ich war, berühmt geworden ist, gefeiert, ein Star, in diesem Land, von diesem Volk, in diesem Paris, das mich zusammen mit Tausenden anderen zum Krepieren nach Guayana geschickt hatte. Es ist nicht leicht, ein Star zu sein.

Und die Bücher gehen weg wie nichts, dreitausend, viertausend, ja fünftausend am Tag.

Ja, es stimmt, ich habe viele Stars von Bühne und Leinwand kennengelernt. Es stimmt, ein so berühmter Mann wie Peter Townsend ist mich besuchen gekommen, er befand sich gerade im amerikanischen Spital in Paris. Es stimmt, bei meinen Freunden Armel und Sophie Issartel habe ich mit den berühmtesten Leuten unserer Welt gespeist. Es stimmt auch, daß der millionschwere Maler Vincent Roux, ein Freund des jungen Staranwalts Paul Lombard, mir seine Wohnung, eine der elegantesten in ganz Paris, zur Verfügung gestellt hat. Es stimmt, daß alle diese Leute sich darum gerauft haben, mich an ihren Tisch zu bekommen.

Aber all diese Ehren haben nichts an meinem Ich geändert. Ich habe zu viele Dinge im Leben kennengelernt, gute und weniger gute, um nicht zu wissen, daß alle diese brillanten Leute jetzt mit mir nett sind, weil ich im Augenblick eine Berühmtheit bin. Aber später, wenn es neue Berühmtheiten geben wird?

Für mich ist wichtig, daß die kleinen, unbekannten Leute aus dem Volk zu mir kommen, die Hippies, die einfachen Arbeiter. Und ich bin jedesmal echt gerührt, wenn einer von ihnen mir die Hand schüttelt oder mich beglückwünscht und eine Unterschrift in ein Buch oder auf einen Zettel Papier will.

Am 6. Juni bin ich kurz zurück nach Caracas gefahren, wäh-

rend hinter mir in Paris Castelnau und Françoise Lebert völlig erschöpft zurückblieben. Und bei der Ankunft war das Fernsehen am Flugplatz!

Ein weiter Weg — von meinen ersten Schritten in Freiheit, damals, in El Dorado, bis hierher.

Venezuela. Rafael Caldera, der Präsident, hat mich empfangen, und der Bischof von Caracas auch. Und alle Journalisten des Landes — bis auf einige natürlich — haben mir begeisterte Artikel gewidmet, Intellektuelle haben mein Buch gerühmt, vor allem Otero Silva, ein bekannter Schriftsteller, dem auch eine der größten Zeitungen Südamerikas gehört. Er und seine Frau haben sich sehr meines Buches angenommen, sie haben es Pablo Neruda geschickt, und der hat mir dann die Ehre erwiesen, mir persönlich zu gratulieren. Ganz zu schweigen von Radio und Fernsehen, wo ein so bekannter Moderator wie Renny Ottolina mich mit unwahrscheinlicher Freundlichkeit behandelt hat.

Ich hatte geglaubt, ich würde mich in Caracas ausruhen können. Weit gefehlt! Es waren noch keine zehn Tage vergangen, da kamen schon Reporter von »Paris-Match« und nahmen mich auf eine »Wallfahrt« zu den Stätten meines Buchs mit, nach Guayana und auf die Inseln. In Trinidad habe ich Master Bowen wiedergefunden, den Rechtsanwalt, der mich bei meinem ersten Ausbruch auffas; in Georgetown dann noch Pierrot-le-Fou und den weißhaarigen Uhrmacher. Und dann auch El Dorado, mein letztes Bagno, wo ich nicht nur alte Bekannte wiedertreffe, sondern wo man vom großen Register die Seiten fotografiert, auf denen mein Name aufscheint.

Anfang August. Wieder zurück nach Frankreich, und weiter geht der Zirkus.

Acht Monate hat es gedauert, ohne die kleinste Unterbrechung.

Acht Monate, in denen ich mich vom aktuellen Phänomen zum Schriftsteller mausere, um dann schließlich, das ist am gefährlichsten, ein Star zu werden.

Und in acht Monaten werden mehr als 800 000 Bücher verkauft.

Und dann beginnen die Reisen, die Länder, wo mein Buch in Übersetzung erschienen ist: Italien, Spanien, Deutschland, England, Belgien, die Vereinigten Staaten, Griechenland. Und überall wieder Radio, Fernsehen, Presse. Und ich rede und rede. Und überall nimmt man mich mit Herzlichkeit auf.

Wie könnte ich Genf vergessen, wo das Fernsehen mich damit überrascht, in einer Live-Sendung den Mann an meine Seite zu stellen, der im Bagno das Christentum vertreten hatte, Péan von der Heilsarmee, der in aller Loyalität erklärt hat, daß meine Beschreibungen nicht nur wahr sind, sondern leider noch untertrieben? Wie könnte ich die Stunden vergessen, die ich bei Charlie Chaplin in Vevey verbrachte, den Abend mit seiner Tochter? Wie könnte ich die Freundschaft eines Dichters wie Jacques Prévert vergessen? Er schenkte mir nicht nur von allen Büchern, die er geschrieben hat, ein Exemplar, sondern machte mir auch herrliche und wunderbare Zeichnungen hinein...

In Griechenland überrascht mich die Nachricht von den beiden »Anti-Papillons«, zwei Büchern, die kein gutes Haar an mir lassen. Es ist höchst aufregend, Feinde zu haben, denen man nichts getan hat, ja, die man nicht einmal kennt.

Ich war dumm und aufrichtig genug gewesen, in Interviews mehrmals meine Meinung zur derzeitigen Lage der Justiz in Frankreich zu sagen. Vor allem beim »Journal Inattendu«, einer Sendung von RTL, wo jeden Samstagmittag eine bekannte Persönlichkeit eingeladen wird, die aus irgendeinem Grund im Brennpunkt der Öffentlichkeit steht. An diesem Samstag war »Chefredakteur« der Sendung Papillon, rechts von mir Jean-Pierre Farkas, links Jean Carlier. Das aktuelle Thema war auch gegeben: die Affäre Gabrielle Russier — eine junge Lehrerin, die man zum Selbstmord getrieben hatte —; dazu noch der Fall Devaux — ein Angestellter, dem man einen grauenhaften Mord anlastete.

»Papillon, was halten Sie von diesen beiden Fällen?«

Ich habe die Gefahr gleich erkannt. Wenn ich nicht antworte oder den Fragen ausweiche, wird man sagen: »Dem Papillon ist der Erfolg zu Kopf gestiegen, er ist anmaßend geworden, er

vergißt, wo er herkommt. Er will nicht einmal mit den Leuten zusammenarbeiten, die ihm zum Erfolg verholfen haben. Er ist ein Egoist und weiß nicht einmal, was Dankbarkeit heißt.« Und wenn ich antworte, wenn ich wirklich meine Meinung sage, dann wird es heißen: »Der Papillon ist plötzlich zum Alleswisser geworden, er weiß auf alles eine Antwort, und noch dazu glaubt er, der ehemalige Sträfling, daß er uns sagen kann, was wir tun sollen und was nicht. So kann das nicht weitergehen«, hätten sie gesagt.

Da es so und so nicht gutgehen konnte, sagte ich eben meine Meinung, frei heraus. Es wäre mir auch schwergefallen, damit hinter dem Berg zu halten.

Und dann hat es natürlich genug Journalisten gegeben, die der Ansicht waren, so könne es nicht weitergehen: »Wir haben ihn geboren, diesen Papillon, wir haben ihn zum Helden des Tages gemacht, nun, dann werden wir ihn eben auch zerstören. Es wird sicher lustig sein und uns auch etwas einbringen. Auf die Art haben wir ihn vorher, während und auch nachher gut verkauft.«

Über diese Sendung konnte Edgar Schneider später schreiben: »Papillon hat die Antennen von Radio Luxemburg zum Erzittern gebracht, und die Entrüstung ist noch lange nicht vorbei.«

Diese Sendung war einer der beiden Tropfen, die das Faß zum Überlaufen gebracht haben.

Der andere war eine Einladung in die höchsten Justizkreise von Paris. Mich, als »Justizsubjekt«, haben die Herren eingeladen, die die Gesetze machen und sie vertreten, und das Ganze spielte sich unter der traditionsreichen Kuppel der Pariser Rechtsfakultät ab. Das ging zu weit. Da saß dieser ehemalige Sträfling nun neben Dr. Jean Lamaire, dem Präsidenten der Rechtsanwaltskammer, und erläuterte seine Ansichten vor so berühmten Persönlichkeiten wie Professor Baruk, Dr. Brunois, Professor Levasseur oder Sacotte, dem Mitglied des Obersten Gerichtshofs, und Dr. Stancier, dem Generalsekretär der Internationalen Gesellschaft zur Vorbeugung der Kriminalität.

Nein, das konnten sie einfach nicht mehr mit ansehen, dem mußte man einen Riegel vorschieben, Papillon mußte zum Schweigen gebracht werden, am besten, man diskreditierte ihn.

Und dann stößt die Polizei einen Journalisten auf — einen »literarischen Polypen«, wie »La Suisse« dazu schrieb —, der mit Hilfe eines Kommissars ein Buch gegen mich herausbringt.

Im Leben gibt es völlig verschiedene Situationen, die an den beiden Extremen jeder möglichen Lage stehen.

Haben Sie je den Himmel kennengelernt?

Waren Sie je im Himmel, wo die Leute alle nett zu Ihnen sind, Sie freundlich grüßen und Ihre Vorzüge loben?

Waren Sie im Himmel, wo die eigens für Sie komponierte Musik langsam in die Luft steigt und die zarte Melodie Sie gefangennimmt?

Waren Sie im Himmel, wo graziöse Engel mit ihren Kindern auf Sie zukommen und Ihnen Tausende von Zetteln hinhalten, damit Sie Ihre wertvolle Unterschrift darauf setzen?

Waren Sie im Himmel, wo alles, was Sie tun und lassen, gelobt wird?

Waren Sie im Himmel, wo man Sie bei allem und jedem um Rat fragt und diesen dann für gut befindet?

Waren Sie im Himmel, wo die Söhne der Leute, die Sie einmal mißhandelt haben, auf Sie zutreten, um für Ihre Eltern um Verzeihung zu bitten?

Waren Sie im Himmel, wo echte Professoren Ihnen zuhören, anstatt selbst zu sprechen?

Waren Sie im Himmel, wo die großen Geister der Literatur Sie aufnehmen und Ihnen zujubeln?

Aber beim Verlassen dieses Himmels sind Sie dann in den Dreck gefallen, und die Ratten haben sich um die Reste Ihrer einstigen Größe gerauft, sind Sie in den Dreck gefallen, weil es eine Meute von eifersüchtigen Neidern so wollte, Raubvögel und schleimige Larven, die sich im Dreck wälzen, in diesen trüben Wassern vegetieren und sich wohl dabei fühlen. Sind Sie in den Dreck gefallen, wo die vom Leben Besiegten ihre zerstörte Existenz beenden, die alten Raupen, die ein Schmetterling hin-

ter sich läßt, die haßvollen Verbitterten, die seit Jahren im Dunkel der Anonymität leben.

Sind Sie wirklich in diesen Dreck gefallen, von diesen wütenden Lebewesen gestoßen und gezogen, die alle nur eins wollen: auch Ihnen den Virus ihrer gräßlichen Krankheit zu übertragen, weil sie Ihnen den Erfolg nicht verzeihen?

Ja oder nein, haben Sie Himmel und Dreck kennengelernt?

Ja oder nein, haben Sie diese beiden Seiten von Paris kennengelernt?

Vielleicht keine von beiden?

Nun, ich habe beide gekannt!

Und das einzige, was mir von dem allem bleibt, sind Tausende und Abertausende von Briefen, aus allen Ländern dieser Erde, in denen meine Leser mir zurufen: »Neun, die neun, du hast gewonnen, Papillon, du hast dein Banco gewonnen. Steck ein, Bursche, wir freuen uns für dich!«

Zurück nach Caracas, wo ebenfalls Himmel und Dreck gleich nebeneinander liegen.

Und in unserer Wohnung, immer noch derselben, in unserem wenig eleganten Stadtviertel von Chacaito, an dem eisernen Schreibtisch, wo ich »Papillon« geschrieben habe, sitze ich jetzt und streichle die Schätze, die mir dieses herrliche Abenteuer eingebracht hat.

Hier habe ich die Briefe aufgemacht, hunderte, tausende Briefe, die mich veranlaßt, ja gezwungen haben, dieses zweite Buch zu schreiben, Briefe aus der ganzen Welt, in denen Seelen sich mir öffnen, vor mir ausbreiten, mir sagen: »Ihnen habe ich es zu verdanken, Ihrem Buch, daß ich nicht Selbstmord begangen habe. Ich habe die Stunde der Verzweiflung vorbeigehen lassen, ich habe meinen Glauben an das Leben wieder, mein Leben ist anders geworden, ich habe eine Situation überstanden, die ich nicht hätte aushalten können.« Diese Briefe, von Jungen und Alten, von Burschen und Mädchen, in denen sie mir erklären, daß mein Buch ihnen die Kraft gegeben hat, das Leben wieder zu lieben.

Dieses herrliche Abenteuerleben, ich liebe es; wenn man alles auf eine Karte setzt, von neuem beginnt, sobald man verloren hat, dieses großartige Leben, das uns immer Neues bietet, wenn wir nur das Risiko lieben, dieses Leben, das uns bis auf den Grund unseres Seins erzittern und vibrieren läßt, dieses Leben, das wir in uns spüren, sobald wir uns bewegen, sobald wir aus dem Fenster hüpfen, um dem Abenteuer nachzulaufen, dem Abenteuer, das jedem offensteht, in jeder Lebenslage, man braucht es nur wirklich zu wollen, das Leben, in dem du nie verloren sein wirst, weil du einen Coup vorbereitest, sobald du einen anderen verloren hast, und diesmal hoffst du ganz bestimmt, als Sieger hervorzugehen, dieser Lebensdurst, den man nie löschen darf, sonst verliert man seine Kraft, in jedem Alter, in jeder Situation, jung genug zu sein, um zu leben, zu leben, immer wieder aufs neue zu leben, frei, ohne Hindernisse, woher sie auch kommen könnten — leben!

Und deswegen habe ich mich auch nicht auf dem gewonnenen Banco meines Buchs ausgeruht, und anstatt für unseren Lebensabend zu sorgen und ruhig sitzen zu bleiben, habe ich mich in etwas Neues gestürzt.

Ich habe einen Film gedreht, »Popsy-Pop«. Ich habe dabei hoch gespielt — und hoch verloren.

Die Idee war von mir, das Drehbuch habe ich geschrieben, und mitgespielt habe ich auch: einmal mehr wollte ich leben, spielen und gewinnen. Gelebt habe ich wieder, wie ich wollte, aber aus dem Gewinn ist nichts geworden. Verloren, das Banco.

Aber es gibt noch so vieles andere. Eines Tages geht es wieder los, sicher. Wann? Das ist egal, Hauptsache, das Leben ist schön. Und das ist es wirklich!

Auf Wiedersehen.

Fuengirola, August 1971

Caracas, Februar 1972



050-BAB-344